

Hans Luger

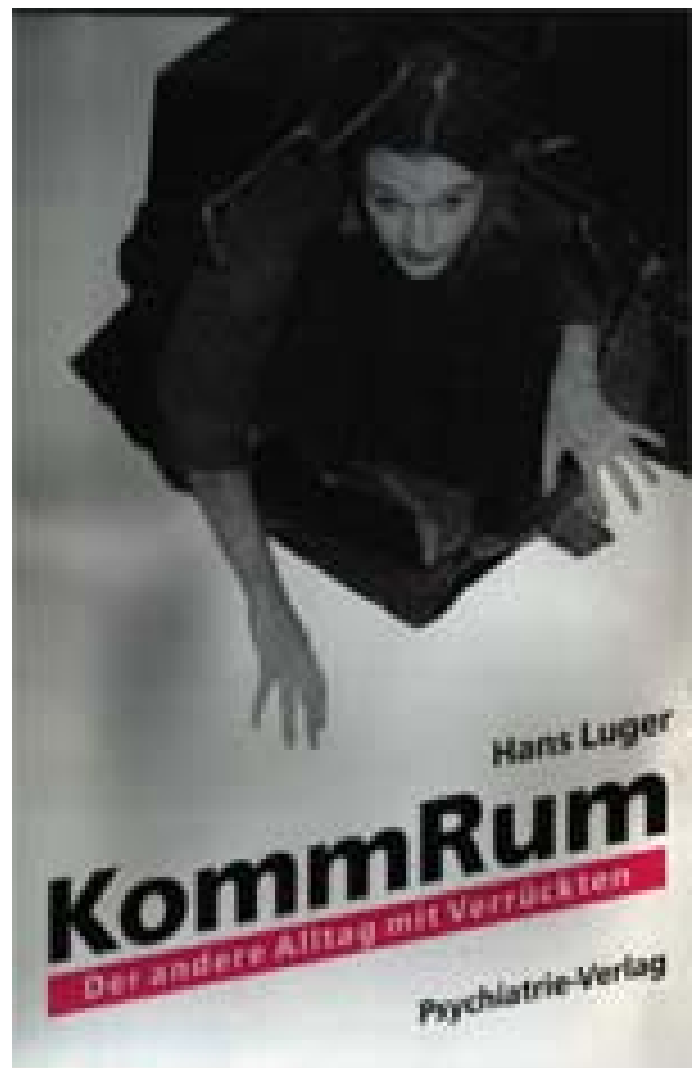
KommRum

Der andere Alltag mit Verrückten

Erschienen erstmals
im April 1989
im Psychiatrieverlag Bonn

2. überarbeitete Auflage 1990

ISBN 3-88414-105-8



Inhaltsverzeichnis

Vorspann zur zweiten Auflage	3
Damit Sie wissen, was Sie erwartet	4
1. TEIL Vorstellung	
Edmund – Die Sonne geht auf	6
KommRum - Innenansichten	14
Samstag Abend Live	25
KommRum – Aus der Perspektive der Verrückten	40
2. TEIL Verrückte Strategien	
Wilfried – Versteckt im Dschungel der Worte	51
Die Magie der Begriffe	62
Roland – Schütze sich, wer kann	76
Statikprobleme	85
Weltenreiter	94
3. TEIL Gesellschaftliche Not-Lösungen	
Marion – Schneewittchens Rache	104
Im Netz der Institutionen	114
Werner – Der Schrei nach Wiedergutmachung	122
Kompetenzgerangel	131
4. TEIL Alltag – Konzepte auf dem Prüfstand	
Michael – Sehnsüchtiges Kind im Manne	139
Zugänge	148
Hugo – Schmerzhaftes Barrieren	157
Sehnsüchte	163
Rudi – Verständigung mit einem Dichter	172
Gibt es ein Leben nach der Psychiatrie?	181
Aufbruchstimmung	194
Nachlese	205
Literaturhinweise	207

Vorspann zur 2. Auflage

Ich konnte es mir vorher nicht so recht vorstellen: Aber so ein Buch hält einen ganz schön auf Trab, wenn es endlich fertig und auf dem Markt ist. Ich habe wohl noch nie so viel und so angeregt mit den unterschiedlichsten Leuten diskutiert wie seit dem April 1989, als die erste Auflage an den Start ging. Es gab viele persönliche Briefe und Anrufe von Betroffenen, Angehörigen oder Helfer(inne)n, eine Reihe von Lesungen und Veranstaltungen, auf denen ich das Konzept des KommRum und unseren „anderen Alltag“ mit Verrückten“ vorgestellt habe. Natürlich auch manche Kritik, vor allem von Menschen, die in der Psychiatrie arbeiten und sich angegriffen fühlen in ihrem Bemühen, aus der schlimmen Situation noch das Beste zu machen.

Vor allem aber: Neugierde auf die „Verrückten“, die ich beschrieben habe, auch bei Leuten, die gar nicht „vom Fach“ sind und auch bei solchen, die sonst nur mit spitzen Fingern ein Buch zu diesem Thema anfassen würden. Besonders gefreut hat mich die Zustimmung zu meinem Versuch, praktische Erfahrungen aus der Arbeit mit Psychiatriebetroffenen ganz persönlich (und dabei doch professionell) einer breiteren Öffentlichkeit nahe zu bringen. Das zeigt für mich gleichzeitig einen ungeheuren Mangel auf: Das soziale Feld, das die Psychiatrie beackert, ist ein absolut persönliches, und die intensiven Gefühle, Konflikte und zwischenmenschlichen Verstrickungen, um die es hier geht, lassen keinen unberührt, auch und vor allem nicht die, die am liebsten damit nichts zu tun haben wollen. Aber in den Texten, in denen die psychiatrisch Tätigen bisher ihre Arbeit beschreiben, bleibt von dieser Intensität und der persönlichen Beteiligung kaum noch etwas übrig. Theoretische Abhandlungen, Versorgungskonzepte, Statistiken helfen Abstand zu schaffen und sich die „Verrückten“ innerlich vom Leibe zu halten.

Doch alle Ansätze, die Ausgrenzung der „schwierigen“, störenden Menschen durch Reform von Institutionen aufzuheben, werden Kosmetik bleiben, solange nicht das manchmal banale, manchmal faszinierende alltägliche Leben mit Verrückten in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerät, mit allem, was es für die „Normalen“ bereithält - den Widersprüchen, der Anstrengung und Verunsicherung, und dem persönlichen Gewinn aus diesem Kontakt.

Ich wünsche mir, dass der Erfolg dieses Buches auch andere zu persönlichen Berichten aus ihrer praktischen Arbeit ermuntert.

Damit Sie wissen, was Sie erwartet:

Ich möchte Ihnen einige unserer Gäste nahe bringen, so wie ich sie selbst in den letzten Jahren erlebt habe. Sie gelten als verrückt, man bezeichnet sie als „psychisch krank“, sie benehmen sich manchmal recht ungewöhnlich, und erst bei näherer Bekanntschaft lugen sie hinter dieser Tarnung hervor: sensible, verletzbare Menschen, bisweilen voll Witz und Kreativität. Brüche in ihrer Lebensgeschichte haben sie ins soziale Abseits getrieben.

Ich bin ihnen an meinem Arbeitsplatz im KommRum, einem alternativen Projekt in Berlin-Friedenau begegnet. „Komm 'rum“ ist als freundliche Einladung gedacht und dient gleichzeitig als Abkürzung für „Kommunikationszentrum - ein Treffpunkt, den Menschen aufsuchen, wenn sie Hilfe bei ihren persönlichen Problemen brauchen, aber auch, wenn sie sich mit anderen zusammen vergnügen wollen. Ich arbeite hier als Psychotherapeut, und seit drei Jahren auch als „Wirt“ im Café des KommRum, dem „kommunikativen Herz“ des Projekts. Hier begegnen sich alle, die mit dem KommRum zu tun haben: die Mitarbeiter/innen, die Teilnehmer/innen an den verschiedenen Gruppen, Leute, die zur Therapie hierher kommen und Besucher/innen aus der Nachbarschaft. Mitten unter ihnen bewegen sich, als treue Stammgäste, Menschen, die ihre Verrücktheit in die Psychiatrie gebracht hat. Sie verbringen hier, neben all den „Normalen“, einen wichtigen Teil ihres Lebens und tragen entscheidend zum Klima dieses Cafés bei: Sie gewährleisten, dass hier nicht die coole, fassadenhafte Stimmung von üblichen Szenekneipen aufkommt.

Wir KommRum-Mitarbeiter/innen sorgen dafür, dass sie hier einen Platz finden, an dem sie möglichst nicht weiter gedemütigt und ausgegrenzt werden. Sie haben teil am ganz gewöhnlichen Alltag dieses Cafés, und dabei zeigt sich: Ihr auffälliges Verhalten ist nicht Ausdruck einer „Krankheit“, ist kein Grund, sich vor ihnen zu ängstigen oder ihnen aus dem Weg zu gehen. Ihre Verrücktheit ist einfach eine Art Verhaltensstrategie, ein Weg, heil durchs Leben zu kommen. Sie schaffen sich eine eigene Welt, um sich zu schützen. Die fatale Konsequenz: Diese Schutzmaßnahmen schwächen ihre Lebenstauglichkeit, sie führen ein Leben am Rande der Gesellschaft - wenigstens solange in unserer Kultur richtiges „Funktionieren“ so hoch bewertet wird.

Der gemeinsame Alltag in diesem Café ist nicht immer leicht. Die Abstimmung zwischen den verschiedenen Welten erfordert einige Übersetzungsarbeit. Das Konzept der „Verletzungen“ hat mir dabei entscheidend weitergeholfen. Sich persönlich verletzt zu fühlen, kennt wohl jeder von uns - das schafft eine gemeinsame Basis zur Verständigung. Bei manchen Menschen gehen Verletzungen eben so tief, dass sie vor dieser Bedrohung ihrer Persönlichkeit in eine andere Wirklichkeit ausweichen müssen.

Dieses Verständnis von Verrücktheit versuche ich in diesem Buch, über die Schilderungen des bunten Treibens im Café hinaus, zu verallgemeinern und dennoch möglichst alltagsnah darzustellen. Daneben habe ich eine Reihe von Themen angeschnitten, die damit zusammenhängen: Zum Beispiel die Problematik von Diagnosen und Krankheitskonzepten, die grundsätzlichen Mängel der psychiatrischen Institutionen, die sich für Verrückte zuständig fühlen, oder die Frage, wer eigentlich verantwortlich ist für jemanden, der sich in seine eigene Welt begibt und in der „normalen“ nicht mehr so gut zurechtkommt.

Die Haltung des KommRum zu diesen Themen lässt sich umschreiben mit dem Spruch „Tiefer hängen!“. Es wird Zeit, die Psychiatrie auf den Boden zu holen, die aufgeblasene Aura von Wissenschaftlichkeit, die überdimensionierten Institutionen und den bürokratischen Apparat zurückzustutzen und möglichst viele „Sondersituationen“ durch ganz normalen Alltag zu ersetzen.

Alles ein paar Nummern kleiner - dann ist auch der persönliche Kontakt eher möglich, den Verrückte am allerdringendsten brauchen, um sich in der Normalwelt sicher zu fühlen.

Ich will nicht nur über das psychiatrische Versorgungssystem meckern, ich möchte auch darstellen, was wir im KommRum anders machen, wie wir diesen anderen Alltag mit Verrückten organisieren, so dass wirklich Begegnung stattfindet. Ich werde Ihnen schildern, welche Gedanken wir uns machen, um Zugang zu unseren Gästen zu finden, und wie wir versuchen, ihnen ein Leben in Würde zu ermöglichen.

Wie bei Alternativprojekten üblich, ist es auch im KommRum schwer auseinander zu halten, was Standpunkt und Leistung des Einzelnen und des gesamten Projektes ist. 24 Kolleg(inn)en verwalten mit mir zusammen diese Einrichtung und arbeiten in den verschiedenen Bereichen. Wir sind, glücklicherweise, recht unterschiedlich (und dennoch, oder auch deswegen, zieht sich eine konstruktive Grundstimmung durch dieses Projekt). So spiegelt dieses Buch zunächst meine eigene Sichtweise wider, ich bin für diesen Text verantwortlich. Aber was ich beschreibe, gründet sich auf die Arbeit des gesamten Projekts, ist ohne die gemeinsamen Erfahrungen und Auseinandersetzungen nicht denkbar, insbesondere nicht ohne die Zusammenarbeit mit meinen sieben Kolleg(inne)n in unserem Café-Team.

Ich will dennoch zwei besonders herausheben: Heiner Bertram, Psychotherapeut im KommRum und Seele des Projekts, ohne dessen Weitblick, Energie und Ideen es dieses Kommunikationszentrum nicht gäbe, und meine Freundin Birgitta Molzer, Mitstreiterin im Café, die mich bei der Arbeit an diesem Buch immer wieder angeregt, kritisiert und ermuntert hat - eine liebevolle, wohltuende Begleitung bei meinem mühseligen kreativen Prozess.

Ebenso zu danken habe ich den Menschen, die hier beschrieben sind. Die Gespräche rund um dieses Buch sind zu einem wichtigen Teil meiner Arbeit im Café geworden, und ich habe viel aus diesen Begegnungen gelernt. Daher verstehe ich diesen Text auch als eine Liebeserklärung an unsere verrückten Gäste. Sie haben mein Leben reizvoller und intensiver werden lassen.

Und nun: Treten Sie bitte näher!

1. TEIL VORSTELLUNG

Edmund - Die Sonne geht auf

Ein trübsinniger Dienstagnachmittag - das Wetter draußen genauso wie die Atmosphäre hier drinnen im Café. Dienstagnachmittag bedeutet: Auftakt für eine neue Woche Cafébetrieb nach dem Ruhetag, bedeutet Putzen, Aufräumen, Vorbereiten. Also habe ich mit Moni und Birgitta, meinen Kolleginnen heute, zwei Stunden lang gefegt, gewischt, Müll weggeräumt, Tische und Stühle ordentlich hingestellt, Geschirr in die Spülmaschine gepackt und wieder ausgeräumt, für zwei Tage eingekauft, Geld zur Bank gebracht. Wir haben die Tische abgewischt, frische Blumen, saubere Aschenbecher und neue Kerzen daraufgestellt, die Vorräte in den Kühlschränken nachgefüllt, und die erste Kanne Kaffee aufgesetzt. Während ab 16 Uhr schon die ersten Gäste kamen, haben wir noch belegte Brötchen vorbereitet und zusammen mit frischem Kuchen in der Vitrine ausgestellt. Jetzt brauche ich erst mal eine Pause.

Niemand von uns dreien war besonders guter Laune, als wir heute mit der Arbeit anfangen. Wir haben weitgehend stumm nebeneinander her gearbeitet, uns allenfalls gemeinsam über den Haufen dreckigen Geschirrs geärgert, den uns unsere Kollegen gedankenlos hinterlassen haben (für sie ist das Café tagsüber Kantine, in der sie sich nach Herzenslust selbst bedienen können). Die Stimmung, die jetzt im Raum herrscht, während ich mir selbst eine Tasse Kaffee gönne, heitert mich auch nicht auf. Moni und Birgitta bereiten, mit dem Rücken zum Publikum, noch eine Schüssel Salat vor, ich mustere solange die Szenerie im Café.

Von den zehn Tischen sind im Augenblick nur die Hälfte besetzt. An vier davon sitzt jeweils ein Gast für sich allein. Drei von ihnen kenne ich, sie warten offensichtlich darauf, dass ihr/e Therapeut/in auf der Treppe erscheint, die vom Café ins Obergeschoss führt (dort sind die Therapieräume) und sie zur Sitzung abholt. Alle drei scheinen keine Lust auf ein Gespräch zu haben, zwei blättern flüchtig alte Zeitschriften durch, der dritte rührt nachhaltig in seiner Tasse und blickt ab und an erwartungsvoll zur Tür. Genau, er gehört zu der Therapiegruppe, die sich dienstags trifft und die vorher schon immer eine Weile zusammensitzt. Den vierten habe ich hier noch nie gesehen. Er hat sich vorhin an der Theke ein Glas Saft geben lassen, hat sich stumm unser Programmheft gegriffen, und darin ist er jetzt vertieft. Vielleicht wird er nachher mit einer Frage an die Theke kommen, wenn er sich etwas akklimatisiert hat.

Rockmusik von der Stereoanlage beschallt den Raum, ab und zu begleitet vom Klappern der Schachfiguren am fünften Tisch, dem Stammplatz von Anton und Michael nahe der Theke. Sie standen auch heute wieder Schlag 16 Uhr vor der Tür, um sich wie fast täglich im KommRum den Nachmittag und Abend zu vertreiben. Beide sind durch ihre Psychiatriekarriere aus der Bahn normaler Staatsbürger getragen worden. Anton ist Frührentner, Michael lebt zur Zeit von Sozialhilfe, und während Anton sich schon arrangiert hat und keine Lust mehr verspürt auf ArbeitsStress, hat Michael zwar keine Hoffnung mehr, auf dem normalen Arbeitsmarkt unterzukommen; aber das Thema beschäftigt ihn noch, er arbeitet sich daran ab, dass aus ihm nichts Ordentliches geworden ist. Heute habe ich beide nur flüchtig begrüßt, bis jetzt bin ich nicht in der Stimmung, mehr Kontakt aufzunehmen.

Es gibt Tage, an denen das ganz anders ist: Dann bin ich fast süchtig nach der Arbeit hier im Café, nach den vielen unterschiedlichen Leuten, und gerade nach den ganz persönlichen, oft nur Sekunden dauernden Momenten einer intensiven Begegnung mit diesen „Verrückten“; ein kurzes Aufblitzen von Offenheit, fast kindlicher Nähe und erschreckender Verletzlichkeit, bevor sie flugs

wieder ihre Tarnkappen aufsetzen, sich verrückt und langweilig geben und mir bisweilen kräftig auf die Nerven fallen.

Manchmal ist das wie ein Rausch. Dann reisst mich diese Atmosphäre mit, und ich, der ich sonst eher als zurückhaltend gelte, bin aufgedreht, schäkere mit den Gästen bei jedem Kaffee, den ich über die Theke reiche, und lasse mir bei jedem Besucher einen Spruch einfallen, um ihm das Gefühl zu geben, dass er hier wahrgenommen wird und willkommen ist. Ich werde zum Stimmungsaufheller und Animateur, und noch lange nach 22 Uhr, wenn das Café schließt, schießen mir die tausend kleinen Situationen durch den Kopf, die ich in diesen sechs Stunden erlebt habe. Ich erinnere mich dann an Momente von Freude, wenn jemand aufgetaut ist und endlich Kontakt zu anderen fand; an Momente von Leid, Einsamkeit und Verzweiflung, wenn welche wieder nicht aus ihrer Haut konnten, auf niemanden zuzugingen, und mit ihrem inneren Druck eine so abschreckende Ausstrahlung verbreiteten, dass keiner sich traute, sie anzusprechen; an Augenblicke von Rührung, wenn bei manchen die Fassade des „Ich brauche niemanden“ Risse bekam und ihre Gesichter weicher wurden. Dazwischen schieben sich in meiner Nachlese die Bilder von den Szenen, als sich jemand danebenbenahm oder herumbrüllte, oder auch nur stundenlang durchs Café wanderte und vor sich hin brabbelte.

Doch heute: keine Spur von diesem Rauschgefühl. Ich stelle mich auf einen schwierigen Tag ein. Um diese Arbeit mit Spaß und erfolgreich machen zu können, muss man aktiv auf das Geschehen Einfluss nehmen, muss vor allem eine gute Ausstrahlung mitbringen und viel emotionalen Vorschub leisten. Heute bin ich abgebrannt, brauche selbst Aufmunterung.

Anton wirft mir einen Blick zu, und ich merke, wie ich ausweiche. In der Ecke steht ein Regal mit verschiedenen Spielen, schon wieder hoffnungslos durcheinandergewürfelt, damit kann ich mich jetzt eine Weile beschäftigen. Ich sortiere vor mich hin, Birgitta und Moni, inzwischen beim Salatschnippeln miteinander ins Gespräch gekommen, tragen halblautes Gemurmel zur Geräuschkulisse bei. Vom Tisch der beiden Schachspieler kommt ein etwas lauterer „Matt!“. Das Klappern der Schachfiguren, die wieder in die Schachtel gepackt werden, lässt mich einen verstohlenen Blick in diese Richtung werfen. Michael, obwohl er mit dem Rücken zu mir sitzt, muss das mitbekommen haben: „Ja, Hans, wir zwei spielen auch mal wieder eine Partie miteinander!“ Da ich nicht gleich begeistert reagiere, setzt er ohne Überleitung zu einem lauten Vortrag über den Monopolkapitalismus an.

An anderen Tagen ist er darin ausdauernder. Heute ist noch keine Besucherin hier, vor der er sich produzieren könnte, und ich spüre nicht den Impuls, ihn zu erziehen, den er sonst mit seinen Vorträgen bei mir auslöst. Moni und Birgitta reagieren auch nicht, und so wird Michael bald wieder leiser und beschränkt sich schließlich darauf, mit seiner üblichen Leidensmiene eine kaum verständliche Litanei von Selbstbeschimpfungen vor sich hin zu murmeln. Anton, sein Gegenüber, zündet sich eine neue Zigarette an, er kennt das schon. Die anderen Gäste, die irritiert aufgeblickt haben, widmen sich wieder ihren eigenen Gedanken, und ich merke, wie meine Laune weiter absackt. Michael hat (ich denke, er tut das ganz bewusst und zielsicher) genau dieses Gefühl von Ohnmacht, das Gefühl, ihn nicht erreichen zu können, bei mir hervorgerufen, das mich manchmal am Sinn unserer Arbeit und am gesamten Konzept des KommRum zweifeln lässt.

Wahrscheinlich ist er einfach nur beleidigt, dass ich nicht sofort „Au ja!“ gesagt habe. Aber muss er mir deswegen gleich den letzten Rest meiner Stimmung verderben? Genau deswegen bin ich doch in die Arbeit hier im Café eingestiegen: Ich wollte beweisen, dass auch Gäste, denen man ihre Psychiatrievergangenheit anmerkt, oder die sich einfach merkwürdig benehmen, nicht zwangsläufig die Atmosphäre in einem öffentlichen Café stören, sondern sie vielleicht sogar beleben und interessanter machen. Und jetzt hat Michael es wieder geschafft, mich zu entmutigen!

Ich fühle mich nicht fit genug, ihn dafür anzumachen, oder Verständigung mit ihm zu suchen, meine Fantasie gibt heute nicht viel her. Stattdessen ein Anflug von Resignation: Warum bin ich auch so blöde, mich überhaupt mit diesen Verrückten abzugeben? Immer nur emotional zubuttern, sich aussaugen lassen, Papi, Mami und den Traumpartner ersetzen! Und dann beschweren sie sich auch noch, dass der Kaffee bei uns so teuer sei, und dass man im KommRum ja doch keinen Kontakt finden würde! Andere aus unserem Umfeld haben längst die fälligen Konsequenzen gezogen und sich entschieden, keine soziale Arbeit mehr für andere zu machen, sondern nur noch das zu tun, wozu sie selbst Lust haben. Nur ich und ein paar andere sind noch so bescheuert, sich für ein mageres Einheitsgehalt mit sozialen Ansprüchen abzuquälen!

Ich gebe mich eine Weile diesem inneren Rundumschlag hin, hole mir zum Trost selbst noch mal eine Tasse Kaffee, da geschieht wieder das Wunder: Schwungvoll wird die Eingangstür aufgerissen, mit raumgreifenden Schritten betritt Edmund seine Bühne, und mir ist, als käme erstmals an diesem Tag die Sonne durch die Wolken. Sein erster Weg führt, wie üblich, zum seitlichen Zugang hinter die Theke. „Na, Mädchen, wieder bei der Arbeit?“ Er hat eine beneidenswert deutliche Stimme. Die beiden Frauen reagieren nur mit gedämpfter Freude. Ich denke, sie sind froh, hinter der schützenden Barriere zu stehen, sonst müssten sie sich wohl dagegen verwahren, dass Edmund sie zur Begrüßung abknutscht, so voller Elan, wie er heute wieder ist. Er überspielt das gebremste Willkommen mit einer meckernden Lache, seinem Markenzeichen, und fragt: „Sagt mal, wann ist denn die Heidrun mal wieder da? Ich würde gerne wieder eine Torte backen.“ Birgitta: „Ihr Praktikum ist doch schon zuende, sie kommt nicht mehr!“ „Ach so, sie muss jetzt wieder studieren“, ganz beiläufig, noch eine Lache hinterher, dann schlägt er den Bogen und kommt in meine Ecke, drückt mir kräftig die Hand: „Na, Hans, wie geht's?“ Während ich noch überlege, antwortet er selbst: „Na, muss wohl! Immer viel zu tun?“ - und er hat es geschafft. Sein Auftritt markiert den Wendepunkt meines pessimistischen Anfalls. Meine innere Kontaktsperre löst sich im Laufe des Abends, ich spüre später sogar wieder Lust, den neuen Gast, der vorhin so stumm dasaß, anzusprechen und ihm die Kontaktaufnahme zu den Leuten am Nebentisch zu erleichtern. Der Tag ist für mich gerettet, und ich kann meinerseits wieder gelassen auf Edmund reagieren, als er mir kurz vor Feierabend mit seinem penetranten Schnorren noch mal kräftig auf die Nerven geht.-

Bis heute, da ich diese kurze Episode niederschreibe, rätsle ich, wie Edmund das immer hinkriegt. Ich habe ihn ja im Laufe der Jahre in ganz verschiedener Weise erlebt: eben in dieser Eigenschaft als Muntermacher, aber auch als ausgeprägte Nervensäge, so uneinsichtig, dass gelegentlich nichts anderes übrigbleibt, als ihn vor die Tür zu setzen. Andererseits überwältigt mich manchmal sein Charme, Belmondo-haft, mit weltmännischen Gesten. Dafür ertrage ich das nächste Mal kaum seine Pose des lauten, rechthaberischen Staranwalts, der im Café stundenlang fiktive Plädoyers vor fiktiven Gerichten hält und keinen persönlichen Zugang mehr erlaubt. Häufig gibt es Ärger um Geld, wenn er sein wöchentliches Taschengeld verbraucht hat und uns hinter der Theke oder andere Gäste anpumpen will. Manchmal kommt er auch betrunken an, und wir schicken ihn entweder wieder nach Hause, weil er nicht auszuhalten ist, oder er schläft bald am Tisch ein und bleibt ruhig. Dazwischen dann wieder Augenblicke, in denen er ganz sensibel und großzügig wirkt, für kurze Zeit weich und offen.

Nachhaltig eingepägt hat sich mir mein Besuch bei ihm zu Hause zum Interview für dieses Buch. Wir saßen eine Stunde zusammen, plauderten hin und her, ohne dass ich es geschafft hätte, dem Gespräch einen roten Faden zu geben oder meine Fragen loszuwerden. Er ließ mich oft nicht bis zum Ende ausreden. Suchte ich ein brisantes Thema anzuschneiden, dann fing er bei meinen ersten Worten an loszusprudeln, als hätte er meine Gedanken gelesen, oder er lenkte ab, ging einfach nicht auf das ein, was ich gesagt hatte (oder hätte sagen wollen). Ich war nach unserem Treffen innerlich sehr aufgewühlt, fühlte mich zunächst aber nur mutlos und unzufrieden, weil wir uns

nicht mit Worten hatten verständigen können. Ich hatte den Eindruck, keine konkreten Fakten in der Hand zu haben, und ich hätte doch so gerne mehr von seiner Vergangenheit und von seiner Familiengeschichte erfahren. Doch dann ertappte ich mich an diesem Tag öfter, dass ich mich so bewegte, mich innerlich so fühlte, als wäre ich Edmund, und nachts spukte er sogar in meinen Träumen herum. Jenseits der Worte waren wir uns offensichtlich sehr nahe gekommen.

Erst als ich aufmerksam die Aufzeichnung unseres Gesprächs abhörte und auf seine Reaktionen bei gefährlichen Themen achtete, verstand ich mehr von dem, was zwischen uns abgelaufen war. Mich beeindruckte seine abgrundtiefe Verletzlichkeit. Edmund wirkte bei Themen, die ihm nahe gingen, fast wehrlos, so dass er sich letztlich wohl nur schützen konnte, indem er sich „unzurechnungsfähig“ verhielt, oder versuchte, mich mutlos zu machen, scheinbar nicht zuhörte, Monologe hielt und ein zusammenhängendes Gespräch nicht zuließ. Mir wurde klar, dass die Situation viel zu intim geworden war. Jetzt ahnte ich auch, wieso er in der letzten Viertelstunde nur noch kaum verständlich vor sich hin genuschelt hatte - ich hätte mehr Abstand halten sollen, es hatte schon längst gereicht.

Ich begann seine enorme Geschicklichkeit zu bewundern, wie er sich selbst aus dem Sumpf seiner Gefühle zu ziehen versteht - durch seine Art zu lachen, wenn ihn eigentlich etwas schmerzt, durch häufige Beteuerungen, die wie Beschwörungen klingen: „Ach, das macht mir nichts aus!“ Etwas von dieser münchhausischen Geschicklichkeit muss es auch sein, was sich auf andere überträgt und auch mich wiederholt aus eigenem Trübsinn gerissen hat.

Edmund hatte es wohl bitter nötig, diese Fähigkeit zu entwickeln, und doch hat sie ihn langfristig noch mehr ins Unglück getrieben. Während unseres Gesprächs kamen bruchstückhaft und scheinbar zusammenhangslos viele Facetten seiner Lebensgeschichte zur Sprache, die atmosphärisch jedoch eine durchgängige Färbung zeigten: Enttäuschung. Edmund ist aufgewachsen in komplizierten Familienverhältnissen, zusammen mit Mutter und Geschwistern. Der Vater lebte getrennt von der Familie, war aber immer gegenwärtig durch den jahrelangen juristischen Streit zwischen den Eltern um seine Unterhaltszahlungen. Diese finanziellen Querelen brachten auch den ersten entscheidenden Knick: Das Geld reichte nicht mehr, Edmund musste die Oberschule verlassen und eine Lehre beginnen. Aber Edmund versteht sich zu trösten: „Ich hab' eine schöne Kindheit gehabt, alles immer ganz harmonisch...“. Später brachte ihn der Tod der Mutter, mit der er lange zusammengewohnt hatte, endgültig aus dem Gleichgewicht. Zumindest führt er selbst es auf diesen Verlust zurück, dass er „krank“ wurde und bis heute 15 mal in einer psychiatrischen Klinik gelandet ist. Von seinen Geschwistern und ihren Kindern, die auch in Berlin leben, spricht er oft. Aber sie halten wenig Kontakt zu ihm - er ist das schwarze Schaf der Familie. Oft wurde er von Frauen enttäuscht, die sich schließlich doch lieber mit anderen Männern zusammentaten („... die ham nicht kapiert, dass Liebe mehr ist als Sex...“). Das Thema „Liebe“ war auch Inhalt eines Buches, das er fast fertiggestellt hatte („... dann hab' ich's Manuskript zerrissen, hatte so 182 Seiten zusammen, 'Verwegene Liebe' hatte ich's getauft, dann hab' ich's in'n Mülleimer geschmissen, schade...“).

Auch über seine „Psychosen“, über die religiösen Vorstellungen und Bilder, mit denen er seine Verluste zu verarbeiten suchte, hat er ausführliche Berichte geschrieben: Seine Eltern sind zwar tot, aber er kann sie immer noch „in der Verklärung“ sehen („... der Vater ist vor drei Jahren gestorben... der ist aber immer wieder da, weißt du, ich seh' ihn immer, das gibt mir mehr Trost... und da halten mich die Leute für verrückt...“).

Der größte Teil seines Verhaltens, so scheint mir inzwischen, ist davon bestimmt, Enttäuschungen zu verarbeiten und zu vermeiden, sei es literarisch, oder indem er die Wirklichkeit durch die Kraft seiner Fantasie übertüncht (was dann im psychiatrischen Fachjargon „Psychose“ heißt). Fast alle

seine Äußerungen im KommRum scheinen diesem Zweck zu dienen, ob er seine Plädoyers hält, oder uns Privilegierte auf unsere akademische Ausbildung anspricht: „Na, hast du heute wieder in der Mensa gegessen?“ und „Ich halt' auch mal wieder 'ne Vorlesung!“. Seine eigene berufliche Karriere ist nach einer Reihe von Klinikaufenthalten beendet. Er ist Frührentner und steht seit vier Jahren unter Vermögenspflegschaft. Ein Anwalt verwaltet sein Geld, weil er es sich nach Meinung des Gerichts selbst nicht einteilen kann.

Edmund: ein nach bürgerlichen Kriterien gescheiterter Mensch, knapp 40 Jahre alt, und voll intensiver Gefühle und Sehnsüchte. An erster Stelle, unvermindert, nur gelegentlich durch eine Art Altersweisheit getarnt, die Wünsche nach Liebe und Sexualität: „Ich komm' auch mal wieder ins KommRum, sind ja auch recht hübsche Mädels da, möcht' ich ja gerne mal auf's Parkett legen - das kannst du ooch hinschreiben, wenn du willst...“. Daneben die Sehnsucht nach Anerkennung: Er komponiert in seinem Kopf immer Lieder, besonders nach dem wöchentlichen demütigenden Besuch beim Anwalt, der ihm sein Taschengeld aushändigt; „...und wenn ich da beim RIAS vorbeigehe, dann wird das aufgenommen...“. Diese Lieder, mit Hilfe mysteriöser Technik von ihm abgezapft, werden prompt in den nächsten Tagen im Rundfunk ausgestrahlt, natürlich ohne dass er dafür die nötige Aufmerksamkeit oder gar die ihm zustehenden Tantiemen kriegen würde - aber er will sich darüber gar nicht mehr aufregen. Schließlich die Sehnsucht nach Wiedergutmachung und Rehabilitation: Seit vier Jahren, also seit die Pflegschaft besteht, beschäftigt er sich mit Rechtswissenschaften. Der juristische Krieg zwischen seinen Eltern mag dafür eine Wurzel sein. Er wälzt Gesetzbücher (auch im KommRum ist sein Tisch gelegentlich damit überladen), er erzählt von Eingaben an die Gerichte, die immer nur abgeschmettert würden, und führt einen endlosen Kampf um die Aufhebung der Pflegschaft. In seinen Selbstgesprächen und Plädoyers (er spricht dann oft von sich in der dritten Person) klingt unablässig der Wunsch an, dass ihm endlich Gerechtigkeit widerfahren soll.

Doch Edmund bewegt sich mit diesen Lösungsversuchen in einem Teufelskreis. Er lernt dabei nicht, oder verlernt immer mehr, seine Wirklichkeit mit der anderer Menschen abzustimmen. Die Flucht in seine Innenwelt tröstet kurzfristig, aber gleichzeitig macht sie ihn noch lebensuntauglicher. Seine Bemühungen haben etwas Resignatives, als würde er gar nicht mehr daran glauben, dass er tatsächlich Erfolg haben könnte. Es scheint, als hätte er sich in dieser Art von Leben eingerichtet. Für tatsächliche Veränderungen müsste er ja schmerzhaft Gefühle ertragen lernen, müsste sich der Wirklichkeit stellen, die ihn mit den anderen Menschen verbindet, müsste Ungewissheiten, Widersprüchlichkeiten und Spannungen aushalten.

Fast sieben Jahre seines Lebens hat Edmund, mit Unterbrechungen, wenn er wegen eines Streites weggeblieben war, Kontakt zum KommRum. Er gehörte zu den ersten „Menschen, die von der Psychiatrie betroffen sind oder sich betroffen fühlen“ (so nannten wir das damals in unseren Einladungen), die zu unserem monatlichen Kaffeekränzchen am Samstag Nachmittag in die frisch renovierten Räume des KommRum kamen. Dieses Kaffeetrinken hatten wir eingerichtet als Anlaufstelle für Leute mit Psychiatrieerfahrung. Mit ihnen wollten wir eine Alternative zur Versorgung durch die Klinik aufbauen. Kontaktgruppen, gegenseitige Besuche, Unterstützung beim Weg aus der Klinik, eine „Schreibgruppe“ zur literarischen Aufarbeitung der eigenen Geschichte der Andersartigkeit, „Verrücktenbälle“ und ähnliche Veranstaltungen sollten dabei helfen. Unsere „Botschaft“ über alle diese Aktivitäten hinweg: Man muss nicht in der Klinik oder zurückgezogen in der eigenen Wohnung versauern, sondern kann draußen im Kontakt mit anderen leben, die einen mögen, mit „Normalen“ wie mit „Verrückten“, ; es ist möglich, trotz Psychiatrievergangenheit, sich als vollwertiger Mensch zu fühlen; man kann sich durch Solidarität untereinander wieder aus der Rolle des „Kranken“ befreien und wieder ein Mensch werden, der geachtet wird und Selbstachtung hat.

Zu einem dieser Kaffeekränzchen war Edmund erschienen, im Schlepptau von Lola, einer Psychologiestudentin, die dieses Kaffeetrinken mitorganisierte. Beide kannten sich aus einem Patientenclub, in dem sie Praktikum machte. In ihrer Begleitung buk er nun öfters Kuchen - das war sein Beitrag zum Kaffeeklatsch, getreu unserem Konzept, dass Psychatriebetroffene sich mit ihren Fähigkeiten nützlich machen sollten. Ergebnis: Seine Kuchenformen gingen in unserer alternativen Schlamperei verloren. Immer wieder musste ich ihn verträsten, bis ich ihm nach zwei Jahren, peinlich berührt, nur noch das Geld dafür geben konnte. Er munterte mich wieder auf: „Das macht mir nichts aus“, „sowas kommt schon mal vor“...

Da war er schon vorübergehend ein seltener Gast geworden. Er hatte noch daran zu kauen, dass Lola doch nicht die Beziehung zu ihm eingehen wollte, die er sich vielleicht erhofft hatte. Zumindest entnehme ich das seiner Reaktion, als ich ihn beim Interview auf diese alte Geschichte ansprach: Er reagierte gar nicht darauf, sondern erzählte etwas anderes. Ein paar Sätze später rutschte ihm versehentlich ihr Name heraus, sogleich wieder verbessert, und im weiteren Verlauf tauchten noch verstreut einzelne Sätze auf, undeutlich gemurmelt, die zusammengefasst bedeuten könnten: Erst hat sie mir Versprechungen gemacht, dann hat sie mich sitzen gelassen, wie so viele vor ihr...

Ich sage „könnten“, weil so etwas im Gespräch mit Edmund nicht eindeutig herauszufinden ist, dank seiner geschickten Informationspolitik. Seine Auskünfte darüber, was ihm jeweils widerfahren ist (und er ist häufig über etwas aufgebracht) reichen nie aus, dass ich mir ein vollständiges Bild des Geschehens machen könnte, egal ob es sich um einen Unfall mit kompliziertem Beinbruch handelt wie vor kurzem, oder ob er mal wieder Knatsch mit seinem Amtspfleger hatte. Inzwischen glaube ich, dass das eine gewiefte Strategie ist gegenüber einer Umwelt, die für ihn wohl prinzipiell bedrohlich und undurchschaubar ist. Er vermeidet es so, sich blauäugig dem potentiellen Gegner ans Messer zu liefern und ihm das Material für Verletzungen in die Hand zu geben. Er verwirrt ihn stattdessen und setzt ihn unter Nebel, hält ihn durch Teilauskünfte hin, gibt aber dabei gerade noch so viel Information ab, dass der Kontakt erhalten bleibt, und dass der innere Druck nicht zur Explosion führt.

Anzeichen für diesen inneren Druck von Erlebnissen, die er verarbeiten muss, gibt es genug. Außer im Zustand der Erschöpfung, wenn er nach langem Monolog am Tisch eingeschlafen ist, muss er immer aktiv sein. Mit schlacksigen Bewegungen schlägt er jede Minute seine Beine anders übereinander, rennt zeitweise alle zehn Minuten auf's Klo, verlangt ein paar Mal pro Stunde nach einem Glas Wasser, schreitet abwechselnd mit fliegenden Armen durchs Café und setzt sich wieder hin, dreht eine Zigarette, wischt mit großzügiger Geste die Tabakkrümel vom Tisch, steht wieder auf, lässt sich an einem anderen Tisch nieder, steht bald wieder auf...Ein guter Teil dieser Unruhe geht sicher auf das Konto der Psychopharmaka, die er regelmäßig gespritzt bekommt. Sie passt aber auch zu dem Gesamtbild, zusammen mit seiner Art, sich verdeckt und bruchstückhaft mitzuteilen: „Ich brauche ganz viel Liebe und Aufmerksamkeit. Ich habe erlebt, dass das nicht geht, und das hat mich fast umgebracht, so dass mir nur noch die Flucht in meine innere Fantasiewelt blieb. Nähe und Kontakt machen mir höllisch viel Angst. Ich würde mich darin verlieren, aber ich kann dieses Bedürfnis auch nicht einfach abstellen, es beschäftigt mich unablässig. Also zeige ich es ab und zu und verstecke mich gleich wieder, bin immer auf der Flucht, nie zu fassen.“

Folglich beteiligt er sich auch im KommRum kaum an Situationen, die Koordination mit anderen verlangen, spielt nicht beim Skat mit und geht in keine Gruppe. Seinen Minimalbedarf an Kontakten holt er sich aus vielen einzelnen Momenten mit uns Mitarbeitern oder mit anderen Gästen; am liebsten ist es ihm, wenn sich jemand die Zeit nimmt, mit ihm Torten zu backen, und sich ganz auf ihn einstellt.

Manchmal, in weichen Momenten, sucht er direkten Körperkontakt, möchte am liebsten alle Mitarbeiterinnen im Café umarmen. Aber mit solchen Überfällen kommt er nicht gut an, außerdem gibt er sich mit seinem Äußeren nicht viel Mühe - mit grandiosen Ausnahmen, wenn er flott mit Anzug und Krawatte auftaucht. Auch bei mir sucht er manchmal Trost. Er löst dann durchaus mütterliche Gefühle in mir aus, doch auch ich entziehe mich schnell wieder, und ärgere mich dann über diese Grenzziehung. Zwar gibt es genug „vernünftige“ Argumente: Ich kann ihm doch nicht die Mutter ersetzen; wenn ich drauf eingehe, weckt das nur Erwartungen, die ich nicht einhalten kann; wenn das alle hier einfordern würden; außerdem hatte er ja erst vor kurzem die Krätze...Solch direkter Kontakt ist aber wohl das, was er am dringendsten braucht.

Die Krätze hatte Edmund sich in einer der seltenen, schnell vorübergehenden Phasen geholt, wenn er mit anderen Männern aus dem Café eine Nacht verbringt. Aber das ist nicht so viel wert wie der Kontakt mit Frauen, die beteiligten Männer sprechen jedenfalls eher abschätzig davon: Ein Notbehelf, der eher noch die Selbstverachtung steigert statt emotionalen Halt zu geben. Längerdauernde, tragende Beziehungen entstehen daraus nicht. Edmund bleibt ein Einzelgänger, auch wenn er immer mal wieder Leute in seiner Wohnung mitwohnen lässt. Oft gibt es nach kurzer Zeit Ärger, in der Regel geht es dabei um Geld, um Ausnutzen und Ausgenutzt-werden. Bei solchen Konflikten hält Edmund nicht viel aus, es renkt sich so leicht nichts wieder ein, was einmal aus dem Lot ist; er bleibt alleine zurück.

Wie wir vom Café-Team selbst mit Edmunds Krätze umgegangen sind, gibt ein erhellendes Beispiel ab für unsere eigenen Grenzen in der Auseinandersetzung. Wir hatten mit Unbehagen registriert, wie er und ein anderer Gast sich öffentlich durch heftiges Kratzen Erleichterung zu schaffen suchten, und alle Alarmglocken schrillten: Wir sahen uns und die anderen Besucher von Ansteckung bedroht und unseren Ruf gefährdet. Vor allem befürchteten wir, wir hätten keine Chance, die beiden zu den nötigen Prozeduren zu bewegen; sie würden sicher nicht die erforderliche Disziplin aufbringen. Wir wollten aber auf jeden Fall mit ihnen sprechen, und im Zweifelsfall eben damit drohen, sie sollten sich erst wieder blicken lassen, wenn sie kuriert wären. Zufall oder nicht, es gab in diesen Tagen keine Situation, wo wir diesen Standpunkt hätten nachhaltig deutlich machen können, abgesehen von einem kurzen Intermezzo, als Edmund und ich nebeneinander auf dem Klo standen. Ich: „Edmund, du musst wirklich mal etwas wegen der Krätze unternehmen, das geht so nicht hier im Café...“. Edmund: „Ja, aber die Salbe ist zur Zeit alle, weißt du..“, in jenem Tonfall, der mir sagte, es sei sinnlos, weiter nachzuhaken: Es wird nichts klarer zu kriegen sein. Ich blieb mutlos zurück, fest davon überzeugt, Edmund wäre an diesem Punkt lebensuntauglich, und da er sich nicht mit uns auseinandersetzen wollte, käme als Ausweg schließlich nur Hausverbot in Frage.

Mit Beschämung denke ich daran, dass wir trotz unserer Panik, die ohnehin bald hinter etwas anderem in Vergessenheit geriet, nicht registriert und schon gar nicht gewürdigt haben, dass Edmund die Krätze durchaus in den Griff bekam. Erst nach Monaten eine dunkle Erinnerung: Da war doch mal was...? So hält man Leute in ihren Rollen fest.

„Edmund, was meinst du denn zu dem, was ich hier über dich geschrieben habe? Mir ist nämlich plötzlich ziemlich flau dabei, solche intimen Geschichten, die ja auch in der Erinnerung noch weh tun können, über jemand anderen zu veröffentlichen.“

Er versteht meine Bemerkung etwas anders, als ich sie meine: „Intime Geschichten? Ja wenn's aber doch so war? Ich hab' ja schon viele Mädels gehabt früher und auch Geschlechtsverkehr. Kannste ruhig so schreiben!“

Er vertieft sich in das Manuskript, ich schaue ab und zu bei ihm vorbei, um zu sehen, wie er reagiert, und ob er sich vielleicht bloßgestellt fühlt. „Da hast du mich aber ganz richtig beobachtet, Hans!“ - aber ich kann seinen Gesichtsausdruck nicht deuten, habe kein Gefühl dafür, ob ich ihn verletzt habe, oder neutraler ausgedrückt, ob ich ihm nahegekommen bin. Er betont noch mal: „Ich hatte früher viele Mädels gehabt, fünf Frauen haben gleichzeitig in meiner Wohnung gewohnt, ich war jeden Abend in der Disco, war meine schönste Zeit damals: Heute lebe ich meist in der Vergangenheit, weißt du...“ Jetzt sei er schon zu alt für so etwas. Er ist bemüht, mich bei Laune zu halten; er ist wieder pleite und hätte gerne, dass ich ihm etwas Geld leihe - so bleibt mir letztlich unklar, was er wirklich meint. Nur dass ihm das Thema „Liebe“ am Herzen liegt, und dass er klarstellen möchte, dass er bei Frauen erfolgreich war, ist offensichtlich.

Über andere Fragen können wir uns heute ganz locker unterhalten. Er erzählt bereitwillig, wie er mit seinem Geld umgeht. In einer Gaststätte deponiert er jede Woche einen festen Geldbetrag und bekommt dafür täglich sein warmes Essen - erstaunlich klare Auskünfte. Später sehe ich zu meiner Überraschung, wie er sich von einem anderen Gast das Schachspielen beibringen lässt - ich habe doch behauptet, er würde nichts tun, was Abstimmung mit anderen verlangt! Vermessene Hoffnung keimt in mir auf: Will er mir jetzt beweisen, dass ich mich geirrt habe?

Meine Kollegin an diesem Tag holt mich wieder auf den Teppich: Edmund hätte sich zum Schachspielen bewegen lassen, damit der andere leichter bereit wäre, ihm einen Kaffee zu spendieren. Aber es wäre halt schön gewesen....-

KommRum - Innenansichten

Einen „anderen Alltag mit Verrückten“ möglich machen - das ist ein hoher Anspruch. Er lässt sich nicht aus dem hohlen Bauch heraus umsetzen, sondern braucht einen geeigneten sozialen Hintergrund, braucht einen Entwicklungsprozess. Und auch der Ort dafür muss zwangsläufig anders aussehen als bisherige Einrichtungen. Bis heute fühlen wir uns in der Idee bestätigt, dass gerade die offene, nichthierarchische Struktur des KommRum unseren Gästen gut tut. Unsere persönlichen Interessen, Konflikte und Sehnsüchte, die dieses Projekt prägen, lassen die Verrückten unter ihnen mehr am „normalen“ Leben teilhaben als ein unpersönliches „Amt“. Wenn wir selbst emotional beteiligt oder chaotisch sind, wenn nicht alles so glatt und reibungslos funktioniert, dann eröffnen sich auch für sie mehr Freiräume.

Bevor ich also weiter von unseren Besuchern erzähle: Was ist dieses „KommRum“ überhaupt, worin ist es „anders“?

Ein Samstagnachmittag im Juni 1979. Ich sitze mit über 20 anderen Leuten in den Räumen des „Center für Psychotherapien“ in Berlin. Ich bin hier zum ersten Mal, kenne diese psychotherapeutische Gemeinschaftspraxis nur vom Hörensagen. Es soll hier vor allem aufgeklärt verhaltenstherapeutisch gearbeitet werden, mit politischem Anspruch, und neben den Therapien laufen offensichtlich eine ganze Reihe von Aktivitäten mit Leuten aus der Psychiatrie: Kontaktgruppen, kostenlose Beratung und eine Therapeutische Tagesstätte mit Arbeitsmöglichkeiten für solche Psychiatriepatienten, die sich langsam wieder ans Berufsleben gewöhnen wollen.

Von den Anwesenden kenne ich nur zwei: Rainer, mit dem ich an der Uni und bei Aktivitäten der Selbsthilfgruppenbewegung in Berlin zusammenarbeite - er hat mir von diesem Treffen erzählt. Und da sitzt noch Heiner, einer der Therapeuten dieses Zentrums - ihn habe ich auf einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie kennen gelernt. Den meisten anderen hier scheint die Situation vertrauter zu sein. Ich erfahre: Heiner und Wolfgang, die beiden Ältesten, sind als Therapeuten in diesem Center für Psychotherapeuten unzufrieden und suchen nach einer weitergehenden Perspektive, einem ganz neuen Projekt. Acht andere sind Klient(inn)en in diesem Therapiezentrum. Die meisten von ihnen helfen mit bei der kostenlosen wöchentlichen Beratung, erleichtern im Warteraum den Ratsuchenden die Kontaktaufnahme, indem sie von sich selbst und ihrer eigenen persönlichen Entwicklung erzählen. Daneben treffen sie sich regelmäßig, um sich über diese Beratungsarbeit auszutauschen, und manche sitzen auch noch einmal in der Woche mit anderen in einer Selbsthilfegruppe zusammen, parallel zu ihrer Therapie oder nachdem sie abgeschlossen ist. Gemeinsam ist ihnen, dass sie sich nicht einfach mehr mit ihrer Rolle als Klienten begnügen wollen.

Einige andere sind Studenten verschiedener Fachrichtungen, vorwiegend der Psychologie, die restlichen haben, wie ich, gerade ihr Psychologiestudium abgeschlossen oder stehen kurz davor und sehen sich nach einer Berufsperspektive um. Eine recht bunte Mischung von Leuten, und ebenso bunt ist die Palette der Ideen für ein „Kommunikationszentrum“, das sie alle zusammen aufbauen wollen:

Da soll es professionelle Hilfe geben, Psychotherapie und psychologische Beratung für Menschen, die alleine nicht mehr mit ihrem Leben klar kommen, aber daneben auch ein Angebot an Selbsthilfgruppen, in denen Leute ohne Einmischung von Experten sich gegenseitig bei ihren persönlichen Problemen unterstützen. Verschiedene Meditationsformen sollen hier Platz finden, und ganz unterschiedliche Arten von Selbsterfahrungsgruppen sollen Interessierten helfen, sich selbst besser kennen zu lernen und auch die lustvollen Seiten des Lebens zu entwickeln, statt

immer nur in Problemen zu wühlen. Menschen mit Psychiatrieerfahrung sollen ganz selbstverständlich mit dazugehören und bessere Lebensperspektiven finden als bislang in den Kliniken. Ein Café schließlich, so der bisherige Stand der Planung, wird der zentrale Ort sein, wo all diese verschiedenen Menschen sich begegnen, ein Café mit Ausstellungen, mit Musik- und Theaterveranstaltungen, mit viel Kontaktmöglichkeiten und warmer, einladender Atmosphäre; sogar eine Kuschelecke steht auf der Wunschliste.

Der Name dieses Traums steht auch schon fest: „KommRum“, etwas holprig, aber ein nettes Wortspiel. Es bestehen sogar persönliche und inhaltliche Verbindungen zu einer ähnlichen Gruppe in den USA, der „Radical Psychiatry“, die sich vehement für das Recht eines jeden Menschen einsetzt, selbst über sein Leben und seine Bedürfnisse zu entscheiden. Ihr radikaldemokratisches, partnerschaftliches Konzept von Therapie spielt in den Diskussionen dieser heutigen Runde eine gewichtige Rolle.

Einige der Anwesenden möchten gerne im zukünftigen KommRum einen selbstbestimmten Arbeitsplatz frei von Hierarchien finden, mit gleicher Bezahlung für alle; andere wollen weiter ihrer bisherigen Arbeit als Lehrerinnen, Kraftfahrer usw. nachgehen und sehen in diesem Projekt mehr ihren lang vermissten sozialen Zusammenhang, ihr „Zuhause“. Sie können sich auch vorstellen, tageweise im Café, und sei es unbezahlt, Thekendienst zu machen. Und ich?

Ich bin skeptisch. Zwar bin ich gerade in der optimalen Ausgangssituation, mich auf so ein Vorhaben mit Haut und Haaren einzulassen. Eine langjährige Beziehung ist zu Ende, ich bin ungebunden und in Aufbruchstimmung. In dem Studienprojekt „Aufbau einer Psychosozialen Kontaktstelle“, an dem ich zwei Jahre lang beteiligt war und wo ich zum ersten Mal an der Uni das Gefühl hatte, etwas Nützliches zu tun, ist meine Zeit abgelaufen. In einigen Monaten würde ich dort nur noch als historisches Fossil herumhängen. Ich habe in diesen letzten beiden Jahren viel darüber gelernt, wie man ein solches Projekt verwirklicht: Da muss man erst ein Konzept entwickeln, die sozialen Strukturen des Stadtteils und die Bedürfnisse seiner Bewohner ergründen, muss die Defizite im Versorgungsangebot ausfindig machen. Es gilt, Literatur aufzuarbeiten, das eigene Konzept fundiert zu begründen, Kontakt mit den bestehenden Institutionen des angepeilten Bezirks aufzunehmen; man braucht mächtige Verbündete, politische Beziehungen, jede Menge Geld, und dann ist es noch schwer genug.

Aber so simpel, wie diese Leute hier sich das denken: Einfach die eigenen Wünsche befragen, sich zusammenspinnen, was man gerne hätte, und mit dem, was man selbst gerne macht, auch noch Geld zum Lebensunterhalt verdienen - das ist zu blauäugig, das kann nicht gut gehen. Und dann diese Träumer selbst: Alle ein bisschen naiv, viele ohne entsprechende Erfahrungen und in ihren Ausbildungen und Qualifikationen gar nicht „vom Fach“. Sie wirken auf mich irgendwie ungefährlich, nicht so erfolgreich, taktierend, machtbewusst wie die Profis, die ich in den letzten Jahren in der psychosozialen Szene von Berlin kennen gelernt habe.

Zumindest habe ich, sonst recht schüchtern, hier weniger Ängste als ich das von mir aus ähnlichen Situationen kenne. Einer der Gründe wird wohl sein: Viele wissen voneinander, dass sie mit ihrem Leben nicht alleine klar gekommen sind. Keiner muss sich mehr besonders anstrengen, sein Gesicht zu wahren. Das finde ich ganz entspannend.

Und vorhin, als es um die Alternativen zur Psychiatrie ging: Das hat mich angesprochen, genau so etwas suche ich seit langem. Ich habe ja meine Erfahrungen mit Verrückten, innerhalb von psychiatrischen Institutionen und auf eher privater Ebene außerhalb. Ich habe dabei eine wichtige Unterscheidung gelernt. Auf der einen Seite steht die persönliche Begegnung mit dem jeweiligen Menschen, der schwierig ist, sich nicht zu helfen weiß. Diese Begegnung ist oft mühsam, erfordert

Geduld, und ist manchmal erfolgreich, manchmal auch nicht. Auf jeden Fall ist es eine Beziehung, in der das Leiden des betreffenden Menschen oder die Konflikte mit seiner Umgebung im Vordergrund steht. Auf der anderen Seite: Die Institution, in der diese Begegnung stattfindet. Die Institution hat ihre eigenen Sachzwänge, ihre eigenen Gesetze, und sie entwickelt mit ihren Vorschriften und Verwaltungsbedürfnissen, allesamt wohlbegründet, ein hartnäckiges Eigenleben. Auf perfide Weise mischt sie sich damit in den Kontakt ein, beeinflusst ihn mit Dingen, die da gar nicht hingehören, schafft erst neue Probleme. Die ursprüngliche Notsituation tritt demgegenüber in den Hintergrund.

Ich möchte meine zukünftige Arbeit möglichst wenig durch institutionelle Zwänge beeinträchtigen lassen. Daher bin ich seit langem auf der Suche nach einem Platz außerhalb des offiziellen „psychosozialen Versorgungssystems“. Beeindruckt hat mich ein Bericht über COPE, eine Selbsthilfeorganisation von Psychiatriebetroffenen und ihren Sympathisanten in England, die, unabhängig von Ärzten und Kliniken, sich umeinander sorgen, sich gegenseitig unterstützen und mit kritischen Worten über psychiatrische Institutionen und die Wirkung von Psychopharmaka an die Öffentlichkeit gehen. Sie bauen so ein eigenes, aus menschlichen Beziehungen und Gefühlen geknüpftes soziales Netz auf, greifen Leuten nach einem Klinikaufenthalt unter die Arme, sorgen für Unterkunft. Besonders beeindruckt hat mich, wie sie sich dagegen wehren, als „psychisch Kranke“ abgestempelt zu werden, und wie sie versuchen, ihre „Krankheit“ nicht als Zeichen von Beschädigung oder von Defekten zu sehen, sondern als Ausdruck ihrer persönlichen Situation - kein Grund mehr, sich selbst oder seine Leidensgenossen zu verachten.

Mir ist bisher ein Aufenthalt in der Psychiatrie erspart geblieben, ich bin kein „Betroffener“; aber ich suche einen Platz zwischen der rein professionell versorgenden Welt der Institutionen und den Selbsthilfegruppen. Vielleicht könnte das „KommRum“ so etwas werden. In einer Pause dieses Treffens bietet mir Heiner an, ich könnte in diesem Projekt als Therapeut einsteigen. Ich bin verblüfft über diesen Vertrauensvorschuss: Niemand verlangt von mir Qualifikationsnachweise, Zeugnisse oder einen Lebenslauf, es geht nur nach dem persönlichen Eindruck, nach meinen Neigungen und Erfahrungen, die ich angedeutet habe. Eigentlich habe ich ja Probleme mit dem Job eines Therapeuten, weil ich fürchte, dass dabei persönliche Probleme allzu leicht auf einer bloß individuellen Ebene abgehandelt werden. Ich habe mich ausgiebig mit Selbsthilfegruppen und ihrer Wirksamkeit beschäftigt und auf diese Weise gelernt, dass es auch andere Möglichkeiten gibt, Probleme zu lösen, als ausgerechnet Therapie. Ich habe die Konzepte und die Praxis der Sozialpsychiatrie kennen gelernt und gemerkt, dass Menschen anstelle von aufwendiger Therapie oft ganz simple Dinge brauchen, um nicht kaputt zu gehen, nämlich ein soziales Umfeld, das sie trägt, anständige Wohnverhältnisse, einen passenden Arbeitsplatz. Aber in einem solchen Projekt, mit diesem emanzipatorischen Ansatz und in Verbindung mit den anderen Aktivitäten, die geplant sind, könnte ich mir therapeutische Arbeit wieder vorstellen. Besonders das Stichwort „Kommunikation“, das übergreifende Thema dieses Zentrums, hat es mir dabei angetan: Wenn jemand persönliche Probleme hat, bis hin zur Verrücktheit, dann hängt das ja damit zusammen, dass er sich mit anderen Menschen nicht ausreichend verständigen und auseinandersetzen kann. Psychotherapie ist dann eine Form, zwischenmenschliche Kommunikation wieder möglich und „Symptome“ überflüssig zu machen. Aber offene, persönliche Auseinandersetzung mit anderen ist gleichzeitig etwas, was den meisten Menschen fehlt, nicht nur einigen bedauernswerten therapiebedürftigen Mitmenschen. An einem Ort, der gegen diesen gesellschaftlichen Notstand vielfältige Formen von Verständigung fördern will, hat für mich Therapie wieder ihren berechtigten und notwendigen Platz

Allerdings müsste ich mich darauf einstellen, auf Jahre hinaus, Überstunden inklusive, vielleicht 1700.- DM brutto monatlich als alternativen Kollektivlohn nach Hause zu tragen. Daran habe ich

zu kauen. Anderswo würde ich vielleicht doppelt so viel verdienen, aber ich könnte nicht das tun, was ich selbst für richtig halte; immer jemand vor der Nase, der mich einschränken würde...

Überhaupt das Geld! 50 000.- DM als Grundstock, so heißt es, wären schon notwendig für den Anfang, und die müssten von allen zusammen aufgebracht werden, in der vagen Hoffnung, den eigenen Anteil nach fünf Jahren zinslos wieder zurückzuerhalten. Dazu gehört schon viel Optimismus. Tausend Probleme wären zu bedenken: Was passiert, wenn viele wieder abspringen, wenn wir uns zerstreiten, wenn wir pleite gehen; und dann: Wer soll die Buchhaltung machen, die Renovierungen, den gastronomischen Bereich?

Eben ziemlich unrealistisch das Ganze, naive Traumtänzeri!

Die Gründerjahre

Sieben Monate später, im Januar 1980, tagen wir zum ersten Mal in den neuen Räumen, 25 Menschen, und können unser Glück kaum fassen. 20 aus der Anfangsgruppe sind noch dabei, alle haben brav ihre DM 2000.- Darlehensanteil beigesteuert. Jede Woche haben wir uns getroffen, zweimal sind wir zusammen verreist. Höhen und Tiefen der Gruppendynamik haben wir durchlebt, intensives Zusammengehörigkeitsgefühl und absolut verfahrenere Situationen voll Gift und Galle. Außer mir haben sich, zusätzlich zu den zwei „Alten“, noch fünf weitere Diplompsycholog(inn)en entschieden, als Psychotherapeuten im KommRum zu arbeiten und so das Geld heranzuschaffen, bis die anderen Arbeitsbereiche ihren Teil zum Gesamttopf beitragen können.

Die Räume sind ideal: Ein renovierungsbedürftiges Fabrikgebäude, Hinterhaus einer kleinen Villa in Friedenau, einem ruhigen, eher bürgerlichen Stadtteil am südlichen Rande der Innenstadt. Neben dem Vorderhaus vorbei führt der Weg von der stillen Nebenstraße in den Hof, der von einer mächtigen Eiche beherrscht wird. Eine Freitreppe geleitet ins Hochparterre des Quergebäudes, wo das zukünftige Café sein wird - bis jetzt ein düsterer, schmutziggrün gestrichener Gewerberaum. Auf einer schmalen Holzterrasse gelangt man gleich weiter ins Obergeschoss, das in einige kleinere Räume aufgeteilt ist - die zukünftigen Therapeuten unter uns sehen sich hier schon an der Arbeit, obwohl vorher noch viel zu tun ist, die dünnen, hellhörigen Wände abzudichten sind... Es sind „unsere“ Räume, für 2500.- Warmmiete im Monat, und wir eignen sie uns in den folgenden Wochen und Monaten in mühevoller Renovierungsarbeit an.

Niemand kann uns inhaltlich dazwischen reden, dafür gibt's auch keinen Pfennig Geld von öffentlichen Stellen. Aber „NETZWERK“ springt uns mit 27 000.- DM bei, einige kleinere Spenden helfen uns weiter, und vor allem die Unterstützung von handwerklich begabten Freunden rettet uns vor frühzeitigen Katastrophen und gibt uns immer wieder Schwung. Wir entwickeln ungeahnte Talente, lernen Mauern zu ziehen, Heizkörper zu installieren, legen elektrische Leitungen, gewinnen Sicherheit im ungewohnten Umgang mit Bauaufsicht, Wirtschaftsamt, Lebensmittelaufsicht, Landesamt für Arbeitsschutz und technische Sicherheit, Gewerbeaufsicht und Feuerwehr. Unsere „Café-Gruppe“ erarbeitet sich das nötige gastronomische Grundwissen, während schon die Therapien und eine Reihe von Gruppen laufen; wir laden ein zu den ersten monatlichen Kaffeekränzchen für Psychiatriebetroffene und sind angesichts der unerwarteten Resonanz eingeschüchtert, wagen es kaum, die vielen Besucher zu begrüßen. Schließlich, nach einem halben Jahr, eröffnet auch das Café: Wir haben es tatsächlich geschafft.

Kaum einer von uns ist der üblichen Gängelung in Familie, Schule oder Ausbildung entgangen, und plötzlich sind wir zusammen selbständige Unternehmer. Kein Chef, kein Vorgesetzter, keine Verwaltung, niemand, dem man die Last der Verantwortung zuschieben könnte, keine Chance,

nach getaner Arbeit die Tür hinter sich zuzumachen und einfach abzuschalten. Sorgen und Existenzängste verfolgen mich in dieser Zeit nachts im Traum, lasten mir beim Aufwachen auf der Seele. Außer uns selbst gibt es keine Sicherheit, keine Orientierung. Schließlich kennen wir kein vergleichbares Projekt dieses Umfangs, von dessen Erfolg wir uns ermutigen lassen könnten.

Ohne Chef, ohne Vorgesetzten: Das Plenum aller Mitarbeiter/innen bildet das oberste Entscheidungsorgan. Am liebsten verzichten wir auf Abstimmungen und diskutieren (oder vertagen) solange, bis wir uns einig sind. Die offene Gruppenstruktur ohne offizielle Hierarchie bietet natürlich den idealen Nährboden für Konflikte: Wer arbeitet fürs gleiche Geld mehr oder weniger als andere, wer ist eher zwanghaft oder nachlässig, welche Arbeiten werden bezahlt, welche gelten als ehrenamtlich? Der alte Konflikt „Lustprinzip - Realitätsprinzip“ in voller Blüte - es ist ja auch nicht unmittelbar einsichtig, dass man sich mehr schinden soll, wenn man nicht-entfremdet, für sich selbst, arbeitet, und sich gerade von alten Zwängen befreien will.

Wer übt mehr Einfluss aus? Es entstehen heimliche Hierarchien. Wer häufiger anwesend ist, mehr Ehrgeiz besitzt, über den laufen mehr Informationen und mehr informelle Entscheidungen. Bittere Folge: Die Mitglieder, die ihren Arbeitsplatz außerhalb des Projekts haben, verlieren den Anschluss, steigen aus. Neue kommen nur noch dazu, wenn sie hier einen Arbeitsplatz vorfinden - das Projekt wird professioneller.

Wie viel Nestwärme und Geborgenheit (darin sind wir offensichtlich alle zu kurz gekommen) soll das Projekt bieten, ist es eher Selbsterfahrungsgruppe, Familienersatz oder Arbeitsplatz? Wie viel Gemeinsamkeit über die Arbeit hinaus wünschen wir uns? Wir verreisen gemeinsam, Liebesbeziehungen innerhalb des Projekts entstehen und zerbrechen überwiegend wieder. Der Plan, gemeinsam ein Mietshaus zu kaufen, um zumindest teilweise zusammenzuwohnen, zerschlägt sich: Solche Nähe und Verbindlichkeit ist vielleicht doch zuviel. Heftige Konflikte um das nötige und zulässige Maß an Abgrenzung entbrennen: Wie viel muss sich jede(r) im Projekt engagieren, wie viel Orientierung nach außen ist erlaubt? Die Spielräume für das Privatleben werden enger, das Projekt frisst unersättlich Zeit und Energie, Konflikte mit Partnern und alten Freunden bleiben nicht aus.

Schließlich: Wie viel Aufmerksamkeit und Anerkennung kriegt jedes Projektmitglied von den anderen? Da die Unterschiede zwischen uns sich nicht an formaler Hierarchie oder Statussymbolen festmachen lassen, tobt der Kampf um Profilierung von Anfang an unerbittlich. Er überlagert oft sachliche Fragen, wird gleichzeitig zum Motor für neue Aktivitäten und die Weiterentwicklung des Projekts. Und, verrückterweise, parallel dazu die Gegenteilstendenz: Keiner soll sich besonders hervortun, wir sind doch alle gleich.

Die Arbeitsfelder

Wie organisiert man ein solch vielseitiges Projekt, wenn es möglichst wenig Institution sein soll? Wir wählen gleich zu Beginn den alternativen Weg der „kleinen Einheiten“ und teilen das KommRum in vier weitgehend eigenständige Arbeitsbereiche auf:

Psychotherapie und Beratung / Selbsthilfe und Selbsterfahrung / Psychiatrische Aktion / Café

Jeder Mitarbeiter kann in einem weiteren Bereich aktiv sein als dem, über den er bezahlt wird. Durch diese persönliche Verflechtung soll, zusätzlich zum wöchentlichen Plenum, der Zusammenhalt des ganzen Projekts gesichert werden.

Der Bereich „Psychotherapie und Beratung“ ist zuständig für die Organisation und Durchführung der wöchentlichen kostenlosen Beratungszeit und der Therapien. Er kann in der Anfangsphase als erster Bereich seine Arbeit voll aufnehmen und bildet damit lange Zeit das finanzielle Rückgrat des Gesamtprojekts (und projekt-intern einen starken Machtfaktor). Jeder Therapeut steckt ein Drittel seiner Einnahmen ins Projekt und erledigt im Rahmen seiner Möglichkeiten die sonstigen anfallenden Arbeiten unbezahlt. Die Kosten für die Therapien übernehmen übrigens bis heute nur zu einem geringen Teil die Krankenkassen, da wir als Diplompsychologen kaum Abrechnungsmöglichkeiten besitzen; für Menschen mit wenig Geld springt auch das Sozialamt ein. Doch etwa die Hälfte der Klienten muss selbst zahlen, bei allerdings sozial gestaffelten Preisen.

Das Spektrum der Therapiemethoden, mit denen wir arbeiten, erweitert sich im Lauf der Jahre. Zu den von Psychologen entwickelten „Techniken“ Verhaltenstherapie und Gesprächstherapie kommen mit den Jahren, je nach Interesse und Schwerpunkt der Therapeuten, noch Bioenergetik, Biodynamik, Psychodrama, Gestalttherapie, imaginative Verfahren und familientherapeutische Ansätze hinzu, und zwar im Rahmen von Einzel-, Paar- und Gruppentherapien. Wenn Ihnen das jetzt alles nicht so viel sagt, ist das nicht weiter tragisch: Die Methoden sind nämlich gar nicht das Entscheidende. Wesentlich ist für uns die therapeutische Beziehung, die Begegnung zweier Menschen mit ihren persönlichen Eigenarten, Vorlieben und Beschränkungen. Beide gehen ein begrenztes Arbeitsbündnis ein mit dem Ziel, dass der Klient durch die Auseinandersetzung mit diesem anderen Menschen (oder in einer Gruppe: mit den anderen Mitgliedern) lernt, sein Schicksal selbst zu bestimmen und mit seinen Gefühlen und Wünschen konstruktiv umzugehen, statt weiter in seinen sicheren Sackgassen stecken zu bleiben. Im Rahmen dieser Beziehung kann der Therapeut je nach Situation zusätzlich Methoden einsetzen, um bestimmte Themen stärker zuzuspitzen oder eine abstrakte Erkenntnis durch eine konkrete Erfahrung zu ergänzen und griffig werden zu lassen.

Zum speziellen Stil der Therapie im KommRum gehört vor allem, dass den Klienten auch noch die anderen Bereiche des KommRum als Erfahrungsfelder zur Verfügung stehen: die Meditation oder Selbsterfahrungsgruppen zur Vertiefung der Selbstwahrnehmung, das Cafe als Ort, um Kontakte zu knüpfen. Außerdem können sich hier Therapeut und Klient auch in anderen Situationen begegnen, auf den häufigen Festen, in anderen Gruppen (ein Klient hat zum Beispiel den Selbstverteidigungskurs der Mitarbeiter geleitet) und im Café in wieder ganz anderen Rollen. So wird immer wieder offenkundig: Die Therapie ist eine frei vereinbarte Arbeitsbeziehung, beschränkt auf die Zeit der Sitzung; und: Therapeut(inn)en sind ganz gewöhnliche Menschen, sie können auch mal doof sein, gehören nicht auf ein Podest und flößen somit weniger Angst ein.

Selbsterfahrung und Selbsthilfe: Schnell wächst in den ersten Monaten unser Angebot an angeleiteten Selbsterfahrungsgruppen, mit Leiter(inne)n aus unseren Reihen und von außerhalb: Yoga, Tai Chi, Pantomime, Afrikanischer Tanz, Trommeln, Volkstanz, Bauchtanz, Qui Gong, Theater, Massage, um nur einige zu nennen. Wir richten regelmäßige Termine für unterschiedliche Arten von Meditation ein, die für manche Gäste über längere Zeit zum Ankerpunkt im Lauf der Woche werden - Anlass für sie, sich selbst besser zu spüren, und vorher oder hinterher mit den anderen Teilnehmern zusammensitzen.

Selbsthilfegruppen, der Name sagt es schon, tun ihre Arbeit selbst. Die Mitarbeiter des Bereichs Selbsthilfe/Selbsterfahrung spielen Geburtshelfer bei der Gründung neuer Gruppen und beraten und ermutigen Interessenten bei der Frage, ob so eine Gruppe für sie sinnvoll sei. Darüber hinaus versuchen sie, den Erfahrungsaustausch zwischen den verschiedenen Gruppen, die allmählich entstehen, zu fördern und das Interesse der Gruppenmitglieder über den Rahmen der eigenen Gruppe hinaus zu wecken - mit begrenztem Erfolg. Nicht alle Teilnehmer sind dafür zu begeistern;

vor allem wenn sie noch zu sehr in die eigenen Probleme verstrickt sind, wären sie damit überfordert, sich zusätzlich mit den gesellschaftlichen Aspekten von Selbsthilfe zu befassen.

Auf jeden Fall sind wir vom KommRum auf der politischen Ebene der Selbsthilfe präsent. Das Interesse der Medien und der Politiker für diese sowohl emanzipatorische wie kostensparende Form der Hilfe ist zu Beginn der 80er Jahre enorm, und wir sind als eine der größeren, bekannteren Gruppen bald gefragte Gesprächspartner. Wir wirken mit beim Zusammenschluss der Berliner Alternativprojekte und ihrem Bemühen um „Staatsknete“, und parallel dazu auch in der Gesundheits-Selbsthilfebewegung, auf der Suche nach neuen Strukturen im Gesundheitswesen.

„Psychiatrische Aktion“: In diesem Arbeitsbereich geht es um Aktivitäten mit dem Ziel, die Psychiatrie längerfristig überflüssig zu machen und Modelle für einen anderen Umgang mit Menschen in seelischer Not zu entwickeln. Einladungsschreiben an psychiatrische Kliniken, an die Sozialpsychiatrischen Dienste und andere Stellen, unterstützt durch Kontakte zu befreundeten Mitarbeitern in diesen Einrichtungen, locken ehemalige oder Noch-Patienten, aber auch aufgeschlossene Laien und mit ihrer Arbeit unzufriedene Profis zu unserem monatlichen Kaffeeklatsch, der zur Keimzelle für eine Reihe von Gruppen wird. Hier gründet sich auch aus den Reihen der „Betroffenen“ die mittlerweile längst über Berlin hinaus bekannte „Irrenoffensive“. Der Name war und ist Programm: Die Begriffe „Irre“ und „verrückt“ sollen, ähnlich wie die Bezeichnung „schwul“ für homosexuelle Männer, nicht länger als abwertende Bezeichnung von außen erlitten, sondern offensiv, mit Selbstbewusstsein, gegen die Unterdrücker gewendet werden und positiven Klang bekommen. Es ist eine Auszeichnung, dieser Selbsthilfeorganisation anzugehören. Wer nicht „Insasse“ in einer „Anstalt“ war, hat keine Chance, Mitglied zu werden. Anfangs trifft sich die Irrenoffensive noch in unseren Räumen, zieht viele Interessenten aus psychiatrischen Kliniken an, denen die positive Umdefinition Mut macht, bis es folgerichtig auch zu Konflikten mit uns als Gastgebern kommt - schließlich sind auch wir mehr oder weniger Experten und somit potentielle Unterdrücker. Ergebnis: Die Irrenoffensive sucht sich eigene Räume in einem besetzten Haus.

Andere, „Menschen, die sich von der Psychiatrie betroffen fühlen“, aber eher auf der Expertenseite, darunter viele Studenten, nennen sich im Kontrast zur Irrenoffensive selbstkritisch „Gruppe der hilflosen Helfer“. Aus der anfangs vagen Idee, „etwas gegen die Psychiatrie zu tun“, entwickeln sie, in Kooperation mit der Irrenoffensive, schließlich das „Psychiatrie-Beschwerdezentrum Berlin“, das seither als eigenständige Arbeitsgruppe im KommRum tagt. Als Vorbild dienen bestehende Beschwerdezentren in Nordrhein-Westfalen, die schon manche Skandale in psychiatrischen Kliniken ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt haben. Besuche in Kliniken, regelmäßig und auch auf Hilferufe hin, sollen die Isolation und Ausgrenzung der Psychiatrie-Insassen mildern. Eine wöchentliche Rechtsberatungszeit wird eingerichtet, Adressen von befreundeten und kooperationsbereiten Rechtsanwälten werden vermittelt, wenn jemandem ein Verfahren zur Zwangsunterbringung, Entmündigung oder zur Einrichtung einer Pflegschaft bevorsteht. Eine lesenswerte, leicht verständliche Rechtshilfebroschüre, von den Mitgliedern des Beschwerdezentrum selbst erstellt, gibt viele praktische Tipps und ist in Stil und Inhalt darauf abgestellt, das Gefühl von Kompetenz und Mündigkeit bei denen zu stärken, die als Patienten in der Psychiatrie allzu lange fremdbestimmt leben mussten. Einige Jahre später schließlich wirkt das Beschwerdezentrum zusammen mit der Irrenoffensive und Vertretern der Alternativen Liste in einer Arbeitsgruppe mit, als die parlamentarische Entscheidung über ein „Psychisch-Kranken-Gesetz“ (es bildet die rechtliche Grundlage für Zwangsmaßnahmen) bevorsteht. In schwierigen Diskussionen wird an Formulierungen zu einem eigenen Gesetzentwurf gefeilt, durchaus realistisch und den Ängsten der Bürger entgegenkommend, aber ohne Chance angesichts der Mehrheitsverhältnisse im Parlament.

Nachdem eine Reihe von Gruppen sich etabliert haben, verlagert sich die Tätigkeit der „Psychiatrischen Aktion“ auf andere Schwerpunkte. Seit 1983 kommen als neue Arbeitsfelder die Therapeutischen Wohngemeinschaften hinzu, außerdem das Projekt „Betreutes Einzelwohnen“; weitere Mitarbeiter/innen können sich ihre Arbeit jetzt bezahlen lassen und vertreten die psychiatriekritischen Positionen des KommRum in zahlreichen Gremien. Der „Psychiatrischen Aktion“ gliedert sich zudem seit 1983 noch der von uns ins Leben gerufene nächtliche Krisen- und Beratungsdienst „K.U.B.“ mit zusätzlichen 30 Mitarbeitern an, eine unerlässliche Ergänzung unserer Palette an Initiativen, Menschen vor dem Kontakt mit der Psychiatrie zu bewahren..

Der Bereich „Café“ gilt lange als finanzielles Sorgenkind des Projekts, obwohl bald nach Eröffnung reger Betrieb herrscht und, wie erhofft, Menschen aus ganz unterschiedlichen Szenen sich mischen, nicht nur aus dem alternativen Spektrum. Auch Leute mit Psychiatrieerfahrung akzeptieren das Café als einen Ort, an dem sie sich trotz ihrer Psychiatriekarriere willkommen fühlen können. Aber das KommRum liegt nicht gerade in einer Laufgegend, und von unseren Gästen ist nicht viel Geld zu holen. Manchen genügt eine Tasse Kaffee, um sich den ganzen Nachmittag und Abend über hier aufhalten zu können. Mühsam erwirtschaftet das Café erst eine, dann allmählich knapp zwei Stellen, und der Konflikt um die unbezahlte Arbeit, die geleistet werden muss, reißt tiefe Gräben quer durchs Projekt. Dennoch soll das Café neben den rein gastronomischen Aufgaben und der Kantinenfunktion für die Mitarbeiter noch die alltägliche Kontaktarbeit leisten, tröstende Mutter für die ausgebrannten Kollegen und die vereinsamten Gäste spielen, und gleichzeitig, aus internen gruppenspezifischen Gründen, Fußabtreter des Projekts sein: Die Arbeit hier verlangt am wenigsten formale Qualifikationen, ist, aus gutem Grunde, die am wenigsten professionelle, und trotz aller Ansprüche an Gleichheit können wir die verinnerlichten Statusunterschiede nicht aus unserem Bewusstsein verjagen. Dabei sind die Arbeitsbedingungen im Café die härtesten im gesamten Projekt, ohne Rückzugsmöglichkeit, ständig der bodenlosen Bedürftigkeit und dem persönlichen Frust der Gäste ausgesetzt. Immer wieder kommt es in diesen Jahren zu unerquicklichen Frontstellungen zwischen den Café-Mitarbeitern und dem Rest des Projekts.

Soweit ein Blick in unsere vier Bereiche. Es gibt darüber hinaus freilich noch mehr zu tun: Jeweils ein(e) Mitarbeiter(in) ist für die immer umfangreichere Buchhaltung zuständig, ein anderer als „Haustechniker“ für den weiteren platzsparenden Ausbau der Räume und die alltäglich anfallenden Reparaturen, ein Finanzausschuss steuert unser Unternehmen durch alle finanziellen Untiefen; Anträge müssen geschrieben, politische Verbindungen gesucht und gepflegt werden. Immer wieder geht es um Öffentlichkeitsarbeit. Wir nehmen an Veranstaltungen und Kongressen teil, oft mit eigenem Beitrag (zum Beispiel bei den „Gesundheitstagen“) und richten auch eigene Tagungen aus: Eine unter dem Titel „Zwischen Pflasterstein und Psychoboom“ über das Verhältnis von politischer und Psycho-Arbeit, eine andere über Therapeutische Wohngemeinschaften. Wir führen im Café Diskussionsabende zu aktuellen Themen durch (Tschernobyl, Volkszählung, AIDS), unterrichten im Durchschnitt einmal pro Woche eine Gruppe von Fachleuten oder Studenten über unsere Arbeit. Viele Generationen von Praktikanten werden im Lauf der Zeit mit unserem Arbeitsstil infiziert, und aus ihren Reihen kommen denn auch die meisten, die, hauptsächlich als Psycholog(inn)en und Sozialarbeiter/innen später neu ins Projekt einsteigen. Sie finden einen zukunftssicheren Arbeitsplatz vor: Die Darlehen aus der Anfangszeit können wir uns fristgerecht zurückzahlen, das Projekt steht, wenn auch um den Preis der Selbstaussbeutung, auf mehreren soliden finanziellen Beinen: den Therapieeinnahmen, den Erträgen aus dem Café, den Raumnutzungskosten der verschiedenen Gruppen und später den Tagessätzen der Therapeutischen Wohngemeinschaften und der Einzelbetreuung. Auch unser Einheitslohn steigt allmählich: Meine Sorgen und meine Skepsis vom Anfang wirken im Rückblick eher kleinmütig.

Alltag nach dem Sturm und Drang

Die Anfangszeit des KommRum fällt zusammen mit dem Höhepunkt der Alternativbewegung, ist ohne sie kaum denkbar. Es ist eine heiße Zeit in Berlin: In über 150 besetzten Häusern erleben Tausende von jungen Leuten ein riesiges und dennoch spontanes soziales Experiment mit gemeinschaftlichen Wohnformen. Eine große Anzahl von selbstverwalteten Projekten schießt aus dem Boden. Wer will, kann sein ganzes Leben in dieser Szene verbringen: Kneipen, Produktionsbetriebe, Läden, Medien, medizinische und soziale Einrichtungen - fast alles gibt es jetzt alternativ. Selbstbestimmtes Leben und Arbeiten ist die Wunschvorstellung, und im Unterschied zum früheren Politikverständnis nicht für eine ferne Zukunft, sondern möglichst sofort. „Politik der ersten Person“ - im Gefolge der Spontibewegung steht die eigene Betroffenheit an erster Stelle. Von hier und nicht von abstrakter Moral leiten sich die Ansprüche an gesellschaftliche Veränderungen ab. Wenn die Strukturen zu unflexibel sind und der lange Marsch durch die Institutionen zu viele Kompromisse und Kraft kostet, dann bauen wir eben aus eigenen Mitteln auf, was wir für besser, für weniger entfremdet halten! Der gesellschaftliche Umbau beginnt von unten.

Dieser Ausgangspunkt setzt viele Kräfte frei, eine Zeit des Sturms und Drangs beginnt und reißt viele mit. So vieles, was lange kritisiert wurde (von anonymen, fremdbestimmten Wohnverhältnissen bis zu den Fehlentwicklungen eines gigantomanen Gesundheitswesens) scheint nun korrigierbar. Eine ratlose Gesellschaft am Ende der sozialliberalen Ära verfolgt mit Erschrecken und Faszination diesen medienwirksamen Ausbruch an Energie.

Wir im KommRum haben an dieser Drangperiode in verschiedener Weise teil. Nach innen sammeln wir vielschichtige Erfahrungen mit unserer Selbstverwaltung, gegenüber dem Senat bemühen wir uns zusammen mit dem Arbeitskreis „Staatsknete“ um die finanzielle Absicherung der neuen Form sozialer Arbeit, die wir bislang ehrenamtlich leisten. Mit anderen Projekten und Selbsthilfeorganisationen zusammen streben wir den Aufbau eines neuartigen Selbsthilfezentrums an, getragen von der Basis der Projekte. Es soll Servicefunktionen (Räume, Büro, Kopierer) und gegenseitige Unterstützung für die einzelnen Gruppen gewährleisten und den Gedanken der Selbstbestimmung in der Medizin und im Sozialwesen auf politischer Ebene vorantreiben. Das Ziel: Dem medizinisch-industriellen Komplex (Stichworte: Apparate-Medizin, Macht der Pharmakonzerne) soll der „mündige Patient“ informiert und selbstbewusst gegenüber treten.

Auch im Bereich der Psychiatrie zündet der Funke - gerade hier ist die Frage der Selbstbestimmung von besonderer Brisanz. Wir erleben in diesen Jahren, wie Psychiatrie-Insassen aufbegehren, nicht mehr alles mit sich geschehen lassen wollen, ihre „Behandlung“ hinterfragen. Wir erleben Beispiele von gegenseitiger Hilfe und Solidarität unter Betroffenen, wir sehen, wie verrückte Menschen statt in der Klinik nun in besetzten Häusern leben, mit ihrer Verrücktheit im dort oft herrschenden Chaos einen gemütlichen Platz finden und durchgefüttert werden; wir sehen auch die Konflikte, die dabei auftauchen und sich nicht lösen lassen - dennoch ist es eine Zeit der Hoffnung, der Befreiung aus starren Strukturen.

Schließlich wandelt sich das gesellschaftliche Klima, Berlin nimmt die spätere bundesrepublikanische Wende vorweg. Die Toleranz für soziale Konflikte und Spannungen wird in kurzer Zeit erschreckend gering, an die Stelle von gesellschaftlicher Auseinandersetzung tritt das Ignorieren und Schönfärben von Missständen. Der neue Innensenator räumt mit brutalen Polizeieinsätzen die besetzten Häuser und verbreitet ein lähmendes Gefühl von Ohnmacht und Resignation weit über die Besetzerszene hinaus. Der Gesundheitssenator saugt die neuen Ideen auf, lenkt die publizistische Aufmerksamkeit auf die Mühlen der verstaubten Konzepte von Subsidiarität und ehrenamtlicher Arbeit - Selbstentsagung statt Selbstbestimmung!. Mit einem

knapp bemessenen „Selbsthilfetopf“ fesselt er die Aufmerksamkeit der ausgelaugten Projekte, bindet Energien und Rebellion.

Das KommRum wird nun öffentlich gefördert, aber wir müssen gleichzeitig erleben, wie mit dem Hebel der Finanzierung ein Versuch, alternative Ansätze im Gesundheitswesen zu verwirklichen, abgewürgt wird: An die Stelle des von uns mitgeplanten, basisdemokratisch organisierten Selbsthilfezentrums setzt der Senat eine Einrichtung im Stil herkömmlicher Institutionen, mit einem „seriösen“ Träger - die Projekte, die die Idee entwickelt haben, sind abgemeldet. Auch im KommRum bleiben nach dieser Niederlage Wunden und Gräben zurück entlang unserer unterschiedlichen Haltungen, wie viel an Zugeständnissen gegenüber dem Senat zulässig und nötig gewesen wäre. Zahl und Stellenwert der Selbsthilfegruppen im KommRum gehen danach deutlich zurück

Auch bei unseren Gästen mit Psychiatrieerfahrung spüren wir eine Veränderung. Die rebellischen Töne von früher weichen der Haltung, sich mit der „Patientenrolle“ abzufinden - umso mehr, als sich abzeichnet, dass diese Gesellschaft der 80er Jahre nichts Entscheidendes gegen die drohende Massenarbeitslosigkeit unternehmen wird. Menschen, die nicht ausreichend belastbar erscheinen, haben auf dem Arbeitsmarkt kaum noch Chancen.

Viele ehemalige oder Noch-Psychiatriepatienten richten sich, mehr oder weniger notgedrungen, im untersten Drittel der Gesellschaft ein. Die Wirkung zeigt sich langsam in unserem Café. Häufiger werden die Tage mit gedrückter Stimmung, geringer die Eigeninitiative unserer Gäste und immer lauter die Versorgungshaltung: „Wenn wir schon nutzlos sind, dann wollen wir euch das auch spüren lassen!“ Es ist kein Zufall, dass das KommRum nun an den Stellen am schnellsten wächst, wo es um Betreuungsverhältnisse geht, also bei den Wohngemeinschaften und dem „Betreuten Einzelwohnen“. Das entspricht dem Trend bei unseren Besuchern insgesamt. Anders als früher ist nun auch Einzeltherapie wieder stärker gefragt: Endlich jemanden ganz für sich alleine haben, statt der mühsamen Auseinandersetzungen in der Gruppe! Auch wir sind chronisch in Versuchung, diesen individualistischen Weg zu gehen. Eine solche Beziehung zu zweit ist überschaubarer als die offene Situation im Café oder in einem lockeren Gesprächskreis, die Wirkung des eigenen Handelns ist besser wahrzunehmen - aber die Gefahr lauert, damit halt auch nur noch Versorgung zu betreiben.

Dennoch: Unser Projekt übersteht diese Rückschläge. Ob es nun an der ausgewogenen Grundidee und Organisationsstruktur liegt oder an der Mischung der Mitarbeiter, oder vielleicht doch an der Summe unseres „Psycho-Wissens“, von dem wir in Auseinandersetzungen profitieren: Jedenfalls geht das KommRum nicht nur nicht wieder zugrunde wie manche anderen Alternativprojekte, sondern wächst nach kurzer Stagnation immer weiter - ein gesundes Wachstum, das uns inzwischen ernsthafte Sorgen bereitet, weil die Räume nicht mehr reichen und weil bei 25 Mitarbeitern die Zahl der potentiellen Konflikte und der Situationen, in denen sich jemand nicht beachtet fühlt, progressiv voranschreitet

Eine Menge an Illusionen geht über Bord. Wir sehen im Rückblick unsere Grenzen in der Auseinandersetzung, sehen, wie schwer es uns fällt, wirklich zu kooperieren und uns über unterschiedliche Standpunkte und Interessen hinweg zu verständigen. Der Zauber hat sich verflüchtigt, genau so wie bei unseren Gästen gilt es nun auch für uns, ohne den Rückenwind einer gesellschaftlichen Aufbruchstimmung all die schönen Ideale von Selbstbestimmung und Solidarität mit zäher, alltäglicher Kleinarbeit zu füllen, das eroberte Terrain zu pflegen. Es gibt auch Anzeichen für Hoffnung: Viele der Impulse der Selbsthilfebewegung kommen jetzt allmählich bei eher bürgerlichen Leuten an, und auch in der Psychiatrie ist einiges in Bewegung geraten, das

Angebot außerhalb der traditionellen Anstalten hat sich spürbar erweitert - ich hoffe, wir haben dazu beigetragen.

Es dauert eine Weile, bis wir diese nüchterne Sicht der Dinge akzeptieren. dann gelingt es uns, gegenzusteuern. Am sichtbarsten im Café: Die Atmosphäre von Passivität und Trübsinn hellt sich in den letzten Jahren auf. Zusätzliche Mitarbeiter(innen) können, auch dank der öffentlichen Förderung, bezahlt werden. Die meisten davon arbeiten, anders als zuvor, in den anderen Arbeitsbereichen mit, die alten Frontstellungen weichen auf. Wir haben mehr Zeit für die Gäste und für Aktivitäten im Café, können auch flexibler als früher auf persönliche Krisen reagieren, es bleibt nicht mehr so leicht jemand unbeachtet sitzen. Wir können mehr Einfluss auf die Atmosphäre nehmen und das gastronomische Angebot verbessern, so dass das Café auch für „normale“ Besucher attraktiver wird, was wiederum die Stimmung verbessert ...

Samstag Abend live

Ich habe mal wieder am Wochenende Dienst; trotzdem bin ich gerne hier, denn Samstag ist meist der Höhepunkt des Lebens im Café, jedenfalls seit es den Single-Treff gibt. Früher war an diesem Tag meist „tote Hose“, nur selten belebten Gruppen das Haus, das Café blieb entsprechend leer, bis auf den harten Kern unserer Stammgäste. Ihnen schien das durchaus recht zu sein - so hatten sie uns wenigstens für sich alleine. Immer diese Szenen, die so an der Motivation zehren: Neue Besucher betraten das Café, blickten sich enttäuscht um, tranken vielleicht höflichkeitshalber noch eine Tasse Kaffee, und gingen wieder: „Hier ist ja nichts los!“, offen ausgesprochen oder nur dem vorwurfsvollen Blick zu entnehmen. Es fehlte der Aufhänger, der Kristallisationspunkt, auf den zu warten sich gelohnt hätte. Detlef hat ihn uns geschenkt, hat den Samstag im KommRum gerettet, als wir schon fast aufgeben wollten. Sein Single-Treff hat das Café gefüllt und uns Schlaumeier eines Besseren belehrt. Wir hatten natürlich immer schon, mal spöttisch, mal bitter, gelästert: „Die wollen sowieso alle nur das Eine!“, wenn wieder einmal offensichtlich geworden war, dass all die interessanten kulturellen Angebote, unsere wohldurchdachten Veranstaltungen und unsere Gesprächsangebote über die Probleme des Lebens für viele Gäste nur als Alibi dienten, hier zu sitzen und zu warten, dass sich endlich die lang ersehnte Liebesbeziehung einstellte. Wir reagierten beleidigt, Detlef handelte und machte dieses heimliche Bedürfnis öffentlich, mit durchschlagendem Erfolg.

Eben kommt er auch wieder zur Tür herein, in seiner unnachahmlichen höflich-unbeholfenen Art. Jeden Samstag das gleiche Ritual: Er schließt den Gruppenraum neben dem Café auf, rollt den Teppich ein, damit er nicht beschädigt wird, verteilt Matratzen und Aschenbecher, zündet ein paar Kerzen an, und hält dann im Café ein bunt bemaltes Schild mit der Aufschrift „Single-Treff“ hoch. Mit seiner durchdringenden Stimme ruft er es auch aus: „Der Single-Treff beginnt!“ - und tatsächlich setzen sich einige der Gäste aus dem Café in Bewegung und folgen ihm nach nebenan; leider wieder überwiegend Männer.

Glücklicherweise haben wir damals, trotz schwerer Bedenken, den Namen des KommRum in solch anrühigem Zusammenhang erwähnt zu sehen, Detlef keine ernsthaften Steine in den Weg gelegt, sondern nur skeptisch zugesehen. So ist es alleine seine Leistung, von der wir und unsere Gäste nun profitieren. Regelmäßig erscheinen seine Anzeigen im Stadtmagazin „Zitty“. Mit blumigen Worten, den jeweiligen Jahreszeiten angepasst, lädt er „Menschen, die auf Partnersuche sind, aber auch solche, die nicht suchen“, zum „Single-Treff, fern vom Disco-Rummel“ ins KommRum ein. Peinliche Szenen haben wir uns ausgemalt, sahen das KommRum schon als Partnervermittlungsinstitut und als Aufreisser-Schuppen in schlechten Ruf geraten. Aber nichts von alledem; die einschlägigen Männer, die in der Anfangszeit diese Jagdgründe durchstreiften, haben bald das Weite gesucht.

Detlef unternimmt nichts weiter, keine Anwärmspiele, keine Gesprächsleitung: Er sitzt einfach nur in der Mitte des Raums, begrüßt Leute, die zum ersten Mal kommen; die anderen gruppieren sich nach Belieben um ihn herum und fangen an, miteinander zu reden, gehen zwischendurch wieder raus ins Café, andere kommen neu dazu - ein reges Hin und Her. Wir selbst nehmen keinen Einfluss, fühlen uns an diesem Abend nur für die Gastronomie zuständig und für besondere Vorkommnisse. Doch treibt mich in der Regel mehrmals im Lauf des Abends die Neugier nach nebenan; getarnt durch Geschirreinsammeln und Aschenbecherleeren will ich etwas von der Atmosphäre erschnuppern.

Ich kenne Detlef schon eine Weile, aus der früheren Theatergruppe des KommRum. Mit den anderen zusammen arbeiteten wir kleine Stücke aus, und führten sie bei KommRum-Festen auf, rund um das Thema: „Wer ist denn hier verrückt?“ Schon damals zeigte sich, mit welch

bewundernswerter Hartnäckigkeit Detlef seine Interessen und Ideen verfolgen kann. Bei Diskussionen um einzelne Szenen ließ er sich selten von anderen darin beeindrucken, wie vielleicht bestimmte Rollen anzulegen wären. Er spielte am liebsten eine Art Quasimodo, krampfte sich zusammen, schrie mit gepresster Stimme seine gequälte Existenz heraus und biss sich in den Arm - auch wenn die Szene davon handelte, dass er um eine Frau werben sollte. Seine Sturheit trieb mich manchmal zur Verzweiflung. Wenn ich versuchte, ihm eine Idee deutlich zu machen, die von seinem Schema abwich, verstand er scheinbar nur noch Bahnhof, wiederholte immer nur zweifelnd eines der Worte, die ich benutzt hatte - ich war lahmgelegt. Eine nützliche Reaktion, wenn er wegen seines Auftretens gehänselt wird, aber in der Kooperation etwas hinderlich. Doch für den Single-Treff hat sich seine hartnäckiger Einsatz gelohnt.

Vermutlich wird er mit dieser Zähigkeit eines Tages auch eine Gruppe finden, die endlich sein Theaterstück „Höllenschlund des Wahnsinns“ aufführt, mit dem er in der Theatergruppe nicht zum Zuge kam. Detlef - ein produktiver Hobbyschriftsteller, mit originellen Einfällen, meist im Science-Fiction-Genre, mit sich selbst als Reisendem durch Zeit und Raum. Der Single-Treff, inzwischen auch öfters durch die Medien gegangen, ist aber bislang seine erfolgreichste Schöpfung.

Das Geheimnis dieses Erfolgs ist denkbar einfach: die eigene Bedürftigkeit offen legen. Im Gespräch mit vielen Gästen und auch mit Klienten, die den Single-Treff als Erfahrungsfeld nutzen, ist für mich deutlich geworden, wie wichtig dieser Schritt ist. Wer den Single-Raum betritt, gibt damit offen zu, vielleicht zum ersten Mal im Leben, dass er/sie sich alleine fühlt, einen Partner/eine Partnerin sucht - eine entscheidende Hürde ist übersprungen, ein Bann gebrochen.

Viele habe ich erlebt, die samstags stundenlang, nach außen hin völlig desinteressiert, im Café saßen. Plötzlich durchfuhr sie ein Ruck; ohne noch einen Blick nach links oder rechts zu riskieren, eilten sie nach nebenan. Andere haben diesen Schritt seit Monaten nicht geschafft, blieben im Café sitzen, wahrten ihr Gesicht. Immerhin konnten sie in diesen Monaten mit ansehen, wie Menschen, die alleine gekommen waren, denen die Kontaktaufnahme lange Zeit sichtlich auch nicht leicht fiel, zu zweit wieder gegangen sind. Tatsächlich sind schon viele Beziehungen bei diesem Treffen zustande gekommen, manche natürlich wieder auseinander gegangen; Liebesgeschichten und Tragödien spielen sich ab, und besonders schmerzlich finde ich es, wenn zwei sich plötzlich nicht mehr zu kennen scheinen.

Detlef zeigt sich gerade noch ein zweites Mal mit seinem Schild und verschwindet wieder nach nebenan. Inzwischen ist auch die Malgruppe im Café zuende, und Achim, der jeden Samstag Nachmittag die Gruppe anleitet, hängt die frisch gemalten Aquarelle an einer Leine quer durchs Café zum Trocknen auf. Diese Gruppe bringt viel Leben und, im Wortsinne, Farbe ins Café. Seit zwei Jahren produziert sie die Bilder für unsere wechselnden Ausstellungen. Achim kümmert sich darum, ermuntert die Teilnehmer, sich nicht so viele Gedanken um Maltechnik zu machen, sondern einfach sich in den Bildern auszudrücken. Heute war dieser Malnachmittag wieder sehr gut besucht, viele Tische waren damit in Beschlag genommen; ich wurde nervös, weil manche Gäste schon stehen mussten und die Maler immer noch keine Lust verspürten, aufzuhören. Während die Gruppe ihre Utensilien wegräumt und die Tische wieder an die alten Plätze stellt, überlege ich kurz, wer von ihnen wohl „psychiatriebetroffen“ ist. Heute ist es etwa die Hälfte, soweit ich weiß. Eigentlich spielt diese Unterscheidung im Café-Alltag auch keine Rolle; ich freue mich nur gerne ab und zu über dieses selbstverständliche Miteinander, das das KommRum anscheinend ermöglicht.

Eine Weile bin ich hinter der Theke so beschäftigt mit den bestellten Toasts und Fladenbrot, dass ich, mit dem Rücken zum Saal, nur noch die Geräuschkulisse mitkriege. Während dieser ersten

Stunde des Singletreffs herrscht immer der größte Andrang, zu dritt ist die Thekenarbeit gerade zu schaffen. Eine halbe Stunde später habe ich wieder etwas Luft, das Geschehen im Café zu verfolgen. Eine merkwürdige Mischung von Motiven bewegt mich dabei: Neugierde, Interesse an den Personen, Mitgefühl mit denen, die alleine sitzen (das kenne ich von mir aus früheren Zeiten nur zu gut), und daraus abgeleitet der Anspruch: Das Café im KommRum soll ein Ort sein, wo Menschen sich zuhause fühlen und nicht einsam sein müssen.

Die Szene hat sich geändert. Die Malgruppe hat sich aufgelöst, dafür sind vier Tische voll besetzt; mit zusätzlichen Stühlen haben sich manche noch dazu gequetscht. Zwei dieser Runden bestehen aus Singles, die sich angeregt unterhalten. Sie treffen sich jeden Samstag hier, gar nicht mehr unter dem Vorzeichen der Partnersuche, sondern weil sie hier Freunde und ihren sozialen Zusammenhang gefunden haben. Am dritten Tisch hat sich eine Gruppe von Leuten versammelt, die sich aus psychiatrischen Kliniken kennen und sich schon seit einigen Wochen an jedem Samstag im KommRum verabreden. Gleich daneben sitzen die Skatbrüder und -schwestern, mit Reservespielern und Kiebitzen, ungerührt vom Treiben um sie herum, als sei das Thema „Single-Treff“ für sie nicht aktuell. Von einzelnen weiß ich, dass sie sich sehr wohl mit ihrer Einsamkeit herumschlagen; aber es ist ihnen offensichtlich wichtiger, ihre Not zu überspielen. Ich fühle mich nicht zuständig, einzugreifen, obwohl es irgendwann erfahrungsgemäß zu Krisen kommt, wie jüngst, als ein Mann und eine Frau aus der Skatrunde sich zusammenfanden, und die Zurückgebliebenen eine Weile mit Eifersucht und Kränkung zu kämpfen hatten und tagelang nur mit versteinerten Gesichtern am Tisch saßen. Aber es hat wenig Sinn, schon vorher solche Fragen anzuschneiden, zumindest nicht bei diesem Trubel samstags. Heute scheint die Stimmung der Skatrunde außerdem ganz entspannt, ich kann sie getrost sich selbst überlassen.

Dafür muss ich heute wohl ein bisschen auf Gustav aufpassen. Er sitzt ganz alleine am Tisch links von der Theke und wirkt recht verletzlich, aber in einer Weise, dass alle ihm seinen Abstand lassen und sich fern halten. Ich habe ihn vor drei Wochen hier angesprochen und gleich zum „Verrückten Donnerstag“ eingeladen. Diese lockere Gesprächsrunde im Café habe ich eingerichtet, damit mindestens einmal während der Woche Leute mit Psychiatrieerfahrung einen festen Anlaufpunkt haben und sich speziell über ihre Situation aussprechen können. Denn manche von ihnen trauen sich nicht gleich in andere, gemischte Gruppen.

Gustav ist tatsächlich gekommen und hat seine Geschichte erzählt: Seit einem Arbeitsunfall vor einigen Jahren trägt er einige Narben im Gesicht, sie machen seinen ohnehin traurigen Gesichtsausdruck noch finsterer. Mehrere Operationen wegen eines Geschwürs haben Stück für Stück seinen Magen entfernt. Er war mit allerlei Belastungen nicht zurecht gekommen, hat alles immer zu ernst genommen - das weiß er inzwischen selbst. Außerdem war er vier Mal in der Psychiatrie, wegen „Depressionen“. Jetzt ist er arbeitslos, hat einen Platz in einer Rehabilitations-Werkstätte in Aussicht, aber bis dahin sitzt er zuhause herum: „Die Decke fällt mir auf den Kopf“. Die anderen aus der Gruppe haben leider nicht weiter auf ihn reagiert, ich weiß nicht, ob aus Abwehr oder weil sie selbst Aufmerksamkeit haben wollten. Mir selbst ging seine Geschichte jedenfalls nahe, vor allem durch die Art, wie er erzählte. Da war nichts Spektakuläres oder Mitleidheischendes, er setzte seine Geschichte nicht ein, um Zuwendung zu bekommen - das machte sie umso eindringlicher.

Offensichtlich hat er etwas Vertrauen zum KommRum gefasst und ist heute wiedergekommen, obwohl er voller Zweifel steckt, ob mit dieser Geschichte im Hintergrund sich überhaupt jemand für ihn interessieren kann. Ich überlege kurz, sehe, dass die Kerze an seinem Tisch fast heruntergebrannt ist, suche eine neue und setze mich mit diesem Vorwand kurz zu ihm. Ob er schon zum Arbeitstraining angenommen sei? Nein, es sei noch nichts entschieden - aber er freut sich sichtlich über meine Aufmerksamkeit. Ich würde liebend gerne etwas tun, um ihn mit anderen

hier zusammenzubringen, aber mein Instinkt warnt mich, es könnte für ihn zuviel auf einmal sein, ihn eher verschrecken. So gehe ich nach einigen Worten über seine zukünftige Arbeit wieder meiner Wege. Vielleicht ergibt sich später noch eine bessere Gelegenheit; zumindest habe ich ihm gezeigt, dass er hier nicht verloren geht. Hoffentlich hält dieser Draht, so dass er auch wiederkommt und langsam hereinwächst.

Außer Gustav sehe ich noch einige andere alleine oder zu zweit, aber schweigsam an ihren Tischen. Ich habe sie zu anderen Zeiten auch schon geselliger erlebt, sie haben wohl schlechte Laune oder warten noch auf Bekannte. Heute spüre ich keinen Impuls, mir um sie Sorgen zu machen.

In der hintersten Ecke schließlich entdecke ich Günter, heute mal zusammen mit einer Frau. Sonst unerschütterlich ernst, scheint er ausnahmsweise gelöster als sonst, fast heiter. Mit ihm hatte ich vor einigen Monaten samstags ein ausführliches Krisengespräch im Café, als er wieder völlig verzweifelt war. Ich versuchte, mit ihm einen Zeitplan für das Wochenende auszuarbeiten, wann er sich im KommRum, im K.U.B. und bei Bekannten aufhalten und mit jemandem sprechen könnte, um so das Wochenende zu überstehen. Es ging ihm weniger um konkrete Probleme als darum, dass er nicht alleine sein konnte. Deswegen reichte ihm mein Angebot nicht aus, er ging dann doch lieber in die Klinik - da hatte er rund um die Uhr jemand um sich. Ich begrüße ihn heute nur kurz aus der Ferne, er lächelt tatsächlich zurück. Das tut gut, denn so viel Elend auf einmal wird manchmal auch zuviel, wenn es nicht ab und zu ein Gegengewicht gibt.

Vielleicht kann ich ihn bei seiner nächsten Krisenstimmung dazu bewegen, ein Stockwerk höher zu gehen und sich der Gruppe mit dem langen Namen anzuschließen: „Mir geht es schlecht - mit wem kann ich reden?“. Gerade kommen ihre Mitglieder die Treppe herunter, und einige setzen sich noch zusammen, darunter Karola. Sie hat diese Gruppe ins Leben gerufen und damit eine alte KommRum-Idee umgesetzt: Leute, die öfter mal durchhängen und dann niemanden haben, mit dem sie ohne große Vorbedingungen reden können, schließen sich in der Gruppe zusammen, lernen sich bei wöchentlichen Treffen kennen und haben dann die Chance, sich gegenseitig anzurufen, wenn es mal wieder brennt. Karola hat früher selbst eine Therapie im KommRum mitgemacht, später hat sie zeitweise den monatlichen Kaffeeklatsch organisiert, hat beim K.U.B. mitgearbeitet, war Mitglied der Theatergruppe und hat dort ihren jetzigen Ehemann kennen gelernt. Jetzt studiert sie Psychologie, und leitet einmal in der Woche diese Krisengruppe. Die Gruppe scheint derzeit gut zu laufen, und ich war schon öfter froh, an diesen Samstagabenden, wo ich kaum dazu komme, eine Pause in der Arbeit zu machen, Gäste an sie verweisen zu können, wenn sie dringend ein Gespräch brauchten.

Eine andere Gruppe, die Karola anbietet, kommt leider nicht auf die Beine. Das erzählt sie mir jetzt, während ich eine neue Kanne Kaffee aufsetze und sie neben der Theke wartet, dass das Telefon frei wird. „Frauen in der Psychiatrie“, eigentlich ein spannendes Thema. Aber nur gelegentlich verirren sich Interessentinnen zum Termin dieser Gruppe; warum so selten, ist nicht klar. Aber Frauen haben im KommRum sowieso einen schweren Stand. In den verschiedenen Gruppen sind sie zwar genauso vertreten wie die Männer, unter den KommRumis (so nennen sich die Mitarbeiter/innen des KommRum) sind seit einiger Zeit fast 80 % Frauen. Aber in allen offenen Situationen mit wenig Struktur, vor allem im Café, bleiben die Frauen Minderheit. Die Atmosphäre wird von den Männern geprägt. Die Besucherinnen, die regelmäßig kommen, sind oft schon auf irgendwelche männlichen Gäste bezogen und nicht für sich alleine hier. Einen wesentlichen Teil des Lebens in der Kneipe zu verbringen, ist offensichtlich immer noch eher Sache von Männern, sie fühlen sich in diesem Rahmen sicherer, bewegen sich hier viel selbstverständlicher. Häufig beschwerten sie sich, dass sie zuwenig Frauen bei uns sehen; aber einige von ihnen haben es oft schon mit plumper Anmache in kürzester Zeit geschafft, neue Besucherinnen zu vergraulen.

Wir haben schon experimentiert, um diesen Missstand zu beheben. Eine Gruppe von Frauen, die sich mit der üblichen Zurückhaltung in der Öffentlichkeit nicht mehr abfinden wollten, sollte sich, mit Unterstützung von Birgitta und Eva aus unserem Team, das Café erobern und ausprobieren, wie es ist, als Frau laut zu sein, Platz einzunehmen und die Stimmung zu prägen. Die Idee entsprang mehr unserem Wunsch als den Bedürfnissen der Besucherinnen, denn auch aus dieser Gruppe wurde eine Gesprächsrunde über ihre Alltagsprobleme. Aber vielleicht können wir uns am nächsten Freitag in der Café-Bereichssitzung wieder etwas neues ausdenken; Karolas Bericht hat mich angestachelt.

Ich muss mal eine kurze Pause einlegen. Auf dem Klo treffe ich Edmund, flott gekleidet. Es zieht ihn heute aus unerfindlichen Gründen immer wieder aus dem Café hierher vor den Spiegel oder an den Wasserhahn. Warum er denn nicht zum Single-Treff nach nebenan gehen würde, frage ich leichthin, und übersehe dabei, dass dieses Thema ihn ja sehr belastet. Er wiegelt sofort ab: Er hätte schon so viel Frauen gehabt in seinem Leben, es würde ihn nicht mehr interessieren. Ich schäme mich plötzlich, ihn so blöde angequatscht zu haben. Nicht immer sind so lockere Sprüche passend. Draußen setzt Edmund sich, dreht eine Zigarette. Eine Weile bleibe ich gedankenverloren neben ihm stehen. Zu viele Reize stürzen heute wieder auf mich ein, und ab und zu muss ich das alles einfach ausblenden. Schließlich lande ich mit meiner Aufmerksamkeit wieder bei Edmund. Er hat seinen Arm lässig auf den Tisch gestützt, geschickt zwischen die Reste von verschüttetem Kaffee und den halb verstreuten Inhalt seines Tabaksbeutels platziert. Das erinnert mich an meine Pflichten, ich werde wieder wach und bitte Edmund, den Tisch abzuwischen. Mit leichter Hand fegt er einige der Tabakkümmel auf den leeren Stuhl neben sich, und ich überlege es mir anders. Ich verzichte darauf, nachzuhaken und bin froh, dass er nach dem gestrigen Knatsch (freitags, wenn er sein Geld bekommt, ist er oft betrunken) heute friedlich bleibt.

Außerdem wartet an der Theke Kundschaft: Charlotte, die früher in einer unserer Therapeutischen Wohngemeinschaften gewohnt hat. Eine dunkle Erinnerung rumort in meinem Kopf - da war doch etwas Unerledigtes? Ach ja, vor Monaten hat eine andere Frau eine Nachricht für sie hinterlassen. Es ging wohl um einen Praktikumsplatz, als Charlotte auf Lehrstellensuche war. Mehrere Wochen verstrichen, dann ging der Zettel bei uns verloren. Die Gelegenheit ist gerade nicht günstig, zu fragen, was daraus geworden ist, weil hinter Charlotte schon zwei andere Gäste warten. Manchmal machen mich diese vielen angefangenen und unerledigten Dinge, bei den Hunderten von Menschen, mit denen ich im Laufe der Woche zu tun habe, völlig konfus im Kopf. Oft hängt es nur von einem Zufall ab, ob solche Kontakte weitergehen oder nicht. Nie bin ich vor Ablenkung sicher. Wie winzige Mosaiksteinchen kommen mir diese Beziehungen vor; morgen schon kann das, was mich heute angeregt hat, hinter etwas anderem vergessen sein.

So geht es mir auch mit der Gruppe „Irre Jobs“, in der ich mit Charlotte zu tun hatte. Ein Jahr ist das fast schon wieder her! Damals lag mir diese Gruppe sehr am Herzen, heute denke ich nur noch daran, wenn ich jemanden von den Teilnehmer(inne)n treffe. Zusammen mit Helga, einer Kollegin aus dem Café, hatte ich diese Gruppe aufgebaut, ein erster Versuch, uns vom KommRum aus auch dem Thema „Arbeitslosigkeit“ zu stellen. „Irre Jobs“ war durchaus doppeldeutig gemeint: Menschen, die auf Grund persönlicher Probleme oder wegen ihrer Psychiatriegeschichte auf dem Arbeitsmarkt schlechte Karten hatten, sollten sich mit unserer Unterstützung selbst Arbeitsplätze schaffen, in denen sie sich wohl fühlen konnten: selbstbestimmt, mit genügend Freiraum für persönliche Krisenzeiten und mit nachvollziehbarem gesellschaftlichem Nutzen. Ideen gab es viele: Eine Bio-Stadtküche mit gesundem Essen würde vermutlich eine Marktlücke erschließen (erforderte aber zuviel Know-how). Ein kleines Büro für die Vermittlung von stundenweisen Dienstleistungen, vom Fensterputzen bis zum Einkaufen für Leute mit wenig Zeit, hätte den Vorteil, dass nur minimaler technischer und finanzieller Aufwand nötig wäre und ein großer Pool

von Leuten, ihrer jeweiligen Belastbarkeit und aktuellen Krisenfestigkeit entsprechend, flexibel arbeiten könnte. Eine „Herberge“ mit preiswerten Übernachtungsmöglichkeiten für Berlin-Besucher mit wenig Geld würde ebenfalls keine große Vorbildung erfordern. Die Herberge wurde schließlich das konkreteste Projekt. Sie regte vom Arbeitsablauf und den weiteren Perspektiven her (immer mit Menschen zu tun haben, alternative Stadtführungen veranstalten) die Gruppenmitglieder am meisten an. Außerdem sprach der anscheinend unerschöpfliche Boom des Berlin-Tourismus dafür, dass ein solches Unternehmen sich lohnen würde.

Die Gruppe traf sich wöchentlich und wurde von Helga und mir alle zwei Wochen beraten. Mehr Zeit hatten wir nicht übrig, und auch dem Konzept nach sollten die Gruppenmitglieder den größten Teil der anfallenden Arbeit selbst in die Hand nehmen. Wir selbst wollten nur die Moderatoren sein. Die Teilnehmer trugen ihr Wissen zusammen, begannen sich bei Behörden sachkundig zu machen, besichtigten zusammen konkrete angebotene Objekte und bereits bestehende Pensionen, um sich zu orientieren. Mit viel Mühe und Ängsten - schließlich waren sie solch schriftliche Arbeit nicht gewöhnt - formulierten sie ein Konzept, und parallel dazu machten sie sich auf die Suche nach Finanzierungsquellen. Schließlich wagten sie den Schritt in die Unabhängigkeit von uns, und bald darauf schloß die ganze Initiative ein - wahrscheinlich hätten wir uns doch mehr einmischen sollen.

Immerhin hatten einige der Gruppenmitglieder, stabilisiert durch den Gruppenzusammenhang, in diesem dreiviertel Jahr ihre eigene berufliche Situation geklärt. Einer hatte sich vom Aushilfsjob zur festen Anstellung vorgearbeitet und hatte wieder Vertrauen zu sich gewonnen, und Charlotte hatte einen Schritt aus ihrem Chaos heraus getan: Nachdem sie aus der Therapeutischen Wohngemeinschaft in eine eigene Wohnung gezogen war, hatte sie dort zunächst isoliert und ohne eigene Perspektive gelebt. Parallel zu unserem Arbeitsplatzprojekt konnte sie sich schließlich dazu durchringen, einen Ausbildungsplatz zu suchen, um noch einmal von vorne anzufangen. Ein anderer schließlich hatte angesichts unserer Anforderungen an seine Selbständigkeit gepasst und war wieder in eine Klinik gegangen. Er wollte lieber versorgt sein - auch eine Entscheidung.

Aber an dem Problem mit den Arbeitslosen bei uns im Café hat sich damit natürlich nichts geändert. Ich erlebe es eben hautnah mit Bernd, der sein Geld auf die Theke legt, sich über die Barriere lehnt und sich selbst eine Flasche Bier aus dem Kasten holt - ein halber Mitarbeiter. Er ist seit einigen Monaten jeden Tag hier. Von einer undurchsichtigen alten Geschichte her ist er ausweglos verschuldet, und tagsüber, bevor das KommRum-Café öffnet, kämpft er um einen neuen Arbeitsplatz. Manchmal kommt er direkt nach einem ergebnislosen Vorstellungsgespräch, noch mit Anzug und Krawatte, ins KommRum und versucht so zu tun, als könnte er die ständigen Absagen (meist mit der Begründung, er wäre schon zu alt: Er ist gerade mal 45) locker wegstecken. Vor allem seine Augen sagen das Gegenteil. Diese Signale von Verletzlichkeit halten mich davon ab, weiter nachzubohren, wenn er so obenhin erzählt oder den Anschein zu erwecken sucht, als hätte er schon alles im Griff. Ich fürchte, er würde zusammenbrechen, sobald er sich seiner Situation wirklich stellt.

Er gibt sich als Tausendsassa, scheint über alles Bescheid zu wissen, und er hat hochfliegende Pläne. Ins Ausland will er, sich eine neue Existenz aufbauen, während er schon seine Miete nicht mehr bezahlen kann, aber den Weg zum Sozialamt scheut. Derzeit ist er damit beschäftigt, seine Besitztümer zu verscherbeln. Uns, als Einzelpersonen oder dem Projekt insgesamt, will er davon einzelne Teile schenken, und es fällt uns höllisch schwer, „Nein!“ zu sagen.

Jetzt gerade macht er mich arbeitslos: Er hat sich angewöhnt, alle unsere Tätigkeiten zu übernehmen, die außerhalb der Theke anfallen. Er leert die Aschenbecher, bringt Geschirr zurück und erneuert die niedergebrannten Kerzen. Ich wette, er würde liebend gerne voller Mitarbeiter im

Café werden, über das morgendliche Schneeschippen in unserem Hof hinaus, für das wir ihn im Winter bezahlt haben. Doch da ist bei uns keine Chance - obwohl viele Gäste solche Wünsche haben und auch umsonst mitarbeiten würden, Hauptsache, sie hätten das Gefühl, irgendwie nützlich zu sein. An diesem Punkt bin ich mit dem KommRum und seinen Rahmenbedingungen am meisten unzufrieden. Tatsächlich ist es mit 25 Mitarbeitern schon extrem schwierig, uns in diesem beengten Rahmen nicht ständig gegenseitig auf die Füße zu treten und das Gerangel um Platz, Aufmerksamkeit und Einfluss nicht überborden zu lassen. Jeder Neuaufnahme eines Mitglieds, so dringend sie auch sachlich geboten wäre, geht ein zäher Kampf voraus. Die Mitarbeit von Gästen im Café, ganz abgesehen von solchen konfliktträchtigen Fragen wie: „Wer von ihnen darf, wer darf nicht?“ würde den Rahmen sprengen. Trotzdem bin ich mit dieser Entscheidung unglücklich und mag mich nicht damit abfinden, das Café als Abstellplatz für nicht mehr gebrauchte Mitglieder der Gesellschaft zu sehen. Vielleicht gibt es ja doch noch Wege, wie Besucher des KommRum in begrenztem Umfang Aufgaben und Verantwortung übernehmen können.

Aber das ist Zukunftsmusik; im Moment habe ich mit Bernd zu tun, und ich weiß mit ihm nicht weiter. Gerade leert er wieder die Aschenbecher aus - diese Arbeit ist sonst für mich eine günstige Gelegenheit, an jeden Tisch zu kommen, locker Kontakt aufzunehmen und Leute anzusprechen, die das brauchen. Es wäre auch nicht schlecht, wenn jemand wie Bernd eine solche Aufgabe übernehmen könnte. Es war ja eine alte Idee im Café, dass Gäste die Rollen von Ansprechpartnern übernehmen könnten. Aber dazu müsste ich mit Bernd Klartext reden, Vereinbarungen treffen können, und gerade das fällt mir mit ihm so schwer. Kritik oder Anregungen kann er kaum aufnehmen, er fühlt sich sofort angegriffen, und ganz persönliche Dinge sind ohnehin tabu: Dass er sich mit seinen Plänen etwas vormacht; dass seine Geschenke Bauchschmerzen verursachen, weil unausgesprochen seine Wünsche auf Gegenleistungen in der Luft hängen. Einzelne vorsichtige Versuche, mit ihm über seine Erwartungen an uns zu sprechen, stießen ins Leere. Meine Phantasie: Er würde versuchen, abzuwiegeln und sein Gesicht zu wahren, wenn ich über seine ängstlichen Signale hinweg ein offenes Gespräch erzwingen würde. Er würde tun, als wäre nichts, und einfach nicht wieder kommen. Wir wären in die Reihe der unverständlichen Enttäuschungen seines Lebens aufgenommen.

Dabei spitzt sich seine Situation zu. Der Termin, den er sich gesetzt hat, um auszuwandern, rückt immer näher, und seit einigen Wochen häufen sich die offenen Wunden in seinem Gesicht. Beiläufig hat er erwähnt, er würde sich neuerdings im Schlaf kratzen - von wegen „sein Gesicht wahren“...! Wir hatten schon die beängstigende Idee, „auswandern“ wäre für ihn nur eine dezente Umschreibung für „seinem Leben ein Ende setzen“, und seine Geschenke erhielten unter diesem Blickwinkel noch mal eine besonders makabre Note.

Heute jedenfalls wird es sicher wieder nichts mit einem ernsthaften Gespräch. Bernd nimmt wieder neben Manuel Platz. Beide haben sich im KommRum kennen gelernt. Stundenlang, über Monate hinweg, sitzen sie täglich zusammen und reden, mit unerschöpflichem Wissensvorrat, über die unterschiedlichsten Sachthemen; alles Persönliche bleibt ausgeklammert. Jetzt verschanzen die beiden sich wieder in ihrer Ecke und beobachten in einer Gesprächspause die anderen Gäste und uns hinter der Theke. Nichts entgeht ihnen, aber sie saugen diese Informationen nur auf, geben keinen Gegenpart in der Auseinandersetzung ab.

Im Moment gibt es allerdings auch wieder eine ganze Menge zu beobachten. Eine größere Anzahl Singles ergießt sich aus dem Raum nebenan in das Café. Ich bin jedes Mal aufs Neue fasziniert von dieser Mischung, die uns nun schon seit über einem Jahr die Treue hält: Graumelierte Charmeuere wie aus dem Bilderbuch, Frauen in Jeans oder besonders zurechtgemacht, daneben wieder Besucher, die zu den weniger attraktiven in dieser Gesellschaft zählen, zu kurz gekommen sind,

aber hier ihren Platz gefunden haben, dazwischen Männer und Frauen, von deren Psychiatriekarriere ich weiß.

Auch Charlotte ist mit bei diesem Schwarm, der jetzt den Geräuschpegel im Café angehoben hat. Mein Blick wandert unwillkürlich zu Olaf, der vor kurzem mit seinen Begleitern gekommen ist: Wie wird er heute auf sie reagieren? Vor einigen Monaten gab es Ärger zwischen den beiden, als Charlotte und ein Mann eng umschlungen, mit eindeutigen erotischen Bewegungen, mitten im Café tanzten. Olaf hatte das nicht ausgehalten, war von hinten auf Charlotte zugeschossen und hatte ihr mit der flachen Hand auf den Rücken geschlagen. „Ich habe ihr einen Seemannsschlag gegeben“, wiederholte er stolz und glücklich immer wieder. Er hatte sein Befreiungserlebnis, während um ihn herum empörte Gäste ihn bedrängten und uns aufforderten, ihn an die frische Luft zu setzen. Olaf hinauswerfen - das geht nicht. Er ist einer unserer treuesten Gäste, wirkt hilflos, schüchtern, naiv, eine Seele von Mensch, und er braucht das KommRum als Ort, an dem er sein kann, wie er ist und nicht gehänselt wird - so wie wir auf ihn angewiesen sind, auf seine Treue, seine rührende Ausstrahlung. Das Thema „Männer/Frauen“ beherrscht ihn; seit Jahren redet er kaum über etwas anderes als das Verhältnis der Geschlechter, über Männer- und Frauenrollen, mit denen er nicht klarkommt. Er hat viel Unterdrückung und Demütigungen erlebt, hat immer wieder mit Frauen erfahren, dass seine Art von Männlichkeit verspottet wurde. Bisweilen ist er so in dieses Thema eingesponnen, dass er formelhaft bestimmte Sätze wiederholt, sich daran festhält, als könnten sie ihm in dieser brutalen Welt Halt geben. Argumente und Verständnis kommt dann als Inhalt nicht zu ihm durch, nur atmosphärisch: Ob er abgelehnt wird oder nicht. Wenn ihn etwas aufregt, rennt er ruckartig durchs Café, reibt sich hektisch die Hände, das Gesicht in höchster Anspannung, und er wirkt völlig gefangen und ohnmächtig gegenüber dem, was ihm angetan wurde. Mit Worten kann er Konflikte nicht klären, er muss wirklich das, was ihn quält, als körperliche Energie und Aktivität nach außen bringen. Meist hilft das auch und seine Aufregung legt sich nach einiger Zeit wieder, ganz selten kommt es zu direkten Entladungen wie eben beschrieben.

Ich habe ihn auch in völlig gegenteiligen Situationen voller Zärtlichkeit gesehen, wenn er mit sichtlichem Vergnügen an den Haaren von Frauen schnupperte, die an der Theke warteten, oder wenn er mit einer Freundin, die Welt und neugierige Zuschauer um sich herum völlig vergessend, in kindlicher Unschuld experimentierte. Er fasste sie an die Brust, erkundete mit ihr zusammen erogene Zonen, erforschte, wo's kribbelt... Dieses paradiesische Bild wechselte sich ab mit Zeiten fassungsloser Trauer, wenn Eltern und Ärzte seiner Freundin wieder befunden hatten, es sei für sie besser, in der Psychiatrie zu bleiben und den Kontakt zu ihm abubrechen.

Für heute scheint jedenfalls nichts zu befürchten, er nimmt von Charlotte keine Notiz und hört ruhig Jupp und Barbara zu, mit denen er sich in den letzten Jahren mehr und mehr zusammengeschlossen hat. Wahrscheinlich haben sie heute wieder einen Ausflug mit Olafs Auto unternommen, wie meist am Wochenende. Der Besuch im KommRum bildet dann immer den krönenden Abschluss des Tages.

Diese drei stellen auch den stabilen Kern der „Märchenstunde“ am Dienstag Abend. In dieser Runde, an einem Tisch irgendwo im Café, werden unter Begleitung von Eva aus dem Café-Team reihum Geschichten vorgelesen, die Stoff geben für weiterführende Diskussionen. Jupp, ein kleiner, quirlicher älterer Herr, führt gerne das große Wort, und gerät regelmäßig in Streit mit anderen aus der Runde. Seine Freundin Barbara gibt ab und zu mit klarer Stimme kluge Sätze von sich, und Olaf bleibt meist stumm. Vielleicht genügt es ihm, dabei zu sein, vielleicht ist er in Gedanken wieder beim Geschlechterkampf oder bei seiner Freundin in der Klinik.

Barbara hat früher studiert, wurde aber durch ihre „psychische Krankheit“ aus der Bahn geworfen, und betreibt nun mit Jupp zusammen einen kleinen Tabakladen. Damit hat sie ein stabiles Leben

gefunden, und nimmt dafür auch die Unterdrückung durch Jupp in Kauf, der ihr öffentlich verbietet - er wirkt etwas komisch als Pascha - am Frauengesprächskreis im KommRum teilzunehmen. Also beschränkt sie ihre weitergehenden Wünsche auf Blicke, und strickt sonst ruhig vor sich hin.

Ich kriege noch mit, wie die drei ihren nächsten Ausflug planen und auch noch Marion einladen, eine Bekannte, die am Nebentisch mit ihren Verehrern aus der Psychiatrie sitzt, und ich freue mich, wie hier Kontakte entstehen und soziale Netze, alleine schon dadurch, dass wir diesen Rahmen zur Verfügung stellen; dann werde ich wieder abgelenkt. Wir kommen an der Theke kaum noch nach mit der Arbeit.

An den anderen Wochentagen bleibt mehr Zeit, uns mit den Gästen zu beschäftigen. Dienstags, donnerstags und freitags haben wir zwischen 17 und 19 Uhr „Kontaktzeiten“ eingerichtet und achten darauf, dass wir zu diesem Termin besonders gut besetzt sind, um auch mal längere Gespräche im Café führen zu können. Das ist der günstigste Zeitpunkt zur Kontaktaufnahme, wenn jemand neu kommt und jemanden braucht, an den er/sie sich wenden kann, um leichter Anschluss zu finden oder Informationen zu erhalten. Hier sind auch am leichtesten Krisengespräche möglich, wenn jemand nicht warten kann bis zum Termin der psychologischen Beratung am Mittwoch, sondern gleich Hilfe braucht.

Samstags dagegen konzentriert sich der Kontakt infolge des Trubels meist auf das Geschehen an der Theke. Im Lauf der Zeit habe ich gelernt, dass auch dieser Kontakt seine eigenen Qualitäten hat: Wie wertvoll es sein kann, mit einem freundlichen Wort einen Keks neben die Kaffeetasse zu legen, mich an Vorlieben von Gästen zu erinnern und ihre Wünsche zu erraten, oder, wenn ich daneben getippt habe, auch das als Ansatzpunkt für einen kurzen Wortwechsel zu nehmen; wie dankbar Leute sind, wenn ich sie nach Jahren wiedererkenne, auf Geschichten und Details von früher anspreche, ihren Namen nicht vergessen habe und die näheren Lebensumstände noch weiß - glücklicherweise habe ich für so etwas ein gutes Gedächtnis. Wie leicht es manchmal ist, jemanden mit einem lockeren Spruch aus seiner Verlorenheit zu reißen und aufzumuntern, so dass er eine bessere Ausgangsbasis hat, Kontakt aufzunehmen. Aber bisweilen erschrecke ich auch, wie zäh manche an ihrem Elend und an ihrer schlechten Laune festhalten!

Während ich darauf warte, dass das Fladenbrot, das ich gerade in den Grill gepackt habe, allmählich knusprig wird, habe ich wieder Gelegenheit, meinen Blick durchs Café schweifen zu lassen. Der Tisch, an dem vorhin Gustav saß, ist jetzt von anderen Leuten besetzt. Er ist wohl gegangen, ohne dass ich es bemerkt habe. Hätte ich mich vielleicht doch noch mehr um ihn kümmern sollen? Ich hänge dieser Frage nach, und beinahe brennt mir das Fladenbrot an. Es ist gut gebräunt, als ich es dem Gast an seinen Tisch bringe, der vorhin stürmisch danach verlangt hat. Sein Hunger lässt ihn über den Schönheitsfehler hinwegsehen, Gott sei Dank, und nun wird es auch für eine Weile etwas ruhiger, Zeit für ein kleines Schwätzchen mit meinen Kolleginnen; Eindrücke austauschen, um nicht darauf sitzen zu bleiben. Eva ist sauer: Ein Gast hat es wieder geschafft, uns hereinzulegen und seine Suppe zu verspeisen, ohne zu bezahlen. Er hätte schon jemand anderem von uns das Geld gegeben, behauptete er, als sie kassieren wollte, und als sie sich jetzt bei uns vergewisserte, dass das nicht stimmt, hat er sich schon aus dem Staub gemacht. Wir kennen nicht mal seinen Namen, obwohl wir mit ihm schon öfter solche Streitfälle erlebt haben. Er hat sich offensichtlich darauf eingestellt, auf Kosten anderer Leute durchs Leben zu kommen. Die paar Male, die ich mit ihm gesprochen habe, kam diese Haltung ganz unverblümt durch: Immer voller Beschwerden, dass etwas nicht gut genug ist, dass wir für unser Angebot auch noch Geld haben wollen, dass wir für seine Bedürfnisse nicht einfach so zur Verfügung stehen (darauf reagieren vor allem die Frauen aus dem Café-Team; sie finden ihn zum Gruseln, wenn er sich groß, breit und tapsig wie ein Bär an sie heranmacht und ihre Abgrenzung missachtet). Er ist einer von den Gästen,

die es in kürzester Zeit schaffen, sich unbeliebt zu machen, und da hilft auch kein sozialer Anspruch, wir müssten mit allen Leuten klar kommen - es wäre eine Lüge.

Nach wie vor reagiere ich besonders gekränkt, wenn ich erlebe, dass uns jemand so schamlos ausnutzen will, und ich nehme es ganz persönlich - als würden wir uns nicht schon genug für andere Leute abrackern! Schließlich ist das hier keine Senatsdienststelle, sondern ein Ort, den wir selbst für uns und für unsere Gäste eingerichtet und finanziert haben. Es trifft mich so wie früher, wenn ab und zu nachts eingebrochen wurde, offensichtlich von jemandem, der sich hier gut auskannte, oder so wie damals, als beim Frühstücksbuffet sonntags einer seinen Teller bis oben hin belud, und nur finstere Drohungen ausstieß, als er zum Zahlen aufgefordert wurde. Vermutlich bin ich da zu empfindlich, oder mein Groll ist nur ein Ausdruck davon, dass wir alle chronisch über unsere Verhältnisse arbeiten und zuwenig Ausgleich dafür kriegen. Ich sollte lernen, so etwas gelassener zu sehen. Denn solche Ereignisse gehören natürlich zur Realität in dieser verrückten Stadt, genauso wie die Leute ohne eigene Wohnung, die es bisweilen geschafft haben, sich nachts hier einschließen zu lassen und eine warme und ruhige Nacht zu verbringen. Das KommRum ist für Berliner Verhältnisse ohnehin schon eine friedliche Oase; nicht weltfremd, aber ein Ruhepunkt inmitten der sozialen Spannungen und des Elends dieser Möchte-gern-Metropole.

Heute gab es glücklicherweise sonst keinen Ärger, so dass dieses Intermezzo nur kurzzeitig meine Laune trübt. Eva und ich verabreden lediglich, dass wir bei der Sitzung am Freitag mit den anderen ein gemeinsames Vorgehen für ähnliche Gelegenheiten abstimmen wollen.

Es ist bald Feierabend, und ich ziehe, um Bernd zuvorzukommen, ein letztes Mal in den Single-Raum, Geschirr einsammeln, und muss staunen: Die verschiedenen kleinen Grüppchen haben sich zu einer spontanen großen Gesprächsrunde umorganisiert und diskutieren philosophische Fragen. Der Sinn des Lebens steht zur Debatte, da will ich gar nicht lange stören und verdrücke mich wieder. Draußen laufe ich prompt Herrn Wuttke in die Arme, unserem Senior. Er erkennt mich zuerst kaum durch seine dicken Brillengläser, schüttelt mir dann aber ausgiebig die Hand und fragt mich zum wiederholten Mal nach einem früheren Stammgast. Ich kann ihm nichts Neues erzählen, verspreche ihm aber, Erich zu grüßen, wenn er sich wieder melden sollte, und muss wieder hinter die Theke, es wird noch einmal hektisch. Er zieht wie gewohnt seine Zeitung und seine große Lupe aus der Tasche und beginnt zu lesen. Es ist seine Zeit, wir könnten die Uhr danach stellen; Um 20 Minuten nach Neun taucht er ein- bis zweimal pro Woche auf, um hier seinen „Tagesspiegel“ zu studieren, oder Eisenbahnfahrpläne und Kursbücher aus den Zeiten der alten Reichsbahn zu wälzen - eines seiner Hobbys. Er ist inzwischen über 70 Jahre. Schon während der Zeit des Nationalsozialismus war er mehrfach in der Psychiatrie, einer von denen, die nur zufällig der „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ entkommen sind. Eine lumpige Entschädigung hat er nach dem Krieg bekommen; dabei wurde er in dieser schrecklichen Zeit auch noch zwangsweise sterilisiert. Ich weiß nicht so recht, wie ich ihn darauf ansprechen soll; seine Geschichte würde mich interessieren, aber vielleicht ist es auch nicht gut, diese alten Wunden noch einmal aufzureißen. Seine eigene Vergangenheit hindert ihn allerdings nicht daran, heute auf Schwule und Lesben zu schimpfen und den Türken die Rückreise in ihre Heimat anzuraten. Er kennt sich gut aus in der Berliner Psychiatrieszene, die meisten unserer Gäste sind ihm aus diesem Zusammenhang bekannt, und auf seine stille Weise übt er eine wichtige Funktion aus: Regelmäßig besucht er alte Menschen, Bekannte von früher, die in psychiatrische Wohnheime abgeschoben sind und nicht mehr ausgehen können, wollen oder dürfen, und hält ihren Kontakt nach außen hin aufrecht.

Er ist einer der wenigen Besucher, denen ich automatisch die Hand gebe und die ich mit „Sie“ anspreche. Außer ihm sind es nur noch wenige in seinem Alter, die sich im KommRum wohl fühlen. Die meisten Alten haben Berührungsängste, viele fragen vorsichtshalber schon am Telefon: „Sind da nicht überwiegend jüngere Menschen?“ Dann weiß ich inzwischen schon, dass es wenig

Sinn hat, Überzeugungsarbeit zu leisten. Zuviel müssten wir verändern, damit sie sich hier zuhause fühlen, angefangen bei der Musik bis hin zu den Umgangsformen. In den üblichen Senioreneinrichtungen sind sie unter ihresgleichen und sind nicht so gefordert, sich umzustellen. Dennoch, einige kommen regelmäßig, aber auch eher solche, die aus dem üblichen Rahmen fallen, so wie die ältere Dame von schräg gegenüber in der Straße. Ich nenne sie für mich die „Lady“, sie hat so etwas Vornehmes, Zerbrechliches. Auf andere Gäste bezieht sie sich kaum, lächelt aber immer freundlich. Meist steht sie an unserer Zeitschriftenablage und studiert, was da ausliegt. Einige Male sah ich sie auch schon ihren „Altar“ aufbauen: Sie ordnet auf dem Tisch vor sich eine Reihe von Gegenständen in einem bestimmten Muster an - ich erinnere mich an alte Brötchen, an einen Topf Margarine und eine Schachtel „Banner“-Deo-Seife. Ich war durchaus neugierig, was sie damit vorhatte; meine Phantasie ging dahin, es könnte ein Schutzritual zur Abwehr von bösen Geistern sein (wegen „Banner“), aber irgendwie fand ich es unpassend, dumme Fragen zu stellen, und sie wirkte so, als wäre sie ganz zufrieden mit sich - kein Grund, mich einzumischen oder sie zu stören.

Vielleicht würde es mehr ältere Menschen anziehen, wenn wir Herrn Wuttke bitten würden, er solle doch wieder, wie er es früher ab und zu spontan getan hatte, seine Gitarre mitbringen und Volkslieder vortragen. Ich fände das zur Abwechslung ganz reizvoll. Aber unsere Disco-geschädigten jüngeren Gäste haben damals auf ihn nicht so reagiert, dass es ihn ermuntert hätte, weiter zu machen. Ich lasse den Gedanken wieder fallen: Beliebig weit lässt sich unser Spektrum an Besuchern doch nicht dehnen.

Normalerweise, wie jetzt auch, dudelt Popmusik in verschiedenen Variationen im Café vom Band, dazwischen ein bisschen Lateinamerikanisches, Marlene Dietrich oder Meditationsmusik, sonntags auch mal Klassik. Das bildet das Hintergrundgeräusch für die Gespräche, schafft etwas Privatheit und Schutz vor Zuhörern in dem weiten, kaum unterteilten Raum, so dass es fast peinlich wirkt, wenn eine Kasette zu Ende ist und für einen Moment Ruhe einkehrt. Früher hatten wir noch mehr musikalischen Ehrgeiz, luden auch schon mal Punkbands zu unseren Festen ein und ließen nachts die Wände wackeln, bis die Polizei um Ruhe bat. Jahre dauerte es, bis sich die Überzeugung durchsetzte, dass so etwas unseren Rahmen sprengte. Ruhigere Veranstaltungen mit Folkmusik organisierten wir damals auch, eine Zeitlang sogar regelmäßig ein- oder zweimal die Woche. Längerfristig hatten wir aber nicht genug Energie, das KommRum, angesichts der Konkurrenz in der Stadt, zu einem Veranstaltungsort auszubauen. Unsere Gäste, zu deren Erbauung wir uns überhaupt die Mühe gemacht hatten, dankten es uns ohnehin nicht; die Skatcrew hatte meist ungerührt weitergespielt und versucht, die Störung möglichst auszublenden.

Immerhin leisteten wir uns noch einen rettungslos verstimmten Flügel, der an manchen Samstagabenden begabte Singles zu spontanen Konzerten, zwei- und vierhändig, anregte. Während der Woche schuf er uns eher Ärger, weil er sich nicht mehr abschließen ließ. Immer wieder versuchten weniger begabte Gäste ihr Glück daran und fühlten sich natürlich von uns, wenn wir um Ruhe baten, in ihrer Selbstverwirklichung eingeschränkt. Dabei gäbe es so viele andere Angebote, im Café aktiv zu sein - und ich bin mit meinem Gedankengang wieder bei meinem Lieblingsthema gelandet, während ich ein letztes Mal an diesem Tag die Geschirrspülmaschine in Gang setze: Donnerstags die Töpfergruppe - aber die Gäste mit Klinikerfahrung, Beschäftigungstherapieerprobt, können schon keinen Ton mehr sehen; stattdessen nutzen vor allem „Normale“ dieses Angebot, um sich langsam ans KommRum heranzutasten. In unser Fotolabor im Keller passen nicht viele Leute, und wer wie die meisten unserer Gäste mit Psychiatriekarriere von Sozialhilfe oder Rente lebt, kann sich auch nicht leicht einen guten Fotoapparat leisten, und auch kaum Materialien fürs Entwickeln. Die Videogruppe dienstags kommt da schon eher in Frage - die Videoanlage können wir stellen und auf dem Bildschirm sieht sich schließlich jede/r gern. Aber auch da ist es für Eva, die diese Gruppe leitet, nicht einfach, nach dem ersten Staunen und

Herumprobieren die Interessenten bei der Stange zu halten; sie müssten ihre eigenen Ideen mit denen der anderen abstimmen, und die Spannung bis zum fertigen Endprodukt aushalten - oft ist eher Gruppendynamik angesagt als tatsächliche Filmarbeit.

Bleibe noch die „Begegnung“, die Zeitung aus dem KommRum, die in loser Folge etwa zweimal im Jahr erscheint, mit Berichten aus den verschiedenen Gruppen, mit Tipps, Ankündigungen, Artikeln über aktuelle Themen im KommRum. Dazwischen gestreut Gedichte, Geschichten, Karikaturen, und immer wieder die Aufforderung zur Mitarbeit. Bei den beiden letzten Nummern, deren Redaktion ich übernommen hatte, konnte ich hautnah miterleben, wie lange es dauert, die Gäste zu Beiträgen zu animieren (mit Ausnahmen: Detlef sieht seine Werke gerne veröffentlicht, und Rudi, der aktivste unter unseren Stammgästen - wieso war er heute eigentlich nicht hier? - steuert zuverlässig jedes Mal eine Seite mit seinen Gedichten bei). Ich konnte auch sehen, wie Hartnäckigkeit sich auszahlt, wie die Texte unserer Besucher von der einen zur anderen Ausgabe mehr wurden; aber solche Entwicklungen verlangen viel Bemühen und persönliches Werben um jeden einzelnen.

Ich rufe mich zur Ordnung. Ich muss aufpassen, nicht immer nur zu sehen, was noch nicht gut genug läuft. Das ist ein Fass ohne Boden, es wird nie genug sein, was wir tun. Die Kunst, das weiß ich schon, besteht darin, mit diesen Unvollkommenheiten zu leben. Genauso gut könnte ich ja auch hervorheben, welche Entwicklungen einzelne Gäste genommen haben, wie viel gelungene Momente, wie viel Spaß immer wieder in dieser Arbeit steckt - alles nur eine Frage der Perspektive. Für heute ist jedenfalls gleich Feierabend. Die Singles verlassen allmählich ihren Raum, und während Detlef noch den Boden fegt und aufräumt, beraten die anderen, in welche Kneipe oder auf welches Fest in der Stadt sie jetzt noch zusammen weiterziehen sollen. Nacheinander verabschieden sich auch die anderen Gäste, nur die Skatspieler kämpfen um jede Minute, die sie noch bleiben können. Mir selbst steht noch mindestens eine halbe Stunde Aufräumen und Tagesabrechnung bevor.

Ja, früher..

Geschafft! Das war heute wieder eine volle Dröhnung an Kontakt und menschlichen Schicksalen! Als ich durch die frische Nachtluft nach Hause radle, dankbar, dem Tabakqualm entronnen zu sein, schwirrt mir der Kopf von den vielen Begegnungen (nur einen Bruchteil davon habe ich hier wiedergegeben). Insgesamt bin ich zufrieden. Nichts Spektakuläres ist passiert, aber viele haben sich anscheinend wohl gefühlt und es lag kaum Spannung oder Gereiztheit in der Luft. Da gibt es schlimmere Tage, vor allem, wenn einer unserer Gäste (interessanterweise ist es meist nur einer, der diese Rolle übernimmt) sich aufregt, laut reden oder schreien muss und eine aggressive Stimmung verbreitet. Da wir selten jemanden sofort an die frische Luft setzen, sondern versuchen, mit der Situation „umzugehen“, kostet das in der Regel viel Kraft und Nerven. Inzwischen sind freilich unsere Toleranzgrenzen enger geworden, wir schreiten schneller ein. Anders als in früheren Zeiten sagen wir uns nicht mehr so einfach: „Der (oder seltener: die) kann halt nicht anders, das ist eben seine persönliche Art, die wir ihm lassen müssen!“ Wir erleben solche Szenen unmittelbarer als Aggression gegen uns, als Gemeinheit, die in den meisten Fällen der Betreffende auch unterlassen könnte; auf jeden Fall ist er verantwortlich für die Stimmung, die er verbreitet. Da es immer einen Grund für solche Auftritte gibt, sollte er sagen, was er wirklich braucht, oder was ihn getroffen hat, und uns eine Chance geben, darauf zu reagieren, statt es so indirekt und letztlich fruchtlos herauszukotzen.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich diese Entwicklung nur gut finde. Schließlich haben einige Leute, die früher hier sehr präsent waren, auf diese Weise ihren Platz bei uns verloren. Ich denke da etwa

an den „Tänzer“, von uns so genannt, weil er gerne mit wiegenden Schritten durch den Raum tänzelte, den Walkman auf dem Kopf oder ein quäkendes Transistorradio am Ohr. Wer ihn nicht schon länger kannte, ließ sich zwangsläufig von seinem bedrohlichen Auftreten einschüchtern. „Hast du mal 'ne Zigarette?“, mit finsterem Gesicht hervorgestoßen, und in einer Haltung, als wollte er einem im nächsten Augenblick an die Gurgel springen. Bei Konflikten, vor allem, wenn wir nicht wollten, dass er sich schon vor der Café-Öffnungszeit im Haus aufhielt, baute er sich sofort in Angriffsstellung auf. Nach einigen Monaten und einigen Erfahrungen in der Auseinandersetzung mit ihm verschoben sich die Dimensionen: Sein Verhalten war nichts als Bluff, Drohgebärden, wie sie kleine Jungs gegenseitig einüben, und für ihn nichts als ein Trick, sich durchs Leben zu schnorren. In ganz seltenen Augenblicken, wenn direkter Kontakt möglich war, wirkte er, als würde er ganz weit innen sich köstlich amüsieren: „Wir wissen beide, was ich hier für ein Theater abziehe...“ Aber das blieben kurze Momente, sonst schien er nicht erreichbar. Ohnehin meist zugehöhnt von Haschisch oder Alkohol, lebte er in seiner eigenen Welt, redete mit Leuten, die nur er sah, schien sein Gleichgewicht gefunden zu haben, und nur wenn es dringend geboten war, bequeme er sich dazu, sich mit der Außenwelt zu arrangieren. Die damaligen Café-Mitarbeiter ertrugen ihn lange; er war eine Art Symbol für Freiräume und Toleranz gegenüber Menschen, die anders sind. Darum hielten sie auch noch eine Weile aus, als er begann, seine Zweiliterflaschen Rotwein mitzubringen und sich bei uns volllaufen zu lassen. Schließlich kam es aber doch zum Ultimatum, nachdem er den Fußboden und auch andere Gäste mit seinem Gesöff beträufelte: „Du bist willkommen, aber ohne deine Pullen“. Das Ergebnis war abzusehen, er blieb weg. Ich begegne ihm öfters in der Stadt, unverändert lebt er sein Leben weiter. Für welche Alternative sollte er es ändern?

Leuten wie dem „Tänzer“ trauere ich nach. Keine Skrupel, jemanden aus dem Café zu verjagen, habe ich dagegen, wenn jemand ernsthaft gewalttätig wird (was sehr selten vorkommt) und sich danach nicht auf eine Auseinandersetzung darüber einlässt. Wir haben inzwischen gelernt, die meisten kritischen Situationen zu entschärfen und Machtspiele nicht zu eskalieren. So versuchen wir etwa ein Hausverbot nicht mit direkter körperlicher Gewalt durchzusetzen, sondern bleiben in angemessener Entfernung vor dem stehen, der es nicht einsehen mag, und belästigen ihn nachdrücklich. Bewährte Methode: Immer wieder zu fragen, wie er „sich das überhaupt denkt“, aber auch Schlupflöcher zu lassen, so dass er ohne großen Gesichtsverlust gehen kann.

Die wenigen gewalttätigen Szenen lösten bei unseren Gästen massive Ängste aus. Manche blieben auf Dauer deswegen weg, andere waren sauer auf uns, weil wir nicht sofort kurzen Prozess machten oder nicht sofort eine Lösung für den Konflikt parat hatten. Interessanterweise kannten auch die Gäste, die selbst in der Psychiatrie gewesen waren und sonst viel Nachsicht für Verrücktheiten anderer aufbringen, an diesem Punkt keine Geduld; eine entscheidende Grenze schien da überschritten.

In jenen früheren Zeiten erlebten wir auch, so scheint es mir jetzt im Rückblick, viel ausgeprägter verrückte Dinge mit unseren Besuchern, es gab mehr Grenzüberschreitungen und mehr Aufregungen. Manchmal aber auch recht freundliche Gesten: Zum Beispiel von Uli, der auf unserer ersten Fete überall im KommRum kleine violette Kreuze an Wände und Türen malte und so eine praktische Nutzenanwendung für die religiösen Ideen fand, die ihn zu dieser Zeit beschäftigten. Sein Wohlwollen war zu spüren, als er erklärte, er hätte uns vor Unglück und bösen Geistern schützen wollen. Bis jetzt hat sein Ritual ja auch gewirkt; danke noch mals, Uli!

Die Nachbarschaft war damals mehr einbezogen als heute. Da lief schon mal ein Stammgast nackt durch die sonntäglich friedlichen Straßen von Friedenau, nur um unsere Toilette zu besuchen und sich dann wieder auf den Heimweg zu machen (während Michael sich heute ganz dezent nur innerhalb des Cafés freimacht). Ein anderer markierte seinen Weg von der U-Bahn ins KommRum,

immerhin sechs Minuten durch Nebenstraßen, aus einem Topf mit weißer Ölfarbe, und zwar nicht, wie es sich gehört, auf dem Boden, sondern an den Autos entlang seines Weges. Die Polizei, von aufgebrachten Autobesitzern alarmiert, folgte nur der Spur, die er bis zu uns gelegt hatte. Ein andermal holte der gleiche Gast sie über Notruf selbst, um einen anderen verhaften zu lassen, mit dem er sich über den Betrag von einer Mark entzweit hatte. Die Polizisten ertrugen es mit Fassung, waren sie doch Schlimmeres gewohnt: Eines Sonntagnachmittags waren sie von entsetzten Nachbarn gerufen worden, als eine Frau, nach einem spielerischen Streit mit einem anderen Gast, sich bei ihnen beschwert hatte, im KommRum würde ein Mann ein kleines Kind mit einer Pistole bedrohen. Zwei Einsatzwagen und vier Polizisten mit Maschinenpistolen stürmten auf den Hof, und Erleichterung stand auf ihre Gesichter geschrieben, als sich das Ganze als dummer Streich entpuppte. Mit dem Zauberwort „psychisch krank“ versuchten sie sich die Lage zu erklären, und ich, selbst völlig zittrig, hatte keine Lust, Krankheitsbegriffe und Fragen von Zurechnungsfähigkeit mit ihnen zu diskutieren. Ich sah das Ereignis eher als feige Aggression gegen das KommRum, genau an dem Punkt eingesetzt, der mich zu der Zeit am meisten traf.

Denn nicht erst durch dieses spektakuläre Ereignis hatten wir bei der Nachbarschaft einen schweren Stand. Die Gerüchteküche brodelte, wir hatten ihr freilich auch selbst einige Zutaten geliefert: Immer wieder durchdrangen Schreie, Stöhnen und Kreischen das ruhige Viertel, für uns nichts weiter als die „verrückte“ Phase der Dynamischen Meditation, oder körpertherapeutisches Ausagieren, also Möglichkeiten zur Befreiung von Spannungen und verinnerlichter Unterdrückung. Für die Bürger um uns herum hörte sich das nach Orgien oder nach Mord und Totschlag an - wie man das eben in Illustrierten so liest. Die lauten Feste taten ein Übriges.

Wir mühten uns ab, luden wiederholt zum Tag der offenen Tür ein - wenig Resonanz. Persönliche Gespräche mit den empörtsten Anliegern waren hilfreicher. Trotzdem wurden, als die erste jemals in dieser stillen Straße gesichtete Parole an eine Wand gesprüht worden war, automatisch wieder wir verantwortlich gemacht - unter der Hand, versteht sich. Denn direkt wurden wir nur von den Bewohnern unseres eigenen Hauses angesprochen. Sie waren am meisten mit uns und unseren Gästen konfrontiert und gewöhnten sich am schnellsten an diese andere, ihnen nicht so vertraute Art von Menschen. Sie setzten sich innerlich viel mit ihnen auseinander, zeigten eine erstaunliche Aufmerksamkeit und Beobachtungsgabe, und wussten manches über sie zu erzählen, was wir selbst nicht gemerkt hatten.

Die weiter entfernten blieben länger auf ihren Vorurteilen sitzen, ängstigten sich, wenn sie einem unserer Besucher begegneten oder gar mit ihm sprechen mussten: „Guck, da kommt schon wieder so eine Beschackte!“ Es traf in diesem Fall eine Mitarbeiterin; aber woran sollte man das denn auch erkennen?

Der arme Olaf bekam diese Stimmungen zu spüren, als er, wie gewohnt, nach dem Einparken eine halbe Stunde still und unbeweglich neben seinem Auto stand, sei es, um sicherzugehen, dass alles am Auto in Ordnung war, sei es, um zu überprüfen, ob er auch richtig eingeparkt hätte, oder was er eben sonst zu denken hatte. Wie es manchmal seine Art ist, trug er eben trotz Sonnenschein seine rosa Regenschutzhaut. Das muss für eine der Beobachterinnen hinter den Gardinen zuviel gewesen sein. Sie riss ihr Fenster auf und entlud über den unschuldigen Olaf wüste Beschimpfungen, die Quintessenz ihrer Vorurteile, und, so ist anzunehmen, die Enttäuschungen eines eigenen beengten, normalen Daseins.

Tiefsitzende Ängste schienen angesprochen, und Klassendenken. Gelegentlich wurde einiges davon sichtbar: „Psychiatriebetroffene = unberechenbar = drogenabhängig = kriminell = langhaarig und ungewaschen = obdachlos = asozial = arbeitsscheues Gesindel, und das bei uns im schönen

Friedenau; wer arbeiten will, findet auch Arbeit, und man kann sich nicht mehr auf die Straße trauen“.

Seit einigen Jahren hat sich das Verhältnis entkrampft. Wir selbst sind weiser geworden und erleben es nicht mehr als Niederlage, wenn wir unsere Feste von uns aus leiser gestalten. Neue Schallschutzfenster dämpfen die Lärmemission, gelegentliche Berichte in den Medien sorgen für positive Publizität, und wir sind als würdig befunden worden, vom Senat gefördert zu werden. Die Nachbarn haben sich an den Schandfleck gewöhnt wie an ein Naturereignis. Keine der befürchteten Katastrophen ist eingetreten, und der im Innenleben der Nachbarn entfachte Aufruhr hat sich wieder gelegt (denn persönliche Betroffenheit, das Wissen um das eigene persönliche Unglück war durch unser Eindringen wachgerufen worden; Zweifel an der eigenen „normalen“ Lebensführung waren immer wieder hinter den Vorbehalten uns gegenüber herauszuhören). Aber selbst unser Mietvertrag wird wohl, wenn er demnächst ausläuft, ohne Probleme verlängert werden, da die Klagen der Nachbarn bei der Hausverwaltung nachgelassen haben. So scheint nebenbei auch ein Beweis erbracht: Die Bevölkerung erträgt es schon, wenn die Verrückten frei herumlaufen, jedenfalls weit mehr, als die Psychiatrieplaner und die Gesundheitsverwaltung anzunehmen wagen.

KommRum - Aus der Perspektive der Verrückten

Samstag ist der Tag mit dem wohl ausgeprägtesten Eigenleben des Cafés. Kurzzeitig kann dabei in Vergessenheit geraten, was an den anderen Tagen der Woche deutlich wird, wenn die Teilnehmer der Meditationen und der vielen Gruppen sich hier treffen: Dieses Café ist nicht denkbar ohne sein Umfeld, das Gesamtprojekt KommRum mit seinen vielen Facetten.

Wir sehen in unserer breiten Palette von Veranstaltungen keinen Selbstbedienungsbauchladen, in dem verschiedene Artikel unverbunden nebeneinander stehen, auch wenn letztlich jeder Besucher des KommRum selbst entscheidet, was davon er in Anspruch nehmen will. Eine einfache Idee verbindet die verschiedenen Themen: Von Hilfen für leidvolle, ausweglose Erfahrungen, bis hin zu „Techniken“ wie Meditation oder Yoga, die intensive oder lustvolle Erlebnisse bescheren - diese Spannbreite entspricht der alltäglichen Lebenserfahrung. Freude und Leid sind nicht unabhängig voneinander zu sehen, haben direkt miteinander zu tun. Die übliche gesellschaftliche Aufspaltung in Orte für Lust und Institutionen, die für das Leid zuständig sind, teilt das Leben mit seinen Widersprüchen in zwanghafter Weise auf und produziert entsprechende einseitige Rollen: Die, die immer „gut drauf“ sein müssen, egal, wie es ihnen wirklich geht, und die, die chronisch unglücklich sind und nicht zu glauben wagen, dass sie auch durchaus mal Grund zum Lachen finden können.

Ein Ort, der sich für eine breite Skala menschlicher Empfindungen zuständig fühlt, fällt aus dem Rahmen der üblichen Schablonen. Kolleg(inn)en in eindeutig psychiatrisch orientierten Einrichtungen halten das KommRum gerne für ein exotisches Selbsterfahrungszenrum, und die Insider der Selbsterfahrungs- und Therapieszene in Berlin sehen in unserem Projekt überwiegend ein Zentrum für Psychiatriebetroffene. Für andere sind wir, dank Detlefs Werbeaktivitäten, eine Art Single-Zentrale.

Man könnte das KommRum tatsächlich, von seinen verschiedenen Aspekten her, ganz unterschiedlich beschreiben. Für den Zweck dieses Buches habe ich die Perspektive von meinem Arbeitsplatz hinter der Theke gewählt. Um diesen Bildausschnitt abzurunden, will ich zeigen, wie unsere psychiatriebetroffenen Gäste das Angebot des KommRum rund ums Café für sich nutzen.

Vorneweg: Wer das KommRum besucht, ist nicht automatisch Objekt einer „Behandlung“. Wir haben auch nicht den Anspruch, dass abweichendes, verrücktes Verhalten „geheilt“ werden müsste. Es gibt von unserer Seite aus keinen „Therapieplan“, und wir stellen keine „Indikation“. Wir informieren und beraten stattdessen, wie jemand unser Angebot am besten nutzen kann. Es gibt keine Karteikarten, auf denen Gäste registriert werden, keine Strichlisten, wer wie oft und wann kommt oder wie lange weggeblieben ist. Dieser Ansatz verlangt natürlich von unseren Gästen Selbständigkeit und Eigeninitiative.

Erst wenn sich jemand für Therapie oder Betreuung entscheidet, wenn es um Geld und Verbindlichkeit geht, fordert die Bürokratie auch bei uns ihren Tribut; besonders natürlich, wenn wir zu unserem Leidwesen Gutachten und Anträge schreiben müssen. Dann wird auch konkreter besprochen, welche Ziele die Therapie oder Betreuung verfolgen soll, wie lange sie nötig sein wird, und vor allem, welche Lebensgeschichte den Hilfesuchenden dahin gebracht hat, wo er heute steht.

Beratung

Wie andere Gäste auch nutzen Menschen mit Psychiatrievergangenheit, und solche, die sich eine Psychiatriezukunft ersparen wollen, unsere wöchentliche kostenlose Beratungszeit mittwochs von

16 bis 18 Uhr. Die Inhalte dieser Beratung sind völlig offen: Manche kommen mit klaren Vorstellungen, suchen gezielt nach einer Therapie oder einem Wohngemeinschaftsplatz. Andere brauchen erst mal überhaupt ein Gespräch, um mit Hilfe eines Außenstehenden sich über ihre Situation klar zu werden und einen Ausweg aus ihrer unbefriedigenden Lebenssituation zu finden - Probleme in der Beziehung, Einsamkeit, Gefühle von Sinnlosigkeit und Leere, körperliche Symptome, die auf wunde Punkte in der eigenen Lebensgestaltung verweisen etc..

Manchmal bringt ein einzelnes Gespräch schon hilfreiche Anstöße zu einer Veränderung, ein andermal braucht der Ratsuchende noch konkrete Informationen, wie er das Angebot des KommRum für seine weitere Entwicklung nutzen kann. Für manche Besucher bildet die Beratung den Einstieg, um von hier aus das KommRum zu erkunden, mehr auf der Suche nach Kontakt, als wegen konkreter Probleme. Gelegentlich kommen auch Stammgäste aus dem Café, wenn sie von etwas sehr bewegt sind, oder unzufrieden werden, ihre Tage nur am Cafétisch zu verbringen. Einige unserer Gäste halten über die Jahre mit Hilfe von gelegentlichen Beratungsgesprächen lockeren Kontakt, zum Beispiel Gracia, mit der ich seit sieben Jahren im KommRum zu tun habe. Erfolglos hat sie mehrere Therapien hinter sich gebracht, hat in Therapeutischen Wohngemeinschaften gewohnt, und jetzt, so der Stand bei unserem letzten Gespräch, sitzt sie wieder in der Klapsmühle, wie sie selbst sagt, weil sie auf offener Straße aus Ärger über ihren Freund einen Mercedesstern abgebrochen hat. Nachdem sie die letzten Male, als sie ausflippte, ihre Fenster zerdeppert hat und zunehmend Ärger mit der Hausverwaltung bekam, ist die Wohnung jetzt endgültig weg, und sie hat keinen Ort mehr, wo sie von der Klinik aus hinziehen könnte. Mit ihrer speziellen Begabung hat sie alle Beziehungen zu Leuten, die sie eigentlich mögen, ruiniert. Ich weigere mich, professionell auf sie zu reagieren (Profis sind die letzten Rettungsanker, weil die ihr ja zuhören müssen; so kommt sie immer über die Runden, ohne dass sich etwas ändert). Ich betone stattdessen, dass es, nach all den fehlgeschlagenen Therapien, wohl an ihr wäre, sich endlich auf ihre eigenen Beine zu stellen und ihre Prinzessinnenallüren aufzugeben (diesen Ton kann ich mir leisten, unser Kontakt verträgt das).

Manche Ratsuchenden kommen mit recht undurchsichtigen Anliegen, wollen juristischen Beistand gegen die merkwürdigen Geräusche und Signale aus der Wohnung nebenan, oder fragen, wie sie sich verhalten sollen, nachdem sie einem Drogenhändler in ihrem Haus auf die Schliche gekommen sind, oder sie wollen eine sachliche Auskunft wegen der Stimmen, die sie hören. Im Lauf der Zeit habe ich gelernt, dass es dabei weniger um die außergewöhnlichen Wahrnehmungen selbst geht. Oft dienen sie einfach als Alibi - verschlüsselte Hilferufe aus der trostlosen Einsamkeit in den eigenen vier Wänden. Die Ausmaße dieser Isolation erschüttern mich immer wieder, vor allem wenn ich in der Beratungssituation sehe, hinter welchen Gebirgen von Misstrauen Menschen sich verstecken können, und wie sie mit ihrem Verhalten sich selbst alle Kontakte unmöglich machen.

Neben solchen Menschen, die sich oft schon Jahre oder Jahrzehnte in ihrer Einsamkeit eingerichtet haben, kommen aber auch Leute in einer akuten Krise, oft in Begleitung von hilflosen Freunden oder Angehörigen, und suchen eine Klärung dessen, was sie innerlich bewegt, meist voll Sorge, mit ihrem unerklärlichen Zustand in eine Klinik gehen zu müssen. Ich erinnere mich an ein junges Paar: Der Mann wurde seit einigen Wochen immer mehr von der Idee geplagt, es würden überall um ihn herum Apparaturen installiert, die ihn überwachen sollten. Im Laufe unserer Unterhaltung erfuhr ich, dass er im PrüfungsStress steckte, zudem noch im Fach Informatik. Er hatte dabei einen quälenden Eindruck von den Möglichkeiten der Überwachung und Kontrolle mittels Datenbanken gewonnen. Das Verhalten zwischen seiner Freundin und ihm während des Beratungsgesprächs legte die Vermutung nahe, dass er in der Beziehung zu ihr dasselbe erlebte, sich auf subtile Weise von ihr kontrolliert fühlte. Glücklicherweise ließen beide, nach anfänglicher Unsicherheit, sich schließlich bereitwillig in der Beratung auf eine Diskussion ihrer Beziehung ein und konnten

aussprechen, was bislang tabu war. Weil der Mann selbst Angst vor Konflikten in der Beziehung hatte, hatte er bisher nicht ihr indirekt ausgedrücktes Verbot übertreten, über seine Probleme in der Beziehung und ihre Kontrolle zu sprechen. Er hatte stattdessen den „verrückten“ Ausweg gewählt, sein Dilemma symbolisch ausgedrückt. Das half nicht viel, weil jetzt seine Freundin auch ganz offiziell auf ihn aufpassen musste. In diesem (glücklichen) Beispiel genügten zwei Beratungsgespräche, um die Situation zwischen den beiden klarzulegen und eine offenere Auseinandersetzung in Gang zu bringen. Die verrückten Ideen des Mannes verschwanden schon während des ersten Gesprächs. Eine längerfristige Therapie, die ihn oder auch beide zusammen mit der Notwendigkeit von mehr Autonomie in ihrer Beziehung konfrontieren würde, schien aber dennoch ratsam.

Andere kritische Situationen: Wenn jemand alle viere von sich streckt (teils übertragen gemeint, teils wörtlich), und einfach nicht mehr für sich selbst zuständig sein kann oder will. Da sitzen dann vor uns ganze Wohngemeinschaften mit einem Sorgenkind, entweder aus ihrer Mitte oder ein aus humanitären Gründen aufgenommenen Gast, der sie in seiner eigenen Ausweglosigkeit zur Verzweiflung treibt und vor die Wahl stellt: Ihn zugrunde gehen sehen oder sein Leben in die Hand nehmen. Die Alternative hieße, ihn mit schlechtem Gewissen in einer Klinik abzuliefern. Ist es ein Mitbewohner, dann sind meist eine Menge von persönlichen Konflikten und Verwicklungen mit im Spiel. Noch viel schwieriger wird die Beratung, wenn die gleiche unhaltbare Situation in engen Paarbeziehungen oder Familien auftritt. Wir stehen manchmal schier unentwirrbaren Verstrickungen gegenüber: Partner erlauben sich selbst und dem/der anderen keine Unabhängigkeit, Eltern können ihre (erwachsenen) Kinder nicht loslassen, die Kinder provozieren das Gluckenverhalten der Eltern und schaffen den Schritt in die Selbständigkeit nicht. Die konkreten „Wahnideen“ sind dann gar nicht so wichtig, sind oft nur noch Spielmaterial für das dahinterstehende Drama: Wünsche nach absoluter Versorgung oder nach unauflösbaren Bindungen, ohne die Gefahr von schmerzhaften Trennungen oder Konflikten.

Andere kommen, oder werden von den Sozialpsychiatrischen Diensten, von Nervenärzten oder aus den Kliniken geschickt, mit unbestimmten Vorstellungen von „Es muss etwas passieren!“, vor allem als „Nachsorge“ nach einem Klinikaufenthalt oder einem Selbsttötungsversuch. Erschreckend oft erfahre ich dabei, dass Leute verrückt geworden sind, in der Psychiatrie zwangsuntergebracht wurden, einige Wochen lang hohe Dosen von Medikamenten bekamen, aber insgesamt nur vielleicht 15 Minuten lang ein persönliches Gespräch mit einem Arzt oder Pflegekräften führen konnten. Viele wurden wieder entlassen, wenn die verrückten „Symptome“ von den Medikamenten ausreichend unterdrückt waren, ohne dass sie auch nur einen Ansatzpunkt für die Frage gewonnen hätten, was mit ihnen los war, was diese verrückten Erlebnisse eigentlich bedeuteten. Eine schreckliche Situation, wenn ich daran denke, ich würde Dinge erleben, die meine bisherigen Vorstellungen von Wirklichkeit sprengen, die außer mir kein anderer so empfindet, die mich in die intensivsten und bedrohlichsten Gefühle stürzen - und keiner ist da, der mir hilft, diese Erfahrungen in meinen Lebenszusammenhang einzuordnen.

Ein junger Mann erzählt mir in der Beratung, wie seine „Psychose“ begann: Er sitzt wochenlang alleine zuhause, bricht zunehmend alle Kontakte ab, verbringt seine Zeit ausschließlich vor dem Fernseher, bis eines Tages die Wirklichkeit sich verschiebt, die Fernsehansagerin zu ihm persönlich Kontakt aufnimmt, ihm ganz alleine Botschaften übermittelt und zu seiner Traumpartnerin wird. In diesem Zustand der Entrücktheit verändert er sich, wird schließlich so kontaktfreudig, dass er auf der Straße aufgegriffen und in die Klinik eingewiesen wird, weil er anderen Menschen zu dicht auf die Pelle rückte. Keiner hat ihm in der Klinik geholfen, sein Erleben zu übersetzen und vielleicht als Hilferuf in seiner Einsamkeit zu verstehen. Er erfuhr lediglich, dass er „schizophren“ sei und wohl sein Leben lang Medikamente brauchen würde.

Was kann unsere Beratung in einer solchen Situation leisten? Erster und wichtigster Schritt ist, Kontakt herzustellen und einen ersten Versuch der Übersetzung zu beginnen. Manche können allerdings wegen ihrer hohen Dosis an Medikamenten keine neuen Anregungen aufnehmen, andere halten in heimlicher Allianz mit den Profis in der Klinik daran fest, das sei eben ihre Krankheit; das bietet unter Umständen mehr Halt, als sich mit belastenden Gefühlen zu beschäftigen. Es kommt dann auf das nötige Fingerspitzengefühl an, zu spüren, wie viel von der neuen Sichtweise, die den Bezug der „Krankheit“ zur Lebenssituation herstellt, in dieser dreiviertel Stunde zu vermitteln ist, ohne Widerstände zu wecken. Ist es gelungen, Kontakt zu finden und zusammen einen Ansatzpunkt zu erarbeiten, was die außergewöhnlichen Erlebnisse bedeuten könnten, geht es im nächsten Schritt darum, Konsequenzen zu überlegen: Wie der Ratsuchende mehr Kontakt mit anderen Menschen finden könnte - zum Beispiel, wenn ihm das zusagt, im Rahmen des KommRum, sonst eben in anderen Einrichtungen oder in seinem eigenen Umfeld. Vielleicht ist es in diesem Gespräch auch noch möglich, zu bereden, wie und bei wem er Hilfe finden könnte, wenn Einsamkeitsgefühle wieder übermächtig werden, oder wenn er nach einer Enttäuschung wieder die Neigung spürt, sich ganz auf seine Wunschwelt zurückzuziehen.

Gerade bei Psychiatriebetroffenen spielen soziale Probleme eine große Rolle, Fragen, wie sie ihren Lebensunterhalt sichern können (Arbeitsmöglichkeiten, Sozialhilfe, Krankengeld, Rente), oder Wohnungsprobleme, Streitigkeiten mit Ämtern, und genauso Auseinandersetzungen auf juristischer Ebene in Zusammenhang mit ihrer Psychiatriegeschichte (Zwangsunterbringung, Pflugschaften, Entmündigung). Hier versuchen wir durch Sozialberatung zu helfen, in Arbeitsteilung mit der juristischen Beratung durch das Beschwerdezentrum. Dabei vermischen sich rein sachliche mit persönlichen Fragestellungen, zum Beispiel ob jemand sich zutraut, seine Interessen selbst zu vertreten oder sich lieber aus Mangel an Selbstvertrauen der Versorgung durch Ämter unterwirft. Manche stellen sich vor lauter Ungewissheit, ob sie es schaffen, sich durchzusetzen, lieber gleich dumm, so dass die Berater aufpassen müssen, ihnen nicht vorschnell die Angelegenheit aus der Hand zu nehmen.

Ein anderes häufiges Thema: Jemand ist zwangsuntergebracht und flüchtet aus der Klinik. Da sitzt er nun im KommRum oder meldet sich telefonisch beim Beschwerdezentrum. Was tun? Meist werden die Betroffenen von der Polizei gesucht und erwarten, über uns oder das Beschwerdezentrum einen Unterschlupf zu finden (was wir nicht leisten können) oder Hilfe bei der Legalisierung (was manchmal gelingt). Neidisch blicken wir auf die Niederlande: Dort leistet man sich den Konflikt, auf der einen Seite das Instrument der Zwangsunterbringung von Verrückten zu nutzen, und gleichzeitig sogenannte Weglaufhäuser zu dulden oder sogar finanziell zu fördern, in denen Menschen unterkommen können, die aus psychiatrischen Anstalten geflüchtet sind. In Berlin dämmerte diese Idee, von der Irrenoffensive verfochten, lange ergebnislos vor sich hin; erst in den letzten Monaten mehren sich die Signale aus der Gesundheitsverwaltung, dass in absehbarer Zeit staatliche Gelder dafür zur Verfügung stehen könnten.

In vielen Situationen, die mehr Zeit erfordern, greift unsere offene Beratung zu kurz. Aus dieser Erfahrung heraus haben wir zusammen mit anderen Therapievereinen, die ebenfalls kostenlose Beratung anbieten, die Idee eines nächtlichen Krisendienstes („K.U.B.“) entwickelt und seine Finanzierung durchgesetzt. Freitags, samstags und sonntags nachts zwischen 22 Uhr und 8 Uhr morgens stehen zwei, bei Bedarf auch mehr Berater/innen zur Verfügung für Krisengespräche ohne Zeitdruck. Die Beratung erfolgt entweder per Telefon, oder im persönlichen Kontakt, und zwar aus praktischen Gründen in den Räumen einer befreundeten Beratungsstelle, die nachts besser zu erreichen ist. Gerade in den Nächten am Wochenende, wenn kaum andere Hilfsangebote verfügbar sind, steht vielen Menschen das Wasser bis zum Hals: Die gewohnte Tagesstrukturierung durch die Arbeit fällt weg, und die anderen amüsieren sich. Das macht es schwerer, die eigene Einsamkeit und Verzweiflung wegzuschieben.

Dieser Krisendienst (die Beratung erfolgt anonym, kostenlos, ohne Formalien und ohne Voranmeldung) ist für ein breites Publikum gedacht: Auch für Menschen, denen der Schutz der Anonymität und der nächtlichen Dunkelheit überhaupt erst die Kontaktaufnahme zu einer professionellen Beratung möglich macht. Viele, die kommen, sind seit Jahren unglücklich, haben ihre Situation sich zuspitzen lassen, und finden jetzt, so hoffen wir, durch den K.U.B. die Chance, sich jemandem mitzuteilen, bevor Schlimmeres geschieht. Genauso ist der K.U.B. aber auch für Leute offen, die sonst immer wieder auf irgendwelche Kränkungen mit „psychotischen“ Krisen reagieren und schon fast routinemäßig in die Psychiatrie geraten. Sie sollen im K.U.B. Gelegenheit haben, sich rechtzeitig mitzuteilen und den Kontakt mit der Umwelt zu festigen, bevor sie völlig in die eigene Wirklichkeit eintauchen und nicht mehr erreichbar sind. Wichtigstes Ziel also: Klinikeinweisungen verhindern, und ein Durchleben der Krise außerhalb der Klinik ermöglichen.

Psychotherapie

Gerade Menschen, die sich mit dem Leben so schwer tun, dass sie, freiwillig oder nicht, in psychiatrische Behandlung geraten, brauchen zur Stabilisierung eine längerfristige Begleitung. Psychotherapie kann so etwas sein. Dass dennoch eher „normale“, funktionierende Menschen als Verrückte ins KommRum zur Therapie kommen, hat verschiedene Gründe. Knallharte finanzielle zum Beispiel: Selbst unsere vergleichsweise niedrigen Kostensätze sind zu hoch für den, der keine oder nur eine schlecht bezahlte Arbeit hat oder in der „falschen“ Krankenkasse Mitglied ist, mit der wir nicht abrechnen können. Der Weg zum Sozialamt, das in Berlin Psychotherapie bei Diplompsychologen als „Wiedereingliederungshilfe“ nach § 39 Bundessozialhilfegesetz unter bestimmten Bedingungen bezahlt, ist oft steinig, und in manchen der Berliner Verwaltungsbezirke mit unüberwindlichen bürokratischen Hürden versperrt. Die unmittelbar nötige Hilfe, die therapeutisch und auch ökonomisch am sinnvollsten wäre, ist damit nicht zu erreichen. Andererseits: Wenn die Eltern einspringen und die Therapiekosten übernehmen, tauchen zusätzliche Konflikte auf. Sie sind ja oft auf komplizierte Weise in das Geschehen mitverwoben. Der Widerspruch, dass sie durch ihre Finanzierung dazu beitragen, ihre Kinder unabhängiger werden zu lassen, ist schwer zu entwirren.

Neben dem finanziellen Nadelöhr gibt es auch ein thematisches. Zu vielen Patienten ist, mit Worten oder einfach atmosphärisch, nach ihrer „psychotischen“ Krise vermittelt worden, so etwas sei unheilbar. Manche therapeutischen Schulen halten daran immer noch fest und überlassen die „Psychotiker“ der Versorgung zweiter Klasse, der Psychiatrie. Dabei liegen inzwischen genügend Beispiele vor, wissenschaftliche wie literarische Veröffentlichungen, vor allem aus den USA, die seit den 30er Jahren von erfolgreichen Therapien auch hartnäckig „Schizophrener“ berichten; und gerade in den letzten beiden Jahrzehnten kam noch mals ein deutlicher Schub an therapeutischem Optimismus durch die kommunikationstheoretischen und familiendynamischen Zugänge zum Thema „Verrücktheit“. Es liegt also wohl weniger an den fehlenden Konzepten, als daran, dass es eben etwas schwieriger ist, mit „Verrückten“ therapeutisch zu arbeiten; ein Gefälle, das nach wie vor dazu führt, dass die Therapeuten sich lieber den attraktiveren, weniger komplizierten unter den Klienten widmen. Auch das übliche therapeutische „Setting“ war bislang zu wenig flexibel. Für einen Verrückten ist es unter Umständen schwierig, regelmäßige Termine einzuhalten, oder eine Stunde lang still auf der Couch zu liegen, ohne den Therapeuten zu sehen, während er eigentlich zur Stabilisierung auf den unmittelbaren Kontakt angewiesen ist.

Es mag die Aura von Unheilbarkeit sein, oder es ist einfach Angst der Verrückten, oder Unlust mangels ausreichender Perspektive, sich dem Stress einer Therapie auszusetzen. Wer aus dem Arbeitsleben und den bürgerlichen Zusammenhängen herausgefallen ist, für den kann es sinnvoller sein, ein bisschen verrückt zu bleiben und der Wirklichkeit doch nicht so scharf ins Auge zu sehen;

er tut vielleicht wirklich besser daran, sich eine Nische zu suchen, statt alte Wunden wieder aufzureißen, wenn es so wenig Hoffnung gibt, einen angenehmen Platz in der Normalität zu finden.

Für die, die sich dennoch zur Therapie entschließen, stehen im KommRum acht Therapeut(inn)en zur Auswahl, und die Überlegung ist fällig, ob Einzel-, Paar- oder Gruppentherapie besser geeignet ist. Paartherapie zum Beispiel erwies sich als sinnvoll, wenn die Verrücktheit Ausdruck von Konflikten in einer engen Beziehung war. Für das Setting der Familientherapie, das vor allem bei jüngeren Menschen mehr Erfolg verspricht, weil verrücktes Verhalten oft ein Problem in der Familie widerspiegelt, sind wir im KommRum vorerst nicht ausgerüstet. Die Leute, mit denen wir zu tun haben, sind meist auch schon ihren Familien entwachsen, haben nur noch sporadischen Kontakt. Aber die familiären Strukturen, die sie verinnerlicht haben (etwa wenn jemand sich insgeheim nach wie vor als „Gesandter“ eines Elternteils empfindet und keine klare eigene Identität hat), müssen natürlich in der individuellen Therapie mitbedacht werden.

Menschen, die in einer Konfliktsituation verrückt reagiert haben, brauchen vom Therapeuten aufgrund ihrer besonderen Sensibilität viel an persönlicher Offenheit und Klarheit, sie müssen viel Interesse spüren und vor allem Respekt für ihre Person und ihr größeres Schutzbedürfnis. Die therapeutische Beziehung wird noch wichtiger als sonst. Der Grundgedanke ist freilich der gleiche wie bei anderen Therapien auch: Symptome sind Verhaltensstrategien, die helfen, sich vor Kränkungen zu schützen oder sie zu verarbeiten, und gleichzeitig die Umwelt in Schach zu halten. Bei Menschen, die wegen der Ungewöhnlichkeit ihres Verhaltens in die Psychiatrie kamen, wirken solche Kränkungen eben nur wesentlich heftiger. Das zeigt sich auch innerhalb der Therapie: Unterbrechungen im gewohnten Rhythmus der Sitzungen, zum Beispiel durch Urlaub des Therapeuten, führen bei verrückten Klienten leichter dazu, dass sie sich verlassen fühlen und mit „Rückfällen“ reagieren, weil der beständige Kontakt als Gegengewicht fehlt.

Eine, in Ausnahmesituationen auch zwei Therapiestunden pro Woche, wie bei uns üblich, kann bei so viel Bedürfnis nach stabilem Kontakt manchmal nur ein Notbehelf sein - gerade bei Leuten, die in der Klinik leben und von dort aus zur Therapie kommen. Die restlichen 167 Stunden der Woche sind sie dem Klinikmilieu ausgesetzt, das sie meist unselbständig hält. Um längerfristig draußen wieder selbständig leben zu können, brauchen sie eher eine Lebensalternative.

Wohnen

Tatsächlich erleben wir seit einigen Jahren eine Verlagerung der therapeutischen Arbeit in die Situationen, wo Menschen außerhalb von Kliniken leben und dabei von uns begleitet werden. Verrückte haben einen leichteren Zugang in ihre Innenwelt, in die Welt von Phantasien und Magie, weil sie in ihrer Persönlichkeit stärker verunsichert und in ihrer Umwelt weniger fest verankert sind. Aus diesem Grunde ist für sie die sinnliche Erfahrung, aufgehoben und mit Menschen im Kontakt zu sein, unerlässlich, um die Verbindung zu der Wirklichkeit der anderen Menschen zu festigen. Das räumliche Zusammensein mit anderen ist eines der wichtigsten Motive, warum Menschen in ihrer Not in psychiatrische Kliniken gehen, und folglich muss hier angesetzt werden, will man die Psychiatrie durch etwas Besseres ersetzen.

Wohngemeinschaften als Chance zur emotionalen Stabilisierung für Psychiatriebetroffene ohne die Nachteile von Kliniken gibt es als Konzept und in der Praxis seit über 30 Jahren. Auch als wir das KommRum gründeten, spukte nach den ersten Erfahrungen bald diese Idee in unseren Köpfen. Seit Ende der 70er Jahre bestanden in Berlin die ersten betreuten Wohngemeinschaften, in chronischer Unsicherheit, ob die bezahlte Betreuung (über ABM-Stellen) über das jeweils eine Jahr hinaus gewährleistet war. Unser eigenes Konzept enthielt dagegen von vornherein nur ein Minimum an

Betreuung: Wir wollten einfach eine große Wohnung anmieten und an ehemalige Psychiatriepatienten untervermieten. Ein Zimmer sollte als „Krisenzimmer“ zur Verfügung stehen, falls jemand im KommRum auftauchte und in seiner Krisensituation dringend eine neutrale Unterkunft und Kontakt mit anderen Menschen bräuchte. Ein(e) Bewohner(in) der Wohngemeinschaft sollte unsere Kontaktperson sein. Im Bewusstsein der gemeinsamen leidvollen Erfahrung und im Vertrauen auf die eigenen Selbsthilfekräfte sollten die Bewohner gemeinsam an ihrer persönlichen Entwicklung arbeiten und sich nur in Krisensituationen an unsere kostenlose Beratung um Unterstützung wenden. Außerdem könnten sie über das KommRum ihren weitergehenden sozialen Bezug finden und unser Angebot nach Belieben nutzen.

Hinter diesem recht informellen Konzept stand die Sorge, durch eine „offizielle“ Betreuung zur Psychiatrisierung von Menschen beizutragen. Wegen der Schwierigkeiten, in Berlin geeignete große Wohnungen zu finden, verfolgten wir dieses Vorhaben nur nebenbei, es gab vorerst Dringlicheres zu tun, und mit dem Erlahmen der Alternativbewegung bröckelte auch unsere Hoffnung auf das Selbsthilfepotential unserer Besucher allmählich ab. Schließlich kam eine bestehende Gruppe von Psychiatriepatienten auf uns zu: Sie wollten eine Wohngemeinschaft gründen und wünschten sich von uns eine verbindliche Begleitung. Wir sagten zu, und ließen uns auf den in der Zwischenzeit in Berlin etablierten offiziellen Weg ein: Die Sozialämter tragen die Betreuungskosten, wir haben dafür den entsprechenden Papierkrieg - Gutachten, Stellungnahmen, Akten. Bald folgte, ebenfalls von einer Gruppe von „Patienten“ initiiert, die zweite Wohngemeinschaft mit ebenfalls fünf Plätzen, und schließlich, diesmal ins Leben gerufen von Café-Mitarbeiterinnen als spezielles Angebot für Frauen, eine Frauenwohngemeinschaft mit vier Bewohnerinnen.

Das KommRum ist offiziell Mieter der über Berlin verstreuten Wohnungen, die Bewohner/innen wohnen zur Untermiete und erledigen alles Organisatorische in der Wohnung alleine. Zwei Gruppensitzungen pro Woche, und nach Vereinbarung Einzelgespräche oder kurzfristig anberaumte Krisensitzungen dienen dazu, Konflikte zwischen den Bewohner(innen) zu klären, die persönliche Geschichte, die in die Psychiatrie geführt hat, aufzuarbeiten und dabei zu helfen, wenn jemand auf dem mühsamen Weg, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen, ins Straucheln kommt und von seinen Versorgungsbedürfnissen wieder eingeholt wird. Das Ziel für diesen Lebensabschnitt, den jemand in der Therapeutischen Wohngemeinschaft verbringt, ist eindeutig: Die Bewohner(innen) sollen lernen, mit ihren Konflikten und Krisen so umzugehen, dass sie wieder unabhängig von der Psychiatrie, aber längerfristig auch ohne die Therapeutische Wohngemeinschaft leben können. Unsere WGs sind also nicht als dauerhafte Lebensgemeinschaften gedacht, wie es durchaus sinnvoll ist für Leute, die seit Jahrzehnten in Kliniken gelebt haben und alleine nicht mehr zurechtkämen. Spätestens nach drei Jahren soll jede/r wieder in eine eigene Wohnung ziehen.

Der gemeinsame Alltag in der Wohnung liefert den „Betreuten“ genügend Anlässe, ihr soziales Verhalten zu trainieren und durch die Rückmeldung von den anderen mehr über die eigene Wirkung und Ausstrahlung zu erfahren. Vor allem gilt es, mit Konfliktsituationen umzugehen, zu ertragen, dass die anderen eigenständige Menschen sind, mit denen man sich verständigen muss. Daneben geht es immer wieder um die Lebensperspektive, um Ausbildung und Berufstätigkeit - das bringt die Lebensstrategien der einzelnen klar auf den Tisch und macht sie verhandelbar: Wie viel traut er/sie sich zu, hat er/sie sich aufgegeben, überfordert sich jemand oder lässt er/sie sich hängen?. Hinzu kommen immer wieder Auseinandersetzungen über Psychopharmaka: Braucht man sie, wie viel Stress mag oder kann jemand aushalten, ohne sich per Chemie aus dem Verkehr zu ziehen? Gibt es andere, längerfristig hilfreichere Möglichkeiten, mit Ängsten und unangenehmen Gefühlen umzugehen? Andere Konflikte kreisen um die gelegentliche Sehnsucht nach der Klinik, wo man eben doch rund um die Uhr versorgt wird und nicht bis zum nächsten Gespräch

seine Spannungen aushalten muss (außerdem kann man den Betreuern immer eins auswischen, wenn man in die Klinik geht: Ihr kümmert euch zu wenig um mich!).

Das Thema „Selbständigkeit oder Versorgung“ ist Dauerbrenner, aber auch Quelle immer wiederkehrender konzeptioneller Bauchschmerzen. Ist eine betreute Wohngemeinschaft wirklich etwas anderes als eine psychiatrische Klinik? Offensichtlich weckt das Angebot von Wohnung und Betreuung alleine schon viele Wünsche, aufgehoben zu sein, nichts tun zu müssen. Es bleibt eine unablässige Gratwanderung zwischen den berechtigten Wünschen der Bewohner nach Ruhe und Geborgenheit, und der Anforderung an sie, ihr Leben selbst zu bestimmen. Die Bürokratie im Hintergrund drückt allerdings einseitig in Richtung auf Patientenrollen, droht immer die mühselige Balance zu kippen. Es ist nicht individueller böser Wille, sondern „Sachzwang“. Wo es um Geld geht, im Falle der Therapeutischen Wohngemeinschaften um Tagessätze von ca. 30.- bis 40.- DM, gibt es auch Abrechnungen, Kontrolle, Anträge, Bewilligungsbescheide - als sollte der lange Arm der Psychiatrie bis in die Wohngemeinschaften reichen.

Der gesellschaftliche Auftrag der Psychiatrie, für Ruhe zu sorgen, macht jedenfalls vor der Tür der Wohngemeinschaften nicht halt; ständig lauert die Gefahr, dass der verinnerlichte Psychiater in jedem von uns sich zu Wort meldet, wenn jemand von den Bewohnern sich in der Wohngemeinschaft auffällig benimmt, die Wohnung demoliert, die Nachbarn in Rage bringt. Was sonst in der Klinik hinter verschlossenen Türen abgehandelt wird, muss nun in Konfrontation mit den individuellen Toleranzgrenzen der Nachbarn, Hausverwaltungen, und nicht zuletzt der anderen Bewohner ausgetragen werden.

Gleichwohl, Therapeutische Wohngemeinschaften tragen derzeit ein Gutteil der Hoffnungen auf eine Veränderung in der Psychiatrie, auch im Rahmen der Psychiatrieplanung des Berliner Senats. Vergessen wird dabei gerne, dass eine Therapeutische Wohngemeinschaft gerade für „Verrückte“, die sich mit Nähe, Abgrenzung und Konfliktbewältigung oft schwer tun, eine harte Anforderung bedeutet, vor allem, wenn die Bewohner(innen) noch die Krisen der anderen miterleben und sich weniger leicht als in der Klinik davon distanzieren können. Jemandem dogmatisch eine Therapeutische Wohngemeinschaft als Lösung anzubieten, ist also Unfug, wenn ihm/ihr das nicht zusagt. Viele Menschen, die in die Psychiatrie geraten sind, haben ja immer noch ihre eigene Wohnung draußen in vertrauter (wenn auch manchmal feindseliger) Umgebung und wären schlecht beraten, sie aufzugeben, wenn sie nicht vom Nutzen einer Wohngemeinschaft überzeugt sind. Sofern sie Interesse und Bedarf an einer intensiveren Begleitung nach dem Psychiatrieaufenthalt haben, können sie das „Betreute Einzelwohnen“ im KommRum in Anspruch nehmen. Dieses Wortmonster umschreibt den Sachverhalt, dass jemand in seiner eigenen Wohnung wohnt, und einige Male pro Woche, in Krisenzeiten auch häufiger, ausführlich mit Betreuer oder Betreuerin sprechen kann. Soweit nötig, erhält er/sie Begleitung bei schwierigen Alltagssituationen, beim Einkauf, bei Wegen zu Ämtern, allgemein beim Weg zurück ins soziale Leben. Ein zusätzliches Ziel, ebenfalls nicht dogmatisch zu verfolgen: die einzeln Betreuten zu einer Gruppe zusammenzubringen und damit ihre Isolation aufzuheben. Aber ähnlich wie beim sonstigen Angebot des KommRum, das ihnen wie auch den WG-Bewohnern offen steht, lässt sich verstehen, wenn sie das nicht auch noch wollen. Zumindest sollen sie sich selbst dafür oder dagegen entscheiden können, so wie die Bewohner(innen) der Wohngemeinschaften selbstverständlich mitbestimmen, wenn ein(e) Neue(r) einzieht - Normalität, so viel nur geht.

Selbsterfahrung

Den deutlichsten Kontrast zur eigenen Welt erleben unsere psychiatrieerfahrenen Gäste bei unseren Selbsterfahrungsveranstaltungen. Diese Angebote dienen dazu, das eigene Erleben zu intensivieren

und den Ausdruck des eigenen Innenlebens zu erleichtern. Gelegentlich reagieren Psychiater besorgt, wenn sie davon hören. Könnten die armen „Kranken“ nicht Schaden leiden, wenn sie zu sehr aufgeregter würden? „Wer stellt denn da die Indikation?“ fragte mich ein Klinikchef, in Verkennung der Situation - schließlich bestimmen unsere Gäste selbst, an welchen Veranstaltungen sie teilnehmen. Bis jetzt hatten wir auch nie Anlass, pauschale Präventivmaßnahmen zu erfinden, um Konflikten mit Psychiatriebetroffenen vorzubeugen.

Das gilt selbst für die wohl spektakulärste unter den Selbsterfahrungstechniken, die (auch von anerkannt Verrückten besuchte) „Dynamische Meditation“, die wir uns von Baghwans Jüngern ausgeliehen haben. Diese Meditation dauert etwa eine Stunde, findet im Dunkeln statt und ist in fünf Abschnitte aufgeteilt. Jede dieser Phasen wird angezeigt durch eine Veränderung der Musik vom Band. Anfangs soll man 12 Minuten lang heftig durch die Nase ein- und ausatmen, um sich mit Energie aufzuladen. In der zweiten Phase wird es meist höllisch laut („Sei verrückt, tue alles, was dir in den Sinn kommt!“). In der Regel wird daraus Kreischen, Schreien, Toben. Dann folgt 12 Minuten lang rhythmisches „Hu!“-Schreien aus dem Bauch heraus, schließlich 12 Minuten absolute Stille und Bewegungslosigkeit, und zum Abschluss 12 Minuten Tanzen. Gewöhnlich entsteht eine energiegeladene Atmosphäre, wie ein reinigendes Gewitter, durchaus hilfreich, die im Lauf der Woche angesammelten Spannungen wieder loszuwerden. Aber niemand flippt dabei aus, keiner „dekompensiert“, wie die Fachleute befürchten, bei so viel gefühlsmäßiger Entladung. Die Erklärung scheint mir einfach: Die Teilnahme ist freiwillig, nicht „Programm“. Kein Druck liegt in der Luft, niemand wird bei uns in Gefühle hineingepuscht, keine Heilslehren werden vermittelt, und es gibt keinen Guru, dessen Autorität ambivalente Gefühle und Konflikte auslösen würde. Stattdessen: ein Stil des Hauses, eine Lässigkeit im Umgang mit solchen Techniken, am treffendsten vielleicht als „alltäglich“ beschrieben. Sie bereichern das Leben, vermitteln gemeinsame Erfahrungen mit anderen, aber ohne dass solche Erfahrungen zum wichtigsten Lebensinhalt werden, wie es sonst manchmal geschieht.

Dass es bei uns nicht so leicht ist, in höhere Sphären abzuheben, dass bei uns keine Esoterik-Schickeria und keine New-Age-Avantgardisten sich heimisch fühlen, dafür garantieren die Verrückten. Man kommt eben zwangsläufig auf den Boden zurück, wenn eine Frau, die sich nicht gerne an die üblichen Regeln hält, mitten in einer ruhigen Phase losplappert oder das Licht anknipst. Es hilft, beeindruckende Erfahrungen zu relativieren und in den Alltag zu übersetzen, wenn während einer Gruppensitzung in sensiblen Situationen gerade ein Gast aus dem Café neugierig hereinschaut, was denn hier so Geheimnisvolles geschieht, und dann meist nicht auf Anhieb einsieht, dass er gerade nicht gebraucht wird - störend, aber höchst real.

Auf dieser organisatorischen Ebene, und nicht auf der der psychischen Belastung, liegen denn auch die Probleme zwischen den Verrückten und der Welt der Selbsterfahrung: Dass manche sich eben nicht gerne an feste Zeiten und Regeln halten, zu spät zur Meditation kommen oder zu früh wieder gehen, ihren Beitrag nicht zahlen wollen (oder können - die 3.- DM pro Meditationssitzung bzw. 15.- Monatsbeitrag sind eben nicht im Warenkorb der Sozialhilfe enthalten). Das gibt manchmal Ärger, nicht wegen der Andersartigkeit, sondern wegen der Störung. Ärger, oder auch Amüsement: Wenn einer in der Veranstaltung einfach etwas anderes sieht, wie jener Gast, der gerne an der Meditation teilnimmt, weil er so gerne Frauen beim Umkleiden zusieht, sich ungeniert freut und damit wohl nur öffentlich macht, was andere heimlich tun oder gerne tun würden. Die meisten dieser „Störungen“ regeln die Teilnehmer untereinander ohne großes Aufhebens, und eigentlich erst, wenn, selten genug, ein Konflikt sich hochschaukelt, werden wir KommRumis um Unterstützung gebeten.

Dennoch: Die Psychiatriebetroffenen sind bei den Selbsterfahrungsveranstaltungen unterrepräsentiert. Es sind unter ihnen eher die aus dem studentischen oder alternativen Milieu, die dazu

Zugang finden, oder die, deren Verrücktheit sich in eine mystische Richtung bewegt. Den anderen ist diese Welt fremd, sie stolpern eher „zufällig“ hinein, oder schauen sich die Teilnehmer(innen) vorher oder hinterher an und begnügen sich damit, im gleichen Haus zu sein, am Nebentisch zu sitzen und das bunte Treiben zu verfolgen.

Bevor ich die Soße der Harmonie über alles gieße: Mir fällt ein, dass ich selbst einmal jemandem nahegelegt habe, an einem Selbsterfahrungswochenende nicht teilzunehmen - eben jenem, der so gerne Frauen beim Umkleiden beobachtete. Er hatte schon bei einem Wochenende zuvor mitgemacht, und hatte sich dabei, so schien es von außen, in seinen Gedanken mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Die mit ihm zusammen Partnerübungen machen sollten, waren unzufrieden, weil er sich nicht auf sie einstellte. Die Gruppe hatte ihn nach anfänglicher Verwunderung aber trotzdem mitgetragen, und im Laufe des Wochenendes konnte ich merken, wie sensibel er hinter der scheinbar teilnahmslosen Erscheinung reagierte: ein Seismograph für feinste Gruppenprozesse. Sobald Spannung im Raum stand, wurde er unruhig und fing an, inhaltlich völlig unpassend loszusprudeln und damit die Atmosphäre zu entschärfen - ich war fasziniert.

Für das neu geplante Wochenende hatte ich mehr Partnerübungen vorgesehen, mit Massage, sich gegenseitig halten usw. Ich hatte Sorge, sein Bedürfnis nach Kontakt mit Frauen, von dem er bei jeder Gelegenheit sprach, würde diese ohnehin nicht einfache Situation belasten. So lud ich ihn aus, teils infolge meiner Unsicherheit, als Leiter mit solchen Situationen umzugehen, teils aus Angst vor den Reaktionen der Gruppe - ein klarer Fall von Vorzensur.

Also: Es kann doch nicht jeder, wie er will, im KommRum selig werden. Solche, oft auch subtilere Eingriffe finden sicher häufiger statt, zum Beispiel wenn ein Gruppenleiter nicht begeistert auf einen psychiatrieerfahrenen Interessenten reagiert, oder ihn im weiteren Verlauf links liegen lässt - solche Signale können sehr deutlich sein. Trotzdem denke ich, dass die Spielräume bei uns weiter sind als gewöhnlich.

Gesprächsgruppen

Stärker als in den Selbsterfahrungsgruppen sind unsere psychiatrieerfahrenen Gäste in den angeleiteten Gesprächskreisen und den Selbsthilfegruppen vertreten. Diese Gesprächsangebote unterscheiden sich deutlich von Therapiegruppen. Sie sollen einfach ermöglichen, anderen Leuten vom eigenen Alltag zu erzählen, von dem, was einen halt so den lieben langen Tag beschäftigt. Die Gesprächskreise sind inhaltlich offen oder nach bestimmten Interessen und Themen ausgerichtet. Da gibt es den Gesprächskreis „Liebe, Partnerschaft, Sexualität“, einen „Arbeitskreis Psychiatrie“ für Leute, die ihre Psychiatrievergangenheit nicht nur persönlich, sondern auch mit gesellschaftlichem Blickwinkel aufarbeiten wollen, den Krisengesprächskreis, dazu noch Frauengruppen, eine Selbsthilfegruppe für Alkohol- und Medikamentenabhängige, Gruppen zum Thema „Nähe/Distanz“ usw.

Längerfristig und kontinuierlich nehmen von den Psychiatriebetroffenen freilich nur die an solchen Gruppen teil (zusammen mit „normalen“ Besuchern), deren Verhaltensspielräume es ihnen erlauben, längere Zeit anderen zuzuhören, sich verständlich mitzuteilen, sich auf andere zu beziehen und auch mal Kritik einzustecken. Die anderen gehen, da sie diese Anforderungen wittern oder sich in Gruppen ohnehin nicht sicher fühlen, gar nicht erst hin, oder bleiben bald wieder weg, oder es spielt sich gelegentlicher Besuch ein, wie jüngst von Wilfried (im nächsten Kapitel werden Sie ihn kennen lernen), der sich entschloss, den „Offenen Gesprächskreis“ mitten während der Sitzung aufzusuchen. Ohne Vorwarnung ließ er die Teilnehmer an seinen Gedanken teilhaben, bis die anderen nach einer Weile aufrichtigen Bemühens es nicht mehr aushielten und ihn rauswarfen.

Von den Gruppenmitgliedern besondere Toleranz zu erwarten, würde den Rahmen dieser bewusst locker und unverbindlich strukturierten Gruppen sprengen. Dennoch: Wir haben oft eine erstaunliche Offenheit erlebt, wenn eine Gruppe ohne Vorauslese auch Leute, denen ihre Psychiatrieerfahrung anzusehen war, problemlos mit einbezog, und sich nur dann von ihnen trennte, wenn sie faktisch störten. Und auch hier gibt es Gegenbeispiele, Selbsthilfegruppen, die sich nach dem ersten Gründungstreffen nicht wieder zusammenfanden, weil den „Normalen“ die Anwesenheit von Leuten mit sichtlich größeren Problemen nicht geheuer war. Gruppen, die bestehen blieben, hatten offensichtlich genügend stabile Mitglieder mit sozialen Fertigkeiten, die andere mittragen konnten. Sie hatten bereits ihren Selbstregulationsmechanismus gefunden, der in dieser Art von Gruppen hilft, das Niveau von Angst und Spannung auszubalancieren: Wenn's brenzlich wird, einfach mal in Kaffeeklatschatmosphäre überleiten, um sich von da aus wieder den brisanten Themen anzunähern.

Auch manche der verrückten Gäste nutzen einen solchen Mechanismus, indem sie während der Sitzungen, anscheinend mit Billigung der Gruppe, den Raum verlassen, sich ihren nötigen Abstand nehmen und dann wieder hineingehen, und so über Jahre ihren festen Bezug zur Gruppe halten.

Fazit: Manches geht zusammen zwischen „Normalen“ und „Verrückten“, manches geht nicht, manches geht gut nebeneinander her; sobald wir zuviel Anspruch an Gemeinsamkeit und Integration einbringen, weichen beide Seiten solchem Druck lieber aus und bleiben weg.

2. Teil VERRÜCKTE STRATEGIEN

Wilfried - Versteckt im Dschungel der Worte

Ich sehe Wilfrieds auffallende Erscheinung schon von weitem, als ich vom Einkaufen nach Hause gehe. Er wohnt bei mir um die Ecke, und ich freue mich jedes Mal, wenn ich ihn auch außerhalb des KommRum sehe. Wie immer, wenn ich ihn hier im Kiez treffe, mache ich ihn auf mich aufmerksam und grüße ihn freundlich. Heute hat er mich allerdings schon selbst entdeckt und gleich sein demonstratives Kichern aufgesetzt, als hätte er sich einen guten Witz erzählt. Danach gibt er gnädig zu erkennen, dass er mich sehr wohl wahrgenommen hat, und setzt gemessenen Schrittes seine Wanderung fort. Obwohl ich nicht in Eile bin und Zeit hätte, mit ihm zu plaudern, lasse ich das jetzt lieber. Ich bin heute nicht konzentriert genug, und ich sehe schon den üblichen Ablauf voraus: Ich würde mich mit einer interessierten Frage oder einer freundlichen Bemerkung an ihn wenden - er hat etwas an sich, was mich verlockt, mit ihm zu sprechen. Und dann würde ich wieder gegen diese Wand rennen, gegen diese Barriere in unserer Kommunikation, die mich immer aufs Neue schockt.

So habe ich es in den letzten Jahren viele Male im KommRum erlebt: Wilfried antwortet auf alles, was ich sage, mit einem Wortschwall, so als würde er seinen fortlaufenden inneren Monolog in dem Moment, wo ich ihn anspreche, einfach nur laut stellen, scheinbar ohne Bezug zur Situation, scheinbar ohne sich um das zu kümmern, was ich gemeint habe. Er nuschelt stark, spricht mit halblauter Stimme und in einem eigentümlichem Rhythmus auf mich ein: Am Anfang eines Satzes in großer Eile, einige Worte meist zu einem Wortklumpen zusammengezogen, und zum Satzende hin langsamer, fast steckenbleibend, lauter und besonders betont; manchmal hängt er auch an einem Wort und kommt erst im dritten Anlauf darüber hinweg. Es ist, als würde er mich hypnotisieren. Wie ein unwiderstehlicher Sog zieht mich dieser Rhythmus in seinen Bann. Angestrengt versuche ich die Wortklumpen zu entziffern, kann mich schließlich am Satzende wieder etwas entspannen - dann werde ich wieder in den Strudel des nächsten Satzes gerissen, verliere meine Orientierung in mir. Ich finde keine Stelle, an der ich einhaken, ihn unterbrechen könnte, wo Rede und Gegenrede aneinander anschließen könnten. Was Wilfried inhaltlich sagt, verdoppelt diesen Effekt noch. Es sind alles in sich ganz sinnvolle und vernünftige Aussagen, die von einem breiten Wissen zeugen, es geht um Politik, Psychologie und Pädagogik, um Themen, die in der Luft liegen (zum Beispiel AIDS), vor allem aber um seine eigene Geschichte, die Geschichte seiner Sprechbehinderung, seiner vielfältigen körperlichen Beschwerden, und seine Geschichte „seit den 70er Jahren“ (das ist eine stehende Redewendung von ihm) in Berlin. All diese vernünftigen Sätze reiht Wilfried in solch ungewöhnlicher, von seinen Assoziationen gesteuerter Weise aneinander, dass ich ihm wie gebannt folge, versuche, zu verstehen, was er mir eigentlich sagen will; wenn ich denke, endlich den roten Faden gefunden zu haben, spinnt er schon wieder einen neuen, nahtlos reihen sich die Gedanken aneinander, und ich könnte nicht sagen, was Wilfried mir nun mitgeteilt hat.

Meist bin ich spätestens nach einer Minute innerlich so angespannt, dass es mich drängt, mich dieser verbalen Gewalt zu entziehen, ich will weg, um mich selbst wiederzufinden. Das fällt mir schwer, denn ich müsste ihn, gegen alle gesellschaftlichen Gepflogenheiten, mitten in seiner Rede stehen lassen, und am Ende gerade dieses Satzes könnte es ja passieren, dass er endlich auf den Punkt kommt. An manchen Tagen schaffe ich es auch, zu kämpfen. Ich muss fit sein, und ich darf mit nichts anderem beschäftigt sein, ich muss wirklich Lust haben, mich um Wilfried zu bemühen: Dann kann ich ihn massiv unterbrechen, mit Gegengewalt momentweise zum direkten Kontakt zwingen und alle Verästelungen seines Redeflusses stoppen.

Aber das geht nur, wenn ich in Bestform bin. Heute bleibt es bei der Begrüßung aus der Ferne. Er schreitet weiter, wie üblich, den Bürgersteig entlang, als Philosoph vom Winterfeldtplatz, seine Baskenmütze auf dem Kopf, lange Haare, langer Bart, große, ausdrucksstarke Augen, unter seinem ewig gleichen, früher mal blauen Trenchcoat das ewig gleiche speckige Hemd und stets dieselben Jeans.

In unserem Café sitzt er meist alleine an einem Tisch, am liebsten nahe der Theke. Ab und zu steht er auf, geht durch den Raum, und bleibt irgendwo stehen, sehr präsent, fast majestätisch. Gelegentlich kommt er auch direkt auf mich zu, doch nie so, dass er eines der üblichen Begrüßungsrituale benutzen würde, kein „Hallo“, keine Anrede, oder was man halt als Einleitung so braucht; nein, er springt direkt in den Text. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er sagen würde: „Hör mal, ich würde gerne mit dir reden!“ oder ähnliches - obwohl es ja so etwas sein muss.

Als ich Wilfried vor vier Jahren zum ersten Mal sah, wirkte er noch „normaler“. Ich begegnete ihm bei einem „Selbsthilfefrühstück“ - das war ein Treffen, einmal im Monat Sonntag vormittags, an dem wir die Mitglieder der verschiedenen Selbsthilfegruppen, die im KommRum tagten, zu einem Erfahrungsaustausch einluden. Wilfried war damals wohl Mitglied einer Gruppe (heute kann ich mir das für ihn schwer vorstellen), und er saß neben mir, zwei linke Zeitungen, die er mitgebracht hatte, vor sich auf dem Tisch - ein deutlicher Aufhänger, um ins Gespräch zu kommen. Ich biss an, fragte ihn nach seiner Lektüre. Aus diesem Gespräch erinnere ich mich vor allem an das Atmosphärische: Dicke Luft, eine Spannung, die mich kribbelig machte. Ich hatte das Gefühl, eingezwängt zu sein, als dürfte ich nicht mehr weggehen, müsste immer weiter zuhören, dürfte nichts sagen, was ihn verletzen könnte; alles, was ich hätte äußern oder tun können, barg in sich die Gefahr, dass er es als Desinteresse auslegen könnte.

Erst anderthalb Jahre später sah ich ihn wieder (in der Zwischenzeit, das weiß ich heute, war er wieder in einer psychiatrischen Klinik), am Rande der Jahrestagung 1984 der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie in Berlin. Er als „Betroffener“ nahm als stummer Zaungast teil. Heiner, mit dem zusammen ich ihn traf, erzählte mir, dass Wilfried jetzt in seinem „AK Psychiatrie“ zusammen mit anderen Betroffenen und am Thema Interessierten mitarbeitete, und dass er recht „schwierig“ sei. Wilfried schaffte es nicht (wollte es vielleicht auch gar nicht), sich in seinen Beiträgen auf die der anderen zu beziehen, und schuf so immer wieder Irritationen, peinliche Momente und zog schließlich auch einigen Ärger auf sich. Dennoch fand er in der Gruppe näheren Anschluss an Claudia und Fred, die auch in seiner Nähe wohnten, und besuchte sie gelegentlich in ihrer Wohngemeinschaft.

Von welcher Art dieser Kontakt war, blieb eine Weile unentschieden - gleichberechtigt, oder als soziale Aufgabe der beiden anderen, die Wilfried die Möglichkeit bieten wollten, aus seiner Selbstbezogenheit herauszukommen. Kurze Zeit später kippte diese unentschiedene Situation: Die Mitglieder des „AK Psychiatrie“ waren in ihrer Arbeit zu dem Schluss gekommen, der beste Weg, die Psychiatrie längerfristig loszuwerden, sei es, zu verhindern, dass noch jemand mangels Alternativen in die Klinik gehen oder gebracht werden musste. Der Arbeitskreis beteiligte sich daher geschlossen an unserem nächtlichen Krisendienst „K.U.B.“ und half, mit unbezahlten Nachtdiensten dessen finanzielle Durststrecke zu überstehen. Und Wilfried? Eine Weile stand zur Debatte, dass auch er sich an den Diensten beteiligen sollte, ein paar Mal kam er auch, so war es abgesprochen, als andere Dienst hatten, als Dritter dazu, aber es blieb unklar, in welcher Rolle, ob als potentieller Berater oder potentieller Ratsuchender. Nach einigen Wochen dieser Ungewissheit traf Wilfried seine Entscheidung, er begann sich etwas ungeordneter zu benehmen, weniger verständlich zu reden - die Sache war gelaufen.

Ein Paradebeispiel für Wilfrieds Schicksal: Er löst mit seinem Wissen und seiner persönlichen Ausstrahlung bei anderen Interesse aus. Gerade dann, wenn er auf diese Weise die Chance aufgebaut hat, endlich zu kriegen, was er braucht: Kontakt, Aufmerksamkeit, gleichberechtigte Zusammenarbeit und eine Tätigkeit, die seinen Talenten entspricht, dann fehlt ihm das entscheidende Quentchen - wovon? Mut? Risikobereitschaft und Hoffnung? Oder doch noch mehr Unterstützung von den anderen, noch mehr Bereitschaft, ihn zu ertragen?

In diesen Wochen begegnete ich Wilfried häufiger im Café, er hatte begonnen, sich stärker auf Heiner und mich zu beziehen, passte uns ab und zog uns ins Gespräch, und er übte dabei Druck aus, er zeigte, dass es ihm schlecht ging. Ich hatte den Eindruck, er würde sich seine Tränen geradezu herauszwingen, um uns beide oder einen von uns festzuhalten. Es war fast unmöglich, ihn bei den Begegnungen im Cafe so stehen zu lassen, um diesem Druck zu entgehen, so ungeeignet der Moment jeweils auch sein mochte; ging ich aber auf ihn ein, fand ich keinen Weg zur Verständigung - eine elende Zwickmühle. Zu diesem Zeitpunkt war aber noch ziemlich offensichtlich, worum es ihm ging: Beziehung, Kontakt, Nähe; doch alles, was ich ihm im Rahmen der beschränkten Café-Situation davon geben konnte, reichte nicht aus. Schließlich deutete sich ein Ausweg an. Wilfried entschloss sich: Er wollte gerne mit mir Therapie machen, und ich stimmte ohne Zögern zu. Auf diese Weise hätte ich mehr Zeit, und auch endlich einen klaren Auftrag, auf ihn einzugehen. Aber es war, als hätte Wilfried mit dieser Entscheidung zur Therapie schon wieder das Maß der Hoffnung, das er ertragen konnte, überschritten. Im Vorgespräch stand er stark unter Druck, versuchte selbst alle möglichen Aspekte seiner Geschichte beizutragen, und verlor sich dabei in seinen Assoziationen. Ich musste ihn immer wieder von seinen verbalen Ausflügen zurückholen und zum Kontakt zwingen - eine Stunde Schwerarbeit! Ich war nicht besonders optimistisch für den Therapieerfolg - aber es schien mir der einzige Weg, an ihn heranzukommen und die Kluft zu überbrücken.

Aus unserem „Fragebogen zur Lebensgeschichte“, den wir zu Beginn jeder Therapie ausfüllen lassen, erfuhr ich, wie Wilfried so geworden war, wie ich ihn jetzt erlebte. Völlig klarsichtig schildert er in diesem trockenen Vordruck die Geschichte seines verzweifelten und letztlich erfolglosen Bemühens, in dieser Gesellschaft Fuß zu fassen. Ich bin immer aufs Neue bewegt, wenn ich dieses Dokument vor Augen habe: Damals, als ich mich mit ihm auf die Therapie vorbereitete, vor kurzem, als ich mich auf das Interview mit ihm einstellte, und jetzt wieder, wo ich versuche, das Leben von Wilfried in eine knappe Beschreibung zu pressen.

Eine Familie in Norddeutschland, mit sechs Kindern; der Vater ist kriegsversehrt und arbeitet als Hilfsarbeiter am Bau, 50-60 Stunden die Woche, um die hungrigen Mäuler zuhause zu stopfen: Ein hoffnungsloses Rennen, in dem er immer hinterherhinkt. Geld ist das Hauptthema der unablässigen Streitigkeiten mit seiner Frau, die sich mit dieser misslichen Lage im angehenden Wirtschaftswunder nicht abfinden mag. Aus Gründen, die heute nicht mehr zu rekonstruieren sind, wird Wilfried, der zweitälteste, zum Instrument ihrer Sehnsüchte, er wird ihr Hoffnungsträger für eine bessere Zukunft. Sie schleppt ihn mit in die Geschäfte, kauft ihm, mehr als seinen Geschwistern, anfallsartig teure Kleidung, die den Familienetat sprengen, und sie schickt ihn schließlich aufs Gymnasium, als einziges ihrer Kinder - für diese Arbeiterfamilie ein finanzielles Hazardspiel. Er wenigstens soll raus aus dem Mief der Armut.

Wilfried bekommt diese Sonderrolle überhaupt nicht. Mit seinem älteren Bruder lebt er in chronischer Konkurrenz: klar, dass dieser sauer ist. Von den jüngeren Geschwistern kriegt er während seiner ganzen Kindheit kaum etwas mit - er existiert wie in Trance, ist gar nicht richtig da, träumt vor sich hin. Das hilft ihm nicht viel, die familiären Spannungen kriegt er trotzdem ab, und es ist, im Nachhinein betrachtet, als stünde er genau im Schnittpunkt auch der verdeckten

gesellschaftlichen Konflikte dieser 50er Jahre-Aufbruchstimmung, als die Klassegegensätze hinter den Vorhang des wachsenden Lebensstandards verschoben wurden.

Ein Schlüsselerlebnis: Mit dreieinhalb Jahren soll Wilfried im Kindergarten bei einem Schützenfest als Schützenkönig eine Rede halten. Es wäre ein Triumph für die Familie, ein Hoffnungsschimmer für den sozialen „Aufstieg durch Leistung“. Wilfried bringt kaum ein Wort heraus, er blamiert sich, und die Leiterin des Kindergartens fällt die unerbittliche Diagnose: Wilfried ist ein Stotterer.

Dass Stottern Ausdruck familiärer Spannungen und überzogener Erwartung an ein Kind sein kann, dieses Wissen war damals noch nicht so verbreitet. In dieser Familie gab es kaum sprachliche Kommunikation, so Wilfrieds heutige Analyse. Wie hätte er da Routine und Sicherheit im gesellschaftlichen Umgang und beim Aufstieg in die sprachkundige Mittelschicht finden können? Er erinnert sich nicht daran, von seiner Mutter jemals in den Arm genommen worden zu sein - und ohne solche emotionale Nahrung soll er für sie den Aufschwung schaffen?

Wilfrieds stumme Alarmrufe über den Zustand der Familie und ihres Umfeldes werden überhört, stattdessen soll er alleine repariert werden. Wiederholt wird er im Lauf seiner Kindheit zur Behandlung in Sprechbehindertenheime verschickt, doch das Unglück setzt sich fort. Vor einer solchen Reise bekommt er von seiner Mutter wieder einen teuren Pullover geschenkt, damit er nicht so unangenehm auffällt - ein recht zwiespältiger, indirekter Liebesbeweis, der Wilfried peinlich berührt. Als er mit den anderen Kindern zusammen ankommt, als die Koffer ausgepackt werden, gibt es nichts mehr zu vertuschen: Die anderen haben viel mehr und bessere Klamotten dabei. Alle noch so verrückten Anstrengungen der Mutter können das Stigma der Armut nicht auslöschen. Wilfried ist für diesen Konflikt vorzeitig sensibilisiert, er beobachtet mit Akribie „das selbstverständliche, gelöste Mittelschichtsverhalten“ der anderen und empfindet hilflosen Neid. Wie soll er je diesen Graben überwinden? Er wählt den Weg nach innen, in die Isolation, er steht alleine abends im Bad, spürt den Nachtwind, lauscht auf die Geräusche der Nacht und entwickelt, so seine Einschätzung rückblickend, eine „Ästhetik des Alltags“, gibt sich still seinen Sehnsüchten hin.

Nach außen hin wird er zunehmend zum Einzelgänger, beobachtet viel, aber verliert den sozialen Anschluss, und das gerade zu Beginn der Pubertät. Das verspricht schon schwierig genug zu werden - da stirbt seine Mutter. Wilfried ist gerade 12 Jahre alt. Seiner ganzen Existenz, auf die Erfüllung der Sehnsüchte seiner Mutter abgestellt, wird mit einem Schlag der Boden weggezogen.

Die Kinder werden nach dem Tod der Mutter bei verschiedenen Bekannten und Verwandten untergebracht, Wilfried bei einem Bruder seines Vaters. Nach einem halben Jahr „... wurde ich ausquartiert, zu schwierig, mäkelnd-überlegen, nicht mehr erreichbar. Dann hockte ich alleine zuhause rum - Tagträume.“ Es folgt eine Phase des Dahindämmerns; er lebt neben seinem Vater her, aber ohne Verbindung. Schließlich heiratet der Vater wieder, die Stiefmutter bemüht sich um die Kinder, und Wilfried bekommt von ihr „wenige, aber entscheidende emotionale Orientierungen“. Er ist inzwischen 16 Jahre alt, und die Anforderungen der Erwachsenenwelt brechen nun über ihn herein. Er geht vorzeitig vom Gymnasium ab, ob aus eigenem Entschluss, erfahre ich nicht, und beginnt eine Lehre als Fotograf, eher zufällig, er hat dazu kein Verhältnis. „War wohl geduldet. Die Gesellen fanden mich distanziert, und ich wurde frech, haben mir das 'Du' entzogen und mich auf das 'Sie' festgenagelt. Empfund mein Verhalten als nicht passend, peinlich, war verlegen. Nicht gelebt. Verspannt. Kurz, ich habe unbewusst Ablehnung in Rechnung gestellt, auch provoziert. Schon das erste vage Gefühl, mich aufdrängen zu müssen.“

Wilfried bricht die Lehre ab („nicht die geringste Qualifikation erbracht“). In dieser Zeit gerät sein älterer Bruder in eine Krise und unternimmt den ersten von mehreren Versuchen, sich das Leben zu

nehmen. Wilfried fühlt sich schuldig, ohne helfen zu können. Er findet dann eine neue Lehrstelle als Gärtner, ist sofort wieder Außenseiter, und steigt nach kurzer Zeit wieder aus („nicht die geringste Qualifikation erbracht“ - auch hier wieder das ironische Zeugnis, das er sich selbst ausstellt).

Dann flüchtet er nach Berlin. Er will der Bundeswehr entgehen, aber er flieht auch aus Hoffnung. Berlin ist das Symbol für eine glücklichere Zukunft. Im Gymnasium hatte er schon das zaghafte Erwachen der emanzipatorischen Bewegungen miterlebt, in Berlin, das bewegte Jahr 1968 ist gerade vorbei, ist programmatisch die Befreiung von Zwängen, die Aufhebung der Klassengegensätze angesagt. Mit dem erstrebten gesellschaftlichen Umbruch verknüpft sich für Wilfried, wie für viele andere, die Perspektive, auch dem persönlichen Elend entrinnen zu können.

Er kämpft, kämpft buchstäblich um sein Leben, bemüht sich um Therapie für sein Stottern, wird Mitglied in einer Selbsthilfegruppe und lernt allerlei Techniken, sein Stottern zu kontrollieren. Aber die emotionale Basis dieses „Sprachfehlers“, das soziale Defizit, lässt sich anscheinend nicht bewältigen. In den Gruppen der Politszene, die sich dem Kampf für eine klassenlose Gesellschaft verschrieben hat und in denen Wilfried nach seiner Heimat sucht, in Parteien und Gewerkschaften, tobt ein Klassenkampf anderer Art: Profilierungskämpfe, Leistungsdruck, Konkurrenz um die Frauen, und das vor allem auf der vertrackten verbalen Ebene: Wer redet am schlauesten? Wilfried, der Außenseiter aus der Kleinstadt, findet in wieder nicht den Einlass, kennt nicht die richtigen Lösungsworte.

Er sucht Arbeit und gibt sie wieder auf. Eine endlose Reihe von kurzzeitigen Hilfsarbeiterjobs ist seine Bilanz, heute ist er Frührentner („ich betrachte den Arbeitsmarkt als mir gegenüber geschlossen“). Lange Jahre richtet er seinen Ehrgeiz darauf, in Abendschulen nach der Arbeit das Abitur nachzumachen und den alten Traum zu verwirklichen, vielleicht zu studieren. Das Aufstiegsziel hat sich verlagert; es geht ihm nicht, wie seiner Mutter, um Geld, um ein besseres Einkommen. Er möchte zu den Wissenschaftlern gehören, zu denen, die durch ihr Wissen und ihre Sprachgewalt überzeugen. Er klappert einige Schulen ab, macht immer wieder neue Anläufe, doch er schafft es nicht - Abbrüche machen sein Leben aus. Sein Ehrgeiz und sein Interesse treiben ihn in die Hochschulen, er nimmt inoffiziell am Universitätsleben teil, erwirbt als Gasthörer einige Scheine. Am meisten hat es ihm die Psychologie angetan, er orientiert sich am „linken“ Psychologischen Institut, und er meint es ernsthafter als die Karrieristen, die die „Kritische Psychologie“ als Aufstiegshilfe nutzen: Er hat das Klassenschicksal, von dem die anderen reden, selbst erlebt, doch darauf kommt es nicht an; was zählt, ist die Aura des Erfolgs, und die geht ihm gänzlich ab.

Gelegentlich lernt er Frauen kennen, aber es ergeben sich keine dauerhaften Beziehungen, er ist zu „schwierig“, und vor allem lähmt er sich selbst. Er kann sich in seinen Gedanken nicht von seinen Benachteiligungen lösen und setzt sich selbst damit mehr herab, als die Frauen es vielleicht tun würden. Er bleibt Außenseiter bei den lockeren Umgangsformen der Szene, bitter und verächtlich erzählt er heute noch von Leuten, die anderen „auf den Arm hopsen“. Die Wünsche nach Kontakt mit Frauen werden aber schließlich zum Stolperstein, der ihn in die Psychiatriekarriere purzeln lässt.

Zehn Jahre lang hat er versucht, seine quälenden Spannungen, die ihn immer stottern lassen, mit Medikamenten, Beruhigungsmitteln und Anti-Depressiva, zu beseitigen, um endlich auch so gelassen zu werden wie die anderen. Schließlich, 1979/1980, kippt sein Leben. Nach einem Jahrzehnt der Anstrengung, der gescheiterten Hoffnungen, bringen ihn seine erfolglosen Bemühungen um zwei Frauen aus dem Gleis. Er verfolgt sie mit „Telefonterror“, ruft sie ständig

an, will mit aller Gewalt endlich die Barrieren zwischen sich und der Umwelt niederreißen. Sein Kampf mündet in einen „Zusammenbruch“, führt ihn in die Psychiatrie.

Vieles aus dieser Zeit, was Wilfried erzählt, verstehe ich nicht, es scheint noch zu frisch und zu schmerzhaft zu sein. Ich bekomme kein zusammenhängendes Bild der Geschehnisse, Wilfried klammert sich an einige Begriffe wie „Telefonterror“ oder „Zusammenbruch“, oder wiederholt immer wieder die Idee, die beiden Frauen, im öffentlichen Dienst beschäftigt, hätten Angst gehabt, sich mit ihm in der Öffentlichkeit zu zeigen, weil sie davon Nachteile zu befürchten gehabt hätten. Ich kann nicht unterscheiden, ob das ein Versuch von Wilfried ist, sich ihre Ablehnung schmerzlos zu erklären, oder ob es ein hellsichtiges Verständnis für den wahren Grund ist: Dass er kein Mann zum Vorzeigen gewesen wäre (und das auch nur, weil er selbst nicht daran glauben konnte!).

Jedenfalls bestimmt ab jetzt die Psychiatrie sein Leben. Fünfmal war er bisher in einer psychiatrischen Klinik, mehrmals hat er in den letzten Jahren versucht, sein Leben zu beenden, und zu guter (?) Letzt ist er im KommRum gelandet - weil er „den politischen Anspruch des KommRum gut fand.“

Hat ihm das KommRum geholfen? Die Frage ist schwer zu entscheiden. Seit er hier Stammgast ist, sind ihm weitere Klinikaufenthalte erspart geblieben - aber anscheinend, weil er in der Rolle des „Verrückten“ Halt gefunden hat. Ich habe einen Teil dieser Rollenfindung miterlebt. Die Situation steht mir noch deutlich vor Augen: Ein tragischer Moment - ich sitze mit Wilfried zusammen und muss mit ihm darüber reden, dass das Sozialamt, aufgrund neuer interner Sparmaßnahmen, überraschend die Kostenübernahme für die Therapie abgelehnt hat. Präziser ausgedrückt: Das Amt hat ihn auf den Klageweg verwiesen, und er hätte durchaus noch Chancen. Er müsste sich nur auf Prozesse einlassen, gegen die Krankenkasse, gegen das Sozialamt, und vielleicht nach zwei Jahren Rechtsstreit würde er seinen rechtmäßigen Anspruch durchsetzen können. Wer schafft so etwas, wenn er gerade jetzt Unterstützung braucht, und wenn sein Problem darin besteht, sich überhaupt anderen mitzuteilen?

Wir würden Wilfried Hilfestellung geben, die fälligen Prozesse in seinem Auftrag führen, weil uns auch selbst an einer gerichtlichen Klärung dieser unhaltbaren Situation liegt. Die Therapie könnte, wenn Wilfried sich auf diesen Weg einließe, sofort beginnen - wir müssten nur die Einzelheiten noch abklären, uns selbst noch sachkundig machen und mit Wilfried klare Vereinbarungen treffen. Das braucht etwas Zeit und Geduld, und wieder ist die Kluft zu groß. Wilfried kann nicht mehr abwarten, er wirft die Flinte ins Korn.

Ich bekomme in diesem entscheidenden Gespräch nichts mehr aus ihm heraus. Er versucht den Anschein zu erwecken, dass er sich jetzt selbst um alles kümmern würde, er würde woanders eine Therapie machen, nämlich über die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte, auf die er in dem Ablehnungsbescheid aus formalen Gründen verwiesen wurde. Ich komme nicht mehr dazu, mit ihm über diese Formalien zu diskutieren - ich bin nicht mehr zuständig, er will nichts mehr von mir.

Es ist, als wäre er nach dieser Enttäuschung ein weiteres Stockwerk in seinem Turm der Isolation emporgeklettert. Wenn ich ihm ab jetzt begegne, berichtet er, schon in der beschriebenen monologisierenden Weise, vom neuesten Stand seiner Eigenanalyse, erzählt mir, in immer neuen Aspekten, Einzelheiten seiner Geschichte, findet Zusammenhänge, arbeitet wieder und wieder seine Geschichte der Sprechbehinderung durch - doch ohne mit mir Kontakt aufzunehmen; eher so, als würde er das Protokoll seiner inneren Gedankenabläufe vorlesen, und ich wäre dabei einfach der äußere Auslöser, aber nicht eine Person, von der er sich etwas wünscht. Es hat keinen Sinn, ihm verständlich machen zu wollen, dass persönliche Veränderung und Bewältigung der eigenen

Geschichte nur in der Begegnung mit einem anderen Menschen funktioniert - er bleibt bei seiner „Therapie in Autarkie“ und festigt sein System der Abschottung, als hätte er sich nach der Enttäuschung mit mir geschworen: Nie wieder soll ihm passieren, dass er von einem anderen Menschen etwas will.

Vorübergehend werden seine Besuche im KommRum seltener, dafür ruft eine befreundete Ärztin aus dem Sozialpsychiatrischen Dienst bei uns an und fragt, ob wir mit Wilfried etwas klären könnten, bevor sie von Amts wegen einschreiten müsste. Er hat seit einigen Monaten seine Miete nicht mehr gezahlt, seine Wohnung ist vergammelt, es droht ihm die Kündigung und der Weg ins Obdachlosenheim. Ich spreche ihn darauf an, als ich ihn nach einer Weile wieder sehe, und er antwortet mir mit einer verworrenen Geschichte von Körperbehinderungen, deretwegen er sich nicht mehr waschen kann, von Menschen, die in seine Wohnung eingedrungen seien, von früheren Konflikten mit dem Bezirksamt - kurz, ich blicke überhaupt nicht durch, und bin verwirrt von seinen zwei Botschaften. Die eine besagt, dass er schon alles im Griff hat und nichts aus der Hand geben will, die andere, mehr durch den Eindruck, den er erweckt: Dass er völlig lebensuntauglich ist und dass man für ihn Entscheidungen treffen müsste. Aber auf welcher Basis? Wir stehen uns nicht so nahe, dass ich als Freund die Verantwortung für sein Leben übernehmen könnte, und das KommRum hat keine verwaltungsmäßige Verpflichtung oder Berechtigung, in seine Lebensverhältnisse einzugreifen.

Es bleibt eine Lücke in der Zuständigkeit, und ich überlasse es Wilfried, diese Lücke auszufüllen. Er lässt die Dinge treiben und nach kurzer Zeit greift der Sozialpsychiatrische Dienst ein und regelt per Zwang seine finanziellen Verhältnisse. Wilfried kriegt eine Vermögenspflegschaft aufgebracht, auf diese Weise bleibt ihm die Zwangsäumung erspart, und möglicherweise ist er auch froh darüber. Andererseits: Vielleicht ist das alles auch gar nicht sein Problem, sondern meines oder das der Ärztin des Sozialpsychiatrischen Dienstes. Für wen sollte er sich eine gemütliche, saubere Wohnung halten, für wen sollte er sich selbst pflegen und schön machen? Er hat sich doch schon entschieden, von anderen Menschen nichts mehr zu wollen, insbesondere von Frauen (wenigstens bemüht er sich, so zu tun). Da ist es nur konsequent, sich verwahrlosen zu lassen, und außerdem schützt ihn das vor weiteren Versuchungen. Wenn er sich äußerlich genügend schmutzig gibt, wird niemand mehr auf die Idee kommen, sich ihm zu nähern und neue Wünsche bei ihm zu wecken. Folgerichtig wimmelt er auch unsere Bemühungen ab, ihn unter die Dusche im KommRum zu stecken.

Ich kann ihn noch bewegen, zum Treffen der „Irre-Jobs“-Gruppe zu kommen. Aber er verscherzt sich die Sympathien der anderen, weil er arrogant auftritt, ihre bisherigen Bemühungen ignoriert und die Aufgaben, die er übernommen hat, liegen lässt. Nach einer Woche ist diese Chance vorbei, er geht gar nicht mehr hin, lässt Helga und mir keine Gelegenheit, zu vermitteln. Ähnlich ein Jahr später: Inzwischen hat sich beim zuständigen Sozialamt, auf welchen verschlungenen Pfaden der Bürokratie auch immer, die Lage entspannt, eine Therapie würde jetzt wohl bewilligt werden. Doch Wilfried winkt ab, hat kein Interesse mehr: Wenn's beim ersten Mal nicht klappt, will er sein Herz nicht weiter dran hängen und keine weiteren Enttäuschungen riskieren. Bei dieser Risikoabwägung spielt für ihn auch keine Rolle, dass die Umstände beim ersten Mal recht ungünstig waren und jetzt viel aussichtsreicher erscheinen.

Er hat jetzt für sich ein einigermaßen stabiles Gleichgewicht gefunden. Oberstes Prinzip: Nicht mehr in Angst, Aufregung, Beunruhigung versetzt zu werden. Jede neue Hoffnung, jeder Wunsch an einen anderen Menschen würde diesen ausgewogenen Zustand erschüttern. Also gibt er es auf, noch an irgendwelchen Gruppen und Aktivitäten teilzunehmen, wird zum Philosophen - Diogenes, der mit der Tonne, könnte sein Vorbild sein. Verachtung für die Dinge dieser Welt scheint ab und zu durch, manchmal bemüht er sich auch nur, sich verächtlich zu geben, lacht demonstrativ und

scheinbar abfällig über irgendeinen Gedanken, der ihn beschäftigt (aber erst, wenn jemand ihm zusieht). Er versucht, jemanden darzustellen, der sich über das geschäftige Treiben der Welt nur noch amüsieren kann. Doch das Bemühen um diese Rolle ist noch augenfällig, er befindet sich noch nicht jenseits von Gut und Böse. Zumindest braucht er nach wie vor die räumliche Anwesenheit von anderen Menschen, die Möglichkeit von Kontakt. Zwischendurch bleibt er zwar wochenlang weg, doch wenn ich ihm bei seinem nächsten Besuch sage, dass ich mich freue, ihn wieder zu sehen, dann geht das nicht spurlos an ihm vorüber. Er bezieht sich eine Weile stärker auf mich, spricht mich auf seine Weise öfter an; doch da ich noch für viele andere Gäste zuständig bin und er nur in begrenztem Umfang eine Sonderrolle haben kann, lässt der Kontakt bald wieder nach.

Eine Zwischenbemerkung ist fällig: Manches von dem, was ich hier schreibe, ist erhärtet durch die Angaben, die Wilfried in dem Fragebogen gemacht hat, und durch Aussagen, die ich aus seinen Monologen herausdestilliert habe; vieles aber ist Spekulation, bloße Vermutung von mir, und (bislang) nicht zusammen mit Wilfried erarbeitet. Ich weiß inzwischen eine ganze Menge über ihn, und ich denke schon, dass ich mit meinen Ideen nicht weit daneben liege, oder zumindest bestimmte Teilaspekte seines Lebens richtig darstelle - er selbst hat wahrscheinlich dabei andere Gewichtungen. Aber dennoch fehlt die „Ratifizierung“, die Übereinkunft, und ich bin letztlich auf die Informationen zurückgeworfen, wie es mir in der Beziehung zu Wilfried geht.

Dabei beschäftigt mich am meisten, was sein Kommunikationsstil bei mir auslöst. Mit ihm ist es mir besonders deutlich geworden, dass das, was als verrückt, als „psychotisch“ gilt, im wesentlichen eine besonders verzwickte Form ist, sich der Umwelt mitzuteilen und auf sie Einfluss zu nehmen, entlang der obersten Richtlinie: sich selbst vor Verletzungen zu schützen.

Wilfried hält mich in Schach durch seine Art zu reden; damit kann er den Abstand zwischen uns regulieren. Sein Kommunikationsstil bildet den Hebel, mit dem er seine Kontakte kontrolliert - weniger zu dem Zweck, etwas für sich zu gewinnen, sondern eher um sein mühsam errungenes Gleichgewicht vor Bedrohungen zu bewahren. Er sendet genau so viel an Signalen aus, dass mein Interesse geweckt wird. So hat er schon als Säugling seine Mutter herumgekriegt, denke ich in bösen Momenten, wenn ich wieder gegen seine Wand gerannt bin. (Mit etwas mehr Abstand betrachtet: Diese Begabung kann sich tatsächlich im Wechselspiel mit der Mutter in den ersten Lebensmonaten entwickelt haben). Er vermeidet es, dabei ertappt zu werden, dass er selbst etwas von mir wollen könnte - ich habe den Schwarzen Peter, und ich kriege das Gefühl, ich müsste mich ungeheuer um ihn bemühen; es wäre meine Arbeit, wie im Märchen, den Zugang zu diesem Dornröschen zu erkämpfen. Oder, allgemeiner, denn es geht nicht nur mir so mit Wilfried: Die Beweislast, dass es sich lohnt, Kontakt zuzulassen, liegt bei den anderen. Er hat schon zu viele Enttäuschungen erlebt, jetzt sind die anderen dran.

Er legt immer wieder kleine Köder aus: Seine feine Ironie, die zwischendurch aufblitzt, sein immenses angelesenes Wissen, von dem er ab und zu Häppchen abgibt, seine Mitteilungen im Fragebogen, die mich unmittelbar berühren, wenn ich mir rekonstruiere, wie einsam und innerlich wund er sich fühlen muss; und zwischendurch kleine Belohnungen, wenn er plötzlich einige klare Sätze spricht, oder gar einen Gruß erwidert (falls sich tags zuvor jemand stärker um ihn bemüht hat).

Wenn wir uns im Caféteam über unsere Erlebnisse mit Wilfried austauschen, entdecken wir feine Unterschiede. Er spricht offensichtlich in seinen Monologen jeden von uns auf andere Themen an - man muss sich aber die Mühe machen und genau hinhören. Mich versucht er, über seine Lebensgeschichte und über therapeutische/psychologische Themen zu erreichen, Thöni wiederum, der in einem ehemals besetzten Haus wohnt, eher über stadtplanerische Angelegenheiten. Das heißt wohl: Er ist durchaus bemüht, sich auf sein Gegenüber einzustellen, und er verhindert gleichzeitig

durch sein Monologisieren, dass wirklicher Kontakt entsteht. Wirklicher Kontakt könnte bedeuten, dass der Partner eine andere Meinung hat, dass der andere etwas sagt über sein Verhältnis zu Wilfried (zum Beispiel dass er sich ärgert, weil Wilfried so schwer zu verstehen ist, dass er mit ihm unzufrieden ist, ihn loswerden will, sich etwas von ihm wünscht - was man sich im Laufe des Beisammenseins eben so mitteilt, positive und negative Rückmeldungen, für Wilfried aber ungeheure Drohungen).

Dasselbe gilt wahrscheinlich auch umgekehrt. Wenn Wilfried wirklich direkt äußern würde, was er empfindet, käme wahrscheinlich viel Aggression zum Vorschein - kein Wunder bei dieser Lebensgeschichte. Ich nehme an, dass er Angst hat, mit seinem Ärger nicht umgehen zu können, vielleicht wieder zum „Telefonterroristen“ zu werden. Aus Angst vor den Folgen nimmt er sich sehr zurück und verflüchtigt sich lieber in seine Assoziationsketten. Mir fällt die Szene ein, als ich ihn erstmals ärgerlich erlebte. Wir trafen uns nahe bei meiner Haustür. Bereits tags zuvor hatte ich ihn bei einer solchen Begegnung nach kurzer Zeit stehen lassen, und diesmal würde es wohl wieder so werden. Er begann seine Rede damit, dass er sich an eine Frau erinnere von früher, die ebenfalls in einer Wohngemeinschaft in dieser Straße gewohnt hätte; mir fiel sofort Claudia aus dem „AK Psychiatrie“ ein. „Du meinst Claudia?“ unterbrach ich ihn; er bejahte, und setzte sogleich fort, er hätte schon so viele Frauen mit diesem Namen gekannt (er entschärfte die Verletzung durch Verallgemeinerung, und kam aber gleich wieder auf das Thema zurück:), „Sie hatte auch da oben so einen leicht schütterten Haaransatz wie du!“ Bei Claudia hatte ich das noch nicht beobachtet, er meinte wohl doch eher mich. Aber diese Äußerung war offensichtlich schon wieder zu direkt; er entfernte sich wieder und begann erregt von der Frauenbewegung der 70er Jahre zu erzählen, soweit er sie an der Hochschule und in den Gewerkschaften und Betriebsgruppen erlebt hat. Vor allem der Punkt, dass es sich um reine Frauengruppen gehandelt hat, schien ihn dabei in Rage zu bringen, Verachtung schimmerte durch. Ich stand eine Weile lang nur da und schaute ihn an, mitreden durfte ich ja nicht, und war erschrocken über seinen für mich ungewohnten Ärger, der sich da kurzzeitig Bahn brach. Wehe, wenn das alles nach außen kommt! Ein Konsens über den Abschied war wieder nicht zu finden, wie üblich ging ich bald weiter, doch das „Gespräch“ wirkte länger als sonst nach, und ich versuchte, den Ablauf zu analysieren. Meine Kommentare in diesem Absatz, wie er es jeweils anstellte, die Brisanz und Direktheit der Themen, die ihn beschäftigten, zu steuern, sind eine Frucht erst dieser Analyse im Nachhinein. Im Gespräch selbst käme ich nicht so schnell darauf.

Insgesamt meinte ich folgende Botschaft entziffern zu können: „Im Moment geht es mir mit dir so wie damals mit Claudia (und überhaupt mit Frauen). Nun wohnst du schon so nahe bei mir, und lädst mich nicht zu dir ein, willst nicht mein Freund sein, sondern schottest dich ab mit deinesgleichen. Das ärgert mich (doch ich darf das nicht direkt ausdrücken).“ Ist das Spinnerei von mir? Es gibt einige vage Anhaltspunkte, die mich zu dieser Phantasie bringen (etwa dass er ab und zu vor meiner Haustür steht). Aus dem, was er wirklich mit Worten sagt, lässt sich meine Vermutung nicht beweisen - so etwas wäre auch zu heiß. Etwas andeuten und es doch nicht gemeint haben, etwas vom Druck der eigenen Gefühle loswerden, ohne für die Folgen einstehen zu müssen, die eigene Verletzbarkeit durch symbolische, verschleierte Äußerungen tarnen - so hilft Kommunikation, sich zu schützen. Ich gebe zu, es macht auch Spaß, detektivische Übersetzungsarbeit zu leisten; nur auf Dauer ist mir das zu einseitig.

Zu einem verzweifelten Versuch, zu Wilfried durchzudringen, wird schließlich das Interview zu diesem Buch. Ich wappne mich schon vorher, bringe mich in Kampf Stimmung, um mich nicht ohnmächtig machen zu lassen. Auf unhöfliche und penetrante Weise unterbreche ich ihn im Gespräch, sobald er sich in seine Assoziationsketten verliert, mit massiver verbaler Gewalt lenke ich ihn immer wieder auf das Thema Kontakt. Ich stoße ihn mit der Nase auf die Enttäuschungen, die er mit anderen Menschen erlebt hat, und dränge darauf, zu klären, was im Gespräch eben

zwischen uns abläuft. Im Rückblick, es ist mir richtig peinlich, denke ich in fast militärischen Begriffen von dieser Stunde: Eroberung, Boden preisgeben, den Durchbruch schaffen, Kampf, Kriegslust... Zeitweise reden wir beide, weil ich nicht nachgeben will, und zwischendurch treffe ich seine Achillesferse: Sobald ich anspreche, dass ihn etwas verletzt haben könnte (ich beziehe mich auf konkrete Erlebnisse, die ich von ihm weiß) oder sobald ich hartnäckig genug darauf bestehe, über unser Verhältnis zu reden („ich habe das Gefühl, dass du dich wie hinter einem undurchdringlichen Bambusvorhang versteckst“), reagiert er heftig: Seine Stimme rutscht fast eine Oktave höher, klingt gepresst, als wäre er ohnmächtig in die Ecke gedrängt. Er wirkt plötzlich wie ein Dreijähriger, und er schafft es gleichzeitig noch, sein Verhalten ironisch zu kommentieren: „Ich habe jetzt meinen Finger im Mund!“

Drei-, viermal im Laufe dieser Stunde kommt ein solcher erzwungener Kontakt zustande, und mir wird weich in den Knien: So viel Hilflosigkeit, so mächtige Gefühle, mickrig und ausgeliefert zu sein verbergen sich also hinter der Erscheinung des Philosophen! Ich beginne mir Sorgen zu machen: Ist es in Ordnung, ihn so direkt auf diese wunden Punkte anzusprechen?

Am nächsten Tag kann ich mich beruhigen. Wilfried kommt, wie gewohnt, und belohnt mich für meinen Einsatz mit einem etwas freundlicherem Kontakt als üblich, wirkt im Übrigen unverändert. Meine Attacken haben ihm offenbar nicht geschadet. Nach der ersten Erleichterung kippt meine Stimmung, und der Ärger beginnt zu überwiegen: Ich soll immer die Verantwortung für unseren Kontakt übernehmen, und er wartet, geschützt im Dschungel seiner Monologe, ob ich mich genügend bemühe: Kann ich ihm absolute Sicherheiten bieten, dass ihm nicht mehr weh getan werden wird? Er geht selbst von sich aus kein Risiko mehr ein.

Mein Angebot, er könnte doch bei dem Landprojekt, von dem ich träume (mit „Normalen“ und „Verrückten“), einsteigen und sich dort, in einer Atmosphäre, die ihm eher gerecht würde, seinen Fähigkeiten entsprechend am sozialen Leben beteiligen und endlich einmal nicht scheitern - dieses Angebot reicht jedenfalls nicht aus. Wilfried definiert sich rasch als körperlich behindert, weist mich auf seine Leiden hin, und ein andermal, erstaunlich klar: Schließlich sei er ja gerade deswegen vom Land in die Stadt gekommen, um ein besseres Leben zu finden!

Nun gut, wieder abgeblitzt. Meine Phantasie ist vorläufig erschöpft, und ich weiß nicht mehr weiter. Das Dornröschenspiel funktioniert ja nur, solange sich jemand bemüht, und ich bin müde. Kann ich ihn so sein lassen oder nicht, wird es einfach weiter abwärts gehen, oder findet er in seiner derzeitigen Existenz endlich die verdiente Ruhe, in der er sich auf Dauer einrichten kann? -

Ich habe diesen Text fertiggestellt und bin gespannt, was Wilfried dazu meint. Ich stürze bei seinem nächsten Besuch auf ihn zu und drücke ihm das Kapitel in die Hand: Er möchte doch dazu Stellung nehmen, mich korrigieren, vielleicht einen eigenen Kommentar dazu schreiben. Wilfried legt mein Werk gleichmütig neben sich, ohne einen Blick hineinzuworfen, und treibt mich fast zur Verzweiflung. Immer wieder an diesem Tag schaue ich zu ihm hin, um eine Regung seines Gesichts, irgendeine Reaktion mitzukriegen; ich erinnere ihn wiederholt daran, dass ich seine Meinung dazu hören möchte - umsonst. Auch in den nächsten Tagen und Wochen das gleiche Bild: Ich bestürme Wilfried, er spricht über irgendetwas anderes, als hätte er mich nicht gehört. Dabei empfinde ich selbst das, was ich über ihn zu Papier gebracht habe, als ziemlich brutalen Angriff, als einen letzten Versuch, zu ihm durchzudringen - irgendwo muss das doch bleiben! Aber ich erfahre nicht, ob er mein Manuskript gelesen hat.

Und doch: Es scheint sich in der Folgezeit etwas zu ändern, auch wenn ich auf meinen direkten Fragen keine Antwort bekomme. Es häufen sich die Situationen, in denen Wilfried auf uns KommRum-Mitarbeiter(innen) zugeht, seine Sätze werden allmählich verständlicher, sein Blick

klarer; fast eindringlich wird bisweilen seine Kontaktaufnahme. Ich sehe ihn nun öfter mit anderen Gästen sprechen, es gibt tatsächlich Rede und Gegenrede, Frage und Antwort, und wenn ich mal etwas aufschnappe, dann merke ich, dass Wilfried sich immer öfter auf das bezieht, worüber die anderen gerade reden, und etwas zu den Gesprächsthemen beiträgt - ein wandelndes Lexikon, das beginnt, sein Wissen auszuspucken. Zunehmend nimmt er jetzt auch Bezug zur aktuellen Situation: Als ich wieder einmal das Herbstlaub von unserer Treppe fege, mit Wilfried neben mir, der mich beobachtet, läuft ein kleines Mädchen durch den Haufen, den ich gerade angesammelt habe, und Wilfried ruft ihr plötzlich zu: „Paß auf, renn nicht durch die Blätter!“ Das war noch nie da! Einige Tage später eine andere Szene: Heino, ein Gast, der aus Liebesschmerz mal wieder verrückt geworden ist, aggressiv und aufgedreht die Atmosphäre im Café bestimmt, probiert mit Heiner ein Machtspiel, versucht ihn mit einem Judogriff zu überlisten und zu Fall zu bringen. Wilfried steht daneben und reagiert genau im richtigen Moment, laut und bestimmt: „Hör auf mit diesem Unsinn!“, und Heino lässt tatsächlich respektvoll von seinem Vorhaben ab. Solche Augenblicke häufen sich, und schließlich, als ich ihn lange genug bestürmt habe, höre ich ein verdecktes Kompliment: Er könne sich wegen seiner körperlichen Beschwerden leider nicht längere Zeit mit anderen unterhalten (damit versucht er anscheinend die Kommunikationsbarriere, die ich beschrieben habe, zu erklären); aber ich hätte so eine geschickte Art, ihm diese Beschwerden zu erleichtern, so dass er viel leichter so ein Gespräch mit mir durchstehen könnte. Ich bin platt: Verschlüsselt ist diese Botschaft zwar noch, aber sie enthält ein kostbares Eingeständnis - etwas von mir kommt bei Wilfried an und tut ihm offensichtlich gut.

Einige Tage später, wieder draußen vor der Tür: Wilfried kommt pünktlich zur Café-Öffnungszeit, als ich gerade einige Getränkekästen durch die Gegend schleppe. Ich begrüße ihn, er bleibt stehen, fragt mich ganz „normal“, ob das Café schon offen wäre. Dann folgen denkwürdige zwei Minuten: Ich gehe langsam mit meiner Last um die Treppe herum, Wilfried steigt ebenso langsam die Treppe hoch und erzählt mir klar und deutlich von seinen aktuellen körperlichen Behinderungen, von Herzbeschwerden, sehr konzentriert, und genauso konzentriert kann ich ihm zuhören. Er leitet über auf Gelenkschmerzen, deretwegen er nicht mehr Schreibmaschine schreiben kann. Ich schalte erst nicht und frage nach, ob er von seiner früheren Politzeit spricht, vom Flugblätterschreiben etc.; wir reden etwas hin und her über unsere fehlenden Fähigkeiten zur Stenographie, schließlich kommt aber heraus, dass Wilfried sich auf meinen langen Text bezieht, den ich ihm überreicht habe. Neben diesem Austausch von Worten immer kleine Momente von Spannung, von Entscheidungen: Wieweit lassen wir uns beide auf dieses Gespräch ein? Wir bleiben zusammen stehen, gehen dann wieder jeweils einen Schritt, eine Stufe weiter. Ich spüre Unsicherheit bei Wilfried, ob er mich mit dieser klaren Sprache wohl festhalten und wirklich interessieren kann, oder ob ich mich wie gewohnt nach einiger Zeit absetze und meiner Arbeit nachgehe. Ich habe es wirklich eilig, gleichzeitig bin ich interessiert, Wilfried versteht es wirklich, mich zu packen. Ich entschlief mich endlich, ganz stehen zu bleiben und weiter zuzuhören. Darauf geschieht wieder etwas Neues: Wilfried beendet von sich aus das Gespräch und öffnet endgültig die Tür zum Café, lässt, anscheinend voll meiner Stresssituation bewusst, mich meiner Arbeit nachgehen.

Diese Szene geht mir sehr nahe. Ich habe, wie ein Geschenk, eine Andeutung davon zu sehen bekommen, dass eine offene Kontaktaufnahme mit Wilfried durchaus möglich ist. Aber gleich kommt die Sorge nach: Kann ich, können wir im KommRum genug dafür tun, dass er sich nicht wieder aus Enttäuschung zurückzieht? Denn meine/unsere Aufmerksamkeit für einzelne Gäste ist natürlich begrenzt, Wilfried wird nicht alles bekommen, was er sich vielleicht jetzt wieder zu wünschen traut.

Die Magie der Begriffe

Wilfried hat mir im Interview eine Bescheinigung gezeigt, ausgestellt von einem Amtsarzt, der sich über seine Arbeitstauglichkeit äußern sollte. Neben den Werten für Herz- und Kreislaufbelastbarkeit steht da, als lapidare Zusammenfassung einer schmerzhaften Lebensgeschichte, ein Wort: Schizophrenie.

Möglicherweise ist Ihnen schon ein paar Mal aufgestoßen, dass ich das Wort „verrückt“, ob mit oder ohne Anführungszeichen, so ungeniert verwendet habe. Ich habe das bewusst, und wenn Sie so wollen, in aufklärerischer Absicht getan, nicht um jemanden zu diffamieren oder auszugrenzen. Dahinter steht eine Philosophie von der Magie, der stillen, aber oft verheerenden Macht der Begriffe, mit denen innerhalb des psychiatrischen Versorgungssystems die Menschen belegt werden, die ich hier ab und zu als „verrückt“ bezeichnet habe.

„Verrückt“ ist ein Begriff der Alltagssprache, und mit vielen negativen Bedeutungen belastet. Jemand, der als „verrückt“ gilt, ist nicht ernst zu nehmen, ist nicht zurechnungsfähig. Er weicht so sehr vom „richtigen“ Denken und Verhalten ab, dass man sich gar nicht mehr mit ihm auseinandersetzen muss; so jemand „gehört in die Klapsmühle“. Wenn Sie auf den Wortsinn zurückgehen, wird der Begriff schon neutraler: Jemand ist „ver-rückt“, lebt in einer anderen Wirklichkeit, in einem anderen Bezugssystem als die Mehrheit seiner Mitmenschen. Jemand, der „ver-rückt“ ist, oder, aktiv formuliert, sich „ver-rückt“, begibt sich auf einen einsamen Weg, umso schwerer zu ertragen, je weniger Brücken zwischen seiner Sicht der Dinge und dem Weltbild seiner Umgebung noch gespannt sind.

Natürlich bin ich mit dieser Bezeichnung nicht glücklich, ich benutze sie vorläufig, tastend, manchmal auch provozierend. Als nicht unmittelbar Betroffener habe ich nicht die Legitimation, und nicht den inneren Druck, eine positive Umdefinition durchzuhalten oder durchzusetzen, wie zum Beispiel die Irrenoffensive das tun kann. Die unter unseren Gästen, die weniger offensiv mit ihrer Psychiatriegeschichte umgehen, reagieren freilich zunächst irritiert, Erinnerungen an die tausendfältigen Erlebnisse von Verachtung und Ausgrenzung erwachen wieder, und es dauert jeweils einige Zeit, bis ich vermittelt habe, wie anders ich die Bezeichnung „verrückt“ verwendet haben möchte.

Manchmal hilft so eine offene Benennung allerdings auch, den Kontakt ehrlicher zu gestalten: „Wir beide brauchen uns nichts vorzumachen. Du lebst (gerade, teilweise, vorübergehend, auf Dauer) in deiner eigenen Welt, die sich von meiner und von der der meisten anderen Menschen unterscheidet. Du wirst deine Gründe dafür haben, dich so einsam zu machen. Lass uns sehen, ob und wie weit wir uns trotzdem verständigen können!“ Die Konsequenz bleibt offen; man kann allerlei hin und her rücken, bis in der Auseinandersetzung von zwei Personen die Wirklichkeiten beider transparent geworden sind und sich annähern. Eine neue, gemeinsam erarbeitete Wirklichkeit kann sich herausbilden.

„Psychisch krank“ ist die gängige Alternative. Ich kann dieses Wort nicht mehr hören, ich finde es hinterhältig. Es klingt scheinbar viel weicher und verständnisvoller, aber es ist schon klar, wer hier nicht in Ordnung ist. Jemanden für „psychisch krank“ zu erklären, schreibt ihm eine grundsätzliche Schwäche zu, öffnet die Pforten für Entmündigung und für eine Versorgung, die unselbständig macht.

Neutraler, aber unschön: die indirekte Definition „psychiatriebetroffen“. Einen außergewöhnlichen Zustand zu umschreiben mit Hilfe der gesellschaftlichen Instanz, die sich dafür zuständig fühlt, ist natürlich auch nur eine Notlösung. Sie erscheint mir aber gerechtfertigt, solange die persönlichen

Schwierigkeiten, deretwegen jemand in den Teufelskreis psychiatrischer Einflussnahme geriet, von den Umständen in diesen Einrichtungen überlagert, verzerrt und weiter verschlimmert werden.

Warum bin ich so bockig, warum stellen wir Mitarbeiter/innen des KommRum uns in der Frage der Begrifflichkeiten so stur und riskieren in Gesprächen mit anderen Fachleuten, in Gremiensitzungen oder bei Verhandlungen mit der Senatsverwaltung für Gesundheit immer diese atmosphärische Kluft? Wir sprechen nicht dieselbe Sprache, halten uns nicht an die Spielregeln, gehören nicht so richtig dazu. Warum setzen wir uns dem Verdacht aus, wir seien vielleicht zwar engagiert, aber leider ein bisschen doof und eben nicht so qualifiziert, weil uns die einschlägigen Begriffe, Diagnosen und Fachausdrücke nicht so flott über die Lippen gehen. Warum reden wir zum Beispiel lieber umständlich über die quälende Lebenssituation, die jemanden dazu bringt, an Selbsttötung zu denken, statt elegant von einem „präsuizidalen Syndrom“ zu sprechen?

Es ist nicht meine persönliche Macke und nicht einfach nur Profilierungsbedürfnis eines Projekts. Es ist vielmehr die Furcht, von einer Scheinwirklichkeit vereinnahmt zu werden, in das große „Psychiatriespiel“ hineingesaugt zu werden, dessen „Sesam-öffne-dich“, dessen magischer Schlüssel diese Begriffe sind. Leider taugt ihre Magie meist nur dazu, Menschen in diesem Spiel festzuhalten, statt sie davon loszueisen.

Egal, ob Sie im Bereich der Psychiatrie oder ihrer Umgebung selbst praktisch arbeiten und den Umgang mit der Fachsprache gewöhnt sind, oder ob Sie „Nicht-Fachfrau oder -mann“ sind und diese Fachsprache bisher immer als Ausdruck von Kompetenz interpretiert haben: Ich möchte Sie für einen anderen Sprachgebrauch gewinnen. Ich will Sie dafür sensibilisieren, welche Gewalt in dieser Fachsprache steckt und wie sie den „Helfer“ von sich und von dem, dem er helfen will, entfremdet. Probieren Sie aus, mit Anführungszeichen zu jonglieren, suchen Sie Umschreibungen, wie holprig auch immer, wenn sie über Menschen sprechen, denen es dreckig geht, werden Sie misstrauisch gegenüber den Sachzwängen, die Ihnen den Gebrauch von psychiatrischen Diagnosen so praktisch und einleuchtend erscheinen lassen! Erkunden Sie, welche Ängste und Unsicherheiten Sie dann bedrängen! Sie könnten dabei gewinnen: mehr Kontakt mit der Wirklichkeit, lebendige Dreidimensionalität gegenüber den papierernen Verkürzungen. Sie könnten sich und den Menschen, mit denen Sie zu tun haben, näher kommen.

Denn natürlich entfernt der professionelle Helfer sich von einem Menschen, der ihn in seiner Not aufsucht oder mit Gewalt zu ihm gebracht wird, wenn er ihn mit psychiatrischen Fachbegriffen bezeichnet und von außen ein Urteil über ihn fällt, statt mit ihm und seiner Wirklichkeit im Kontakt zu bleiben. Noch schlimmer, der Helfer verliert die Verbindung zu sich selbst, wenn er sich aus der Beziehung ausblendet und sich zur Unperson macht. Das lässt sich auf Dauer nicht ungestraft tun.

Vor mir liegt ein Arztbericht, der in einer Klinik über einen Patienten angefertigt wurde. Beim Lesen beschleicht mich, wie immer bei solchen Texten, ein Gefühl der Unwirklichkeit. Ich erfahre: „Der Patient bat selbst um stationäre Aufnahme, da er zuhause Angst bekommen habe und das Gefühl, verrückt zu werden.“ Im Verlauf des Aufnahmegesprächs - ich fasse die Darstellung des Arztes kurz zusammen - berichtete der Patient von ungewöhnlichen Körperempfindungen, vor allem im Unterleib, „wie warme Strahlen“, die ihn sehr beunruhigten, und von einem „Traumgefühl“, als ob alles um ihn herum gar nicht wirklich wäre. „Lange Zeit blieb der Patient auf diese beiden Inhalte fixiert, und wirkte zunehmend affektstarrer, wurde dabei querulatorisch-weitschweifig, in der Darstellungsweise immer monotoner mit Neigung zu Wort- und Handlungsstereotypen. All dies, sowie auch die Minderung von Eigenantrieb und affektiver Ansprechbarkeit, führte auf den Verdacht des Vorliegens einer hebephrenen Psychose“.

Stellen Sie sich vor: Sie sitzen alleine zuhause. Seit Wochen fühlen Sie sich zunehmend unwohl und fern von allen Menschen. Sie leiden am Arbeitsplatz unter dem starken Leistungsdruck; Sie sind so sehr damit beschäftigt, ob sie auch alles richtig und schnell genug erledigen, dass ihre Leistung tatsächlich darunter leidet. Sie haben den Eindruck, dass Sie diese Situation nicht mehr lange aushalten können. Bei ihren Kollegen haben Sie auch kein Verständnis zu erwarten, die machen sich eher über Sie lustig. Ihren ängstlichen Eltern ist es lieber, wenn Sie viel zuhause sind. Daher haben Sie keinen Freundeskreis, in dem Sie sich zum Ausgleich gegen die Belastungen bei der Arbeit aufgehoben fühlen könnten.

Im Unterschied zu allen Gleichaltrigen, die Sie kennen, kommen Sie nicht klar mit den Fragen von Sexualität und Partnerschaft, und Sie sind tief verunsichert darüber, ob Sie eigentlich homo- oder heterosexuell sind. Sie können mit niemandem über ihre Sorgen und Empfindungen sprechen, vor allem bei Ihren Eltern haben Sie immer das Gefühl, Sie würden etwas Verbotenes tun, wenn Sie damit anfangen. Sie fühlen sich zunehmend fern von allen anderen Menschen, wie abgeschnitten, und gleichzeitig steigt Ihr innerer Druck immer mehr, Sie müssen immer mehr, immer schneller denken, um sich zusammenhalten zu können.

In den letzten Tagen haben Sie sich unablässig bemüht, endlich eine einleuchtende Erklärung für Ihr Anders-Sein zu finden. Schließlich hatte nichts Anderes mehr Platz in Ihrer Aufmerksamkeit, und sogar die Aussicht, Ihre Arbeit zu verlieren, weil sie vor lauter Grübeln nicht mehr aus dem Haus gehen, schreckt sie nicht mehr - wichtiger ist jetzt die Frage, was mit Ihnen los ist. Sie spüren so ein merkwürdiges Gefühl in Ihrem Unterleib; ob ihre Schwierigkeiten wohl damit zu tun haben? Je aufmerksamer Sie darauf achten, desto deutlicher wird es. Sie beginnen Vermutungen anzustellen: Vielleicht geschieht eine Geschlechtsumwandlung in Ihrem Körper? Sie merken, es entlastet Sie, einen Anhaltspunkt zu haben - aber da ist niemand, mit dem Sie sich darüber beraten könnten, und mit so einer Theorie würden die anderen Sie sowieso für übergeschnappt halten. Aber wenn dieses Gefühl im Unterleib tatsächlich mit ihren Problemen zusammenhängt, dann hat das ja auch noch weitere Konsequenzen. Sie müssten vieles korrigieren, was sie sich bisher über diese Welt und das, was in ihr möglich ist, gedacht haben - als gäbe es hinter den vordergründigen Erscheinungen ihrer gewohnten Umgebung noch eine zweite Welt, in der ganz andere Gesetzmäßigkeiten den Lauf der Dinge bestimmen. Sie versuchen, sich eine neu, eigene Sicht der Welt zu entwickeln, um sich endlich wieder orientieren zu können, und Sie beginnen verzweifelt, nach geeigneten Büchern oder weisen Lehren Ausschau zu halten, die Ihnen dabei helfen können. Aber allmählich verlieren Sie mit Ihren angestregten Überlegungen den Überblick, Ihre unzähligen Gedanken beginnen, Ihnen über den Kopf zu wachsen, verselbständigen sich, Sie bekommen das Gefühl, alles entglitte Ihrer Kontrolle. Schließlich werden Sie von Ihrer Angst überwältigt, Sie sehen die Wände Ihres Zimmers immer näher auf sich zukommen, Ihre einzige Idee: Ich muss in die Klinik, in der Psychiatrie muss man mir helfen! Ich brauche einen Ort, wo ich sicher bin.

Sie gehen in die Klinik. Es ist Wochenende, es dauert eine Weile, ehe jemand mit Ihnen sprechen kann. Sie sind es nicht gewöhnt, von Ihrem Innenleben zu berichten, aber Sie ringen dennoch verzweifelt nach Worten, um wiederzugeben, was Sie empfinden; Ihre Angst treibt Sie immer weiter, endlich eine Verbindung zu einem anderen Menschen herzustellen und bei ihm aufgehoben zu sein, alle Verantwortung für sich selbst abschütteln zu können. Sie wissen erst gar nicht, bei welchem Ihrer unzähligen Gedankengänge Sie anfangen sollen, um nur ja alles richtig zu erzählen. Als sie es dennoch versuchen, spüren Sie bald, dass das, was Sie sagen möchten, bei Ihrem Gesprächspartner nicht so richtig ankommt; so wie er reagiert, das erinnert Sie an die entsetzten Blicke Ihrer Eltern, wenn Sie bei ihnen Verständnis suchten. Also erzählen Sie vorsichtshalber nicht so viel von Ihrer Lebenssituation, von Ihren Gefühlen zuhause oder bei der Arbeit, sondern konzentrieren sich mehr auf die Erklärungen, die Sie sich zurechtgelegt haben. Aber auch damit

finden Sie wenig Resonanz. Sie bemühen sich noch mehr, wiederholen noch eindringlicher, was sie schon gesagt haben, überlegen krampfhaft, wie Sie sich besser ausdrücken könnten. Ihr Gesprächspartner stellt mit neutraler Stimme Fragen, schreibt sich alles auf, jetzt schlägt er Ihnen auch noch vor, Sie sollten sich nächste Woche einem Intelligenztest unterziehen. Sie fühlen sich mit dem, was Ihnen auf der Seele liegt, noch mehr allein gelassen. Ihre Hoffnung schwindet, eher formelhaft wiederholen sie noch einmal, was Sie bereits gesagt haben - wieder keine Resonanz, Sie spüren stattdessen unterschwellige Gereiztheit bei Ihrem Gesprächspartner, und kriegen langsam das Gefühl, Sie würden chinesisch reden, oder wirklich wie durch eine unfassbare Glaswand um Sie herum....

Ich war bei diesem Gespräch nicht dabei, ich habe lediglich versucht, es zu rekonstruieren, aus dem Krankenbericht und aus dem, was ich über den „Patienten“ weiß. Wie der Verfasser der Krankenakte die Situation empfunden hat, ist dem Bericht nicht zu entnehmen; auch nicht, ob er sich dessen bewusst gewesen ist, was sich hinter dem Austausch von Worten zwischen ihm und seinem Patienten abgespielt hat. Ob das „starre Festhalten“ an den „beiden Inhalten“ Ausdruck der aktuellen inneren Qual gewesen sein könnte, des Bemühens, sich endlich verständlich zu machen; ob nicht die „zunehmende Affektstarre“ einfach eine Folge davon war, dass kein Kontakt zustande kam, statt Anzeichen einer Krankheit - als Möglichkeit wird es nicht erwähnt. Am deutlichsten sichtbar wird der Verfasser noch in seinem Bemühen, die richtige Diagnose zu finden.

Die richtige Diagnose: Aus Märchen und Mythen kennen wir die verzweifelte Suche nach dem Schlüsselwort. „Ach, wie gut, dass niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß!“ Jemandes Namen zu wissen, bannt die Gefahr, macht ihn kalkulierbar. Der Benennungszwang in der Psychiatrie ist darin nur eine (besonders folgenreiche) Variante eines kulturgeschichtlichen Phänomens: Je mehr die Dinge dieser Welt auf den „Begriff“ gebracht sind, desto weniger ängstigt das Ungewisse. Die Vernunft hält die Rätsel der Welt in Schach, verkürzt die komplexe Wirklichkeit auf die Welt der Begriffe, macht sie handhabbar.

Das erweist sich freilich oft als Illusion. Hier begegnen sich die Benennungsbemühungen der Psychiatrie und das magische Denken mancher ihrer Patienten, die ja auch verzweifelt versuchen, durch Hin- und Her-Jonglieren mit Begriffen, mit Begriffsneubildungen, mit dem Aufbauen neuer Welten durch Worte, an der unerträglichen Wirklichkeit etwas zu drehen und auf sie Einfluss zu nehmen - vergebens, denn die Welt ändert sich nur, wenn man in ihr möglichst geschickt handelt. „Krankheiten“ mit noch so ausgetüftelten Bezeichnungen zu belegen, ändert nichts an ihnen.

Es ist sicher nicht einfach, dem Hilfesuchenden aus dem eben skizzierten Eingangsgespräch in die Abgründe von Panik und Unsicherheit zu folgen, und damit an der eigenen Stabilität rütteln zu lassen. Er macht es einem ja auch nicht leicht, erzählt „vage“ und „weitschweifig“, hat keine Übung darin, sich anzuvertrauen, und in seiner Not auch keine Geduld, sich den Verständnismöglichkeiten seines Zuhörers anzupassen. Die Situation ist gefüllt mit Angst, Ratlosigkeit, Distanz, dies alles in unpersönlicher Umgebung - die Verlockung liegt nahe, die Belastung von sich zu weisen, sich auf den Beobachterposten zurückzuziehen und das erlösende Wort zu suchen.

Leider wirkt die Magie der Begriffe weit über den Augenblick hinaus. Kurzfristig hat auch der Beurteilte in seinem ganzen Gefühls- und Gedankenchaos einen Anhaltspunkt, was mit ihm los sein könnte. Doch diese Orientierung führt leicht auf eine schiefe Bahn, setzt neue „magische“ Prozesse in Gang, die genau die Erfahrungen, die jemanden erst in seine verfahrenere Situation gebracht haben, auf tragische Weise noch einmal verdoppeln.

Der Fluch der Psychiater

Ich lerne Dora in der Beratung kennen. Sie wirkt schon äußerlich sehr wenig robust und später, als ein anderer Gast sie sehr verletzend anspricht, wird offenkundig: Sie verhält sich gegen Aggression und Einflussnahme von anderen Menschen völlig hilflos, erstarrt einfach. Was sie zu uns geführt hat? Vor zwei Jahren sei sie in eine psychiatrische Klinik gebracht worden, und man hätte ihr dort kurz und bündig mitgeteilt, sie sei schizophren. Seither vegetiere sie nur noch so dahin, ohne Ziel und Zweck, hätte keine Interessen, keinen Ehrgeiz mehr, sie entfremde sich immer weiter von ihrem alten Bekanntenkreis, könnte sich auch gar nicht mehr vorstellen, dass sich jemand für sie interessiere. Sie wüßte auch nicht so genau, was sie jetzt im KommRum wollte; ein Freund, der nicht mehr mit ihr weiter wusste, hätte sie geschickt. Ob hier noch mehr solche Leute verkehrten, die auch so krank seien wie sie? Auf meine Frage, was sie, jenseits von Begriffen wie „krank“ oder „schizophren“, selbst von sich meinen würde: Sie hätte sich, bevor sie in die Klinik kam, verfolgt gefühlt, überall in ihrer Umwelt indirekte Botschaften gesehen, dass sie ausgestoßen sei. Das war einige Wochen, nachdem sie, gegen den Willen ihrer Eltern, von zuhause ausgezogen war. Vielleicht hätten ihre Eltern ja doch Recht gehabt mit ihrer Ansicht, dass sie noch nicht selbständig genug sei.

Wenn Dora das Wort „Schizophrenie“ ausspricht, klingt es wie ein Todesurteil, wie eine endgültige Bestätigung, dass sie alleine nicht lebensfähig ist. Diese Diagnose hat sie ins Mark getroffen, und alle eigenen Selbstzweifel, die es ihr schon früher schwer gemacht haben, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen, hundertprozentig bestätigt. Ich versuche, ihr Auswege aufzuzeigen, erzähle von der Chance, ihre Geschichte aufzuarbeiten und dadurch endlich zu lernen, unabhängig zu leben, oder von den Möglichkeiten, im Café wieder Kontakt zu anderen Menschen zu finden. Doch ich stoße an die immer gleiche Grenze: Sie kommt nicht davon los, dass sie so schwer krank sei; eine gewöhnliche Therapie könne da sowieso nichts helfen, und was den Kontakt betrifft: ein Schulterzucken. Es könnte heißen: So krank wie ich bin, will mich ja sowieso niemand, oder: Mir kann sowieso keiner gerecht werden. Ich finde Dora sympathisch, gerade ihre Sensibilität spricht mich an, aber zuletzt schwanke ich zwischen Ärger und Resignation - gegen das Zauberwort „schizophren“ habe ich keine Chance. Das eindrucksvolle Visitenritual, in dem ihr ihre Diagnose mitgeteilt wurde, die im öffentlichen Bewusstsein verankerte Gleichung: „Schizophrenie = grauenvoll, unverständlich, unheilbar“, und Doras eigene Neigung, sich nicht abzugrenzen, sich nicht zu wehren, sind eine unheilvolle Verbindung eingegangen.

Dabei will ich nicht bestreiten, dass Dora schwere Probleme hat, im Leben zurechtzukommen. Ich habe ja selbst erlebt, wie leicht sie gekränkt werden kann, und wie schwer es ist, zu ihr wirklich Zugang zu finden. Ich denke auch, dass sie einen Weg finden muss, mit ihrer Dünnhäutigkeit klarzukommen und Konflikte mit anderen Menschen offensiv und nicht durch Rückzug zu lösen. Worum es mir hier geht: Diagnosen, und vor allem die Umstände, unter denen sie gestellt und mitgeteilt werden, erwecken den Anschein von Endgültigkeit, lenken so von dem aktuellen Lebensproblem des „Patienten“ ab. Sie hängen weitere Gewichte dran, die es noch schwerer machen, die eigenen Schwierigkeiten zu bewältigen.

Mit Inge plaudere ich beim samstäglichen Kaffeeklatsch für Psychiatriebetroffene, und ich bin mir nicht sicher, ob es Ironie, Resignation oder Wut ist: Mit recht mehrdeutigem Unterton erzählt sie von ihrer diagnostischen Springprozeßion. Mit ihrer Lehre eben zuende und vor der Situation, im Berufsleben Fuß fassen zu müssen, gerät sie in eine persönliche Krise. Diagnose: Schizophrenie. Danach bläst sie ihre beruflichen Ambitionen ab, nimmt einen Putzjob an, und erfährt dann im Gespräch mit einem anderen Psychiater: Eine einfache „psychotische Episode“ sei das gewesen, was sie erlebt habe. Sie Fasst neuen Mut, schmiedet Pläne, nun doch wieder in ihrem gelernten Beruf zu arbeiten, und hört von einem dritten Arzt wiederum, es sei ja wohl doch eine

Schizophrenie, unter der sie leide. Das ist der endgültige Knock-out, seither hat sie aufgegeben, an ein erfolgreiches normales Leben zu glauben.

Viele Diagnostizierte versuchen, ihr Los etwas zu erleichtern und das zusätzliche Gewicht abzuschütteln, indem sie sich darüber lustig machen, welche unterschiedlichen Diagnosen sie schon im Laufe ihres Lebens aufgedrückt bekommen haben: „Manisch-depressiv, paranoid, schizophren - ja was bin ich denn nun eigentlich?“ Aber kaum einer kann sich dem Bann dieser Begriffe entziehen. Wer so etikettiert wird, ist ja gerade in einer sehr sensiblen Situation: Ohne jegliche Sicherheit über sich selbst - er hat ja völlig neuartige Dinge erlebt, die er noch gar nicht einsortieren konnte; völlig ausgeliefert seinen nunmehrigen Betreuern, möglicherweise auch noch eingesperrt; kaum persönliche Dinge um sich herum, die ihn in seiner Identität bestätigen würden. Zusammen mit all den äußeren Belastungen, die in diese Krise geführt und die eigene Ohnmacht so deutlich demonstriert haben, fördert diese Lage die Sehnsucht, nicht mehr für sich verantwortlich zu sein, jemand anderen definieren zu lassen, wer oder was man selbst ist.

Was uns in alten Geschichten oder Gruselfilmen so schön schaudern lässt: der „Fluch der Pharaonen“, der „Voodoo-Tod“, Familientragödien, in denen ein Vorfahre eine Verwünschung über seine Brut ausgestoßen hatte - in der Psychiatrie ist dieser Mechanismus des „Fluchs“ weniger spektakulär, aber alltäglich wirksam. Das Gefühl, sein Leben nicht selbst bestimmen zu können, anderen Menschen oder imaginären Mächten ausgeliefert zu sein: Das ist häufig das Thema, mit dem Menschen in psychiatrische Behandlung kommen. Diagnosen passen dazu wie die Faust aufs Auge. Alleine schon die Furcht vor dem Gewicht dieser Worte lässt Menschen hilflos und unselbständig bleiben.

„Bilderzauber“

Früher habe ich mich immer über Geschichten amüsiert, in denen abergläubige Indianer sich mit billigen Drohungen von Weißen einschüchtern ließen: Ein Bild von ihnen würde zerstört, und damit würden gleichzeitig auch sie selbst getötet werden, ohne dass ihre Seele in den ewigen Jagdgründen stolzen Einzugs halten könnte. Heute lache ich nicht mehr so leicht. Ich glaube zwar nicht, dass solche Magie aus persönlicher böswilliger Absicht heraus klappt - auch wenn ein in solchen Dingen erfahrener und aktiver Klient versucht hat, mich davon zu überzeugen. Aber ich habe erlebt, wie „Bilderzauber“ per Aktenführung Menschen in ihrer sozialen Existenz gefährdet.

Nehmen wir noch einmal die Krankenakte von eben. Auf der ersten Seite, in der rechten oberen Ecke, lese ich einen Stempel:

„Dieser Bericht dient ausschließlich dem behandelnden Arzt zur Information über die in der Klinik erhobenen Befunde. Seine Weitergabe an den Untersuchten oder an nichtärztliche Stellen ist nicht statthaft“

Da liegt er nun vor mir, dieser Bericht. Ich bin eine nicht-ärztliche Stelle; auf krummen Wegen, aber in wohlmeinender Absicht, ist der Bericht an mich gekommen, ohne dass ich danach verlangt hätte. Dass solche persönlichen Daten über alle Datenschutzbestimmungen hinweg vielen anderen Menschen zugänglich sind, ist ein Skandal. Da werden Prüfungskandidaten Krankenakten in die Hand gedrückt, damit sie anhand dieser schriftlichen Unterlagen und eines kurzen Gesprächs mit dem Patienten ihr diagnostisches Wissen zum besten geben können. Informationen aus Arztberichten stehen plötzlich in der Personalakte von Menschen, die im öffentlichen Dienst arbeiten; nur selten, durch „Pannen“, erfahren die Betroffenen überhaupt davon.

Aber es reicht ja auch schon der ordentliche Dienstweg. In einer Entschließung der Konferenz der Datenschutzbeauftragten zum „Datenschutz im Krankenhaus“ vom 14. 3. 86 ist aufgelistet, welchen Institutionen normalerweise Daten eines Patienten zugehen können, der in einem psychiatrischen Krankenhaus untergebracht wurde (ich zitiere aus einem Beitrag in Heft 37, Juli 1987, des Rundbriefs der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie):

Amtsgericht; Gesundheitsamt; Polizeiabschnitt; Nervenkrankenhaus; Wohnsitzgemeinde; Ordnungsamt (möglicherweise ist ein Waffenschein einzuziehen); Straßenverkehrsamt (möglicherweise ist ein Führerschein einzuziehen); Landwirtschaftsabteilung (möglicherweise ist ein Jagdschein einzuziehen); Landessozialamt und andere Sozialleistungsträger; Krankentransportunternehmen; Landeskriminalamt; Kriminalpolizei (falls jemand „entweicht“); Kostenträger; Kreditinstitute (zur Verwaltung der Gelder des Patienten); Einzel- und Großhandel (bei Aufträgen des Patienten).

Die Datenschutzbeauftragten forderten in ihrer Entschließung, die bislang übliche automatische Datenübermittlung an Polizeidienststellen, Führerschein-, Jagdschein- und Waffenscheinstellen sollte unterbunden werden und nur noch im begründeten Einzelfall möglich sein. Zehn Monate später verfügte der Niedersächsische Sozialminister, eine gesonderte Erfassung und Überprüfung von Psychatriepatienten durch die Straßenverkehrsbehörde sei nicht zulässig; es gebe keine gesicherte Erkenntnis, dass „psychisch Kranke“ überdurchschnittlich häufig als Verursacher von Verkehrsunfällen in Frage kommen: ein kleiner Erfolg. Vorausgegangen waren vielfältige Anstrengungen von Datenschützern und kritischen Psychiatriefachleuten. Aber welch groteskes Missverhältnis: Hier jahrelange Bemühungen um einen winzigen Fortschritt in einem Bundesland, und auf der anderen Seite ein lässiger Federstrich (Verzeihung: ein gedankenloses Eintippen in den Computer...).

Die betroffenen Patienten brauchen gar nicht im Detail zu wissen, in welche Hände „Bilder“ von ihnen geraten - es vermittelt sich ihnen schon atmosphärisch, in der ganzen Organisation dieses Versorgungssystems, in der Art der Kontaktaufnahme durch das Personal, im Stil der Einrichtung. Das Ergebnis ist Ohnmacht gegenüber einem undurchschaubaren System, umso schlimmer, als kein einzelner Bösewicht mehr zu benennen ist. Pikant daran: Menschen, die in krisenhaften Zuständen in psychiatrische Behandlung kommen, sind oft von der Vorstellung geplagt, andere Menschen könnten ihre Gedanken lesen, wüssten über sie genau Bescheid, würden hinter ihrem Rücken über sie sprechen....

„Aber ist das nicht gerade Ausdruck ihrer Krankheit, dass sie harmlose Informationsvermittlungen und -speicherung über sich so sehr aufbauschen oder sich Bedrohungen zusammenspinnen, die es gar nicht gibt? Es wird doch über so viele Menschen geredet und getratscht, ohne dass es ihnen schadet! Ist dieses alberne Gerede von Magie nicht ein Rückfall in archaische Denkweisen, längst von der Vernunft überholt, so dass man die Patienten nicht auch noch darin bestärken sollte?“

Selbst wenn das stimmen würde: Auch dann wäre es sinnvoll und auch „effektiver“, auf solche Empfindlichkeiten Rücksicht zu nehmen. Aber ich glaube auch nicht, dass die „Vernunft“ über solche archaische Mechanismen gesiegt hätte. Ich denke vielmehr, dass diese Gefahren durchaus real sind. Auch im „normalen“ gesellschaftlichen Leben verstummt die Diskussion über den Schutz der persönlichen Daten vor den erfassungshungrigen Behörden nicht mehr, und auch dort kommt immer wieder die verständnislose Frage derer, die die Daten haben wollen: Was regt ihr euch auf, wenn ihr nichts zu verbergen habt; was ist bloß so schlimm etwa an den harmlosen Fragen einer Volkszählung? Dient die Datensammlung den Behörden nicht auch dazu, sich vor Verunsicherung zu bewahren und mit Hilfe von „Bildern“ das Gefühl von Kontrolle über ihre Schäfchen zu festigen?

Ich lasse mal beiseite, dass im Bereich des Datenschutzes Pannen und unzulässige Übergriffe die Regel und nicht die Ausnahme sind. Ich will auch nicht noch mal das Missverhältnis aufwärmen: Hier die strukturelle Gewalt der sekundenschnellen Computereingabe, dort die Betroffenen, die oft nichts davon wissen, und unendliche Mühen aufwenden müssen, um den Folgen dieser Datenhuberei zu entrinnen. Mein Interesse im Moment gilt dem Gefühl von Ohnmacht, das ausgelöst wird, wenn jemand anders im Besitz von „Bildern“ über die eigene Person ist, jemand, der einem nicht vertraut ist oder den man nicht als wohlwollend erlebt hat, der aber Macht über andere ausüben kann.

Was immer unterschätzt wird: Um das eigene Gefühl von Selbstbestimmung und Kompetenz nachhaltig zu schädigen, reicht alleine schon die Möglichkeit, dass jemand von seinem Wissen über mich Gebrauch machen könnte, dass er mich in der Hand hat. Das ist unter Umständen schlimmer, als wenn real Macht ausgeübt wird, gegen die man sich dann vielleicht aktiv wehren könnte. Das Gefühl von Ohnmacht nimmt zu, je weniger Möglichkeiten es gibt, Einfluss darauf zu nehmen, was mit diesen Informationen geschieht. Sehen Sie sich unter diesem Gesichtspunkt unsere gesellschaftlichen Institutionen an, insbesondere die Psychiatrie! Was wäre da los, wenn statt des gegenwärtigen Machtgefälles informationelle Gleichberechtigung die Regel wäre - sicher eine der besten Möglichkeiten, das Gefühl von Ohnmacht zu vermindern: Wer von mir Daten hat, müsste sich mir gegenüber genauso offen legen...!

Auch Klatsch und Tratsch sind bekanntlich nicht harmlos; Sie kennen sicher selbst die innere Empörung und Verletztheit, wenn jemand anders Gerüchte über Sie in Umlauf setzt. Gegenüber denen, die nicht an den Hebeln der Macht sitzen oder unauffällig mit dem Strom schwimmen, sondern an den Rand der Gesellschaft gedrängt sind und als Sündenböcke dienen, kann das zu einer existentiellen Bedrohung werden. Denn sich völlig gegen das abzuschirmen, was andere über einen reden oder von jemandem denken, ist nur begrenzt möglich. Schließlich wird das Bild, das jemand von sich selbst hat, der Wert, den man sich selbst zumisst, entscheidend geprägt von den Bildern, die die Umwelt zurückspiegelt. Sich davon unabhängig zu machen, hieße ja wieder, sich zu isolieren und die eigene Welt zu verabsolutieren.

Seine volle Wirkung entfaltet der Bilderzauber gerade bei den Leuten, die ohnehin in ihrer Persönlichkeit nicht unabhängig und klar abgegrenzt sind und daher in Schwierigkeiten geraten. Die Information weiterzugeben, dass jemand nicht so funktioniert, wie es in der jeweiligen Gesellschaft gefordert ist, ist besonders gefährlich - wo doch alle so viel Angst haben, als „verrückt“ oder „krank“ zu gelten und die entsprechenden Sanktionen zu erleben. Wer auffällt, wer durch sein Verhalten zum Sand im gesellschaftlichen Getriebe wird, ist gebrandmarkt und aus der Gesellschaft ausgestoßen, vor allem wenn das eigene Nicht-Funktionieren auch nicht mehr gestattet, sich effektiv zu wehren.

Ob man sich wehren kann, hängt auch davon ab, ob es möglich, ist auf die „Bilder“ Einfluss zu nehmen, ob man sie überhaupt kennt, sich mit den Verfassern über ihre Gestaltung oder Veränderung auseinandersetzen kann. Und das ist die andere Seite des Skandals: „Die Weitergabe an den Untersuchten (..) ist nicht statthaft“. Wieso eigentlich nicht? Was gibt es da zu befürchten, was ist das für eine Beziehung, in der der eine gehalten ist, Vertrauen zu haben und Krankheits-einsicht zu zeigen, und dem anderen auferlegt wird, ihm die Einsicht in die Aufzeichnungen zu verweigern, die über ihn angefertigt wurden?

Die gebräuchlichen Argumente überzeugen nicht: Dass solche Informationen dem Patienten schaden würden, spricht eher gegen die Aufzeichnungen, gegen die Begriffe und Krankheitsbilder, die darin verwendet wurden, gegen die „objektive“, beziehungslose Art der Beobachtung a la

Brehms Tierleben, gegen die herkömmliche Arzt-Patient-Beziehung, die darin zum Ausdruck kommt, und gegen die Arbeitsbedingungen in diesem psychosozialen Versorgungssystem, die diese verquere Art der Beziehung erzwingen.

Dass die Patienten die Aufzeichnungen nicht verstehen würden, ist ebenfalls eher ein Hinweis, dass die übliche Psychiatersprache der Problemstellung nicht gerecht wird. Die Selbstbestimmung eines Menschen ist Voraussetzung für sein seelisches Wohl, dazu gehört auch das Wissen über sich selbst, vermittelt in einer Sprache, die auch die seine ist und ihm die Verständigung mit anderen möglich macht.

Schließlich: Dass Schäden für den Arzt, das Personal, die Institution, oder für Dritte, Angehörige oder Nachbarn vermieden werden sollen, wiederholt nur wieder die Ursache des Übels. Geheimniskrämerei, unoffene Kommunikation und Mystifizierungen in der Umwelt des späteren „Patienten“ gehören zu den wesentlichen Gründen, die jemanden dazu bringen, sich von dieser Wirklichkeit zu lösen. Das Bündnis des Schweigens rundum setzt diese unselige Tradition nur weiter fort. Die für das soziale Überleben nötige Fähigkeit, das Verhalten anderer richtig einzuschätzen, kann sich unter solchen Umständen nicht entwickeln. Es liegt nahe, sich weiterhin die Reaktionen der Umwelt mit überdimensionierten Phantasien zu erklären und nach verborgenen Bedeutungen und Zeichen zu suchen.

Peter Lehmann, einer der aktiven Köpfe der Irrenoffensive, hat in einer Prozessserie bis zum Bundesverfassungsgericht um sein Recht gekämpft, die Krankenberichte einsehen zu dürfen, die während zweier Klinikaufenthalte über ihn angelegt wurden. Vergebens, denn die höheren Instanzen hielten das Recht der Psychiater auf informationelle Selbstbestimmung für schützenswerter als das Recht der Patienten, sich einen Eindruck von den Bildern zu machen, die über sie angefertigt wurden. Es bleibt zu hoffen, dass die praktische Wirklichkeit solche Rechtsgrundsätze schleunigst überholt, einfach indem genügend in der Psychiatrie tätige Menschen es sich zur Gewohnheit werden lassen, ihre Unterlagen offen zu legen.

Ich erlebe es jedenfalls immer als Chance, als entscheidenden Fortschritt in der therapeutischen Beziehung, den Klienten einen Durchschlag der Gutachten zu überlassen, die ich wegen der Kostenübernahme durch Sozialämter und Kassen schreiben muss. Das gleiche gilt, wie meine Geschichte mit Wilfried zeigt, für die Begegnungen in unserem Café. Solche Offenheit gibt Stoff für Diskussionen und verändert die Beziehung, das Gefälle der Macht vermindert sich. Außerdem habe ich so Gelegenheit, meinem Gegenüber Rückmeldungen darüber zu geben, was ich mir über ihn denke, ob und wie ich ihn verstehe, welche Zusammenhänge ich sehe - Informationen, die dann die Auseinandersetzung weitertreiben. Klare Voraussetzung: Ich muss diese Einschätzungen als vorläufig betrachten, als diskussionsbedürftig, und muss dem Anderen Spielräume lassen, dass er mitreden und seine Sichtweise einbringen kann - bis hin zu der Möglichkeit, solche Berichte gemeinsam zu erstellen (wie es in unseren Therapeutischen Wohngemeinschaften geschieht).

„Aber es ist halt viel praktischer!“

„Das ist ja alles ganz nett; aber in der praktischen Arbeit braucht man eben bestimmte Begriffe, mit deren Hilfe man sich schnell mit anderen Fachleuten verständigen kann!“

Dieses Argument spricht gegen die gegenwärtige Praxis. Was nützt uns ein Netz von psychiatrischen Hilfsangeboten, wenn sie für ihr reibungsloses Funktionieren eine Sprache brauchen, die die Hilfsbedürftigen in ihrer Situation festnagelt?

Wenn man am „Psychiatrienspiel“ beteiligt ist, lässt natürlich der alltäglich anfallende bürokratische Aufwand gar keinen Gedanken mehr aufkommen, es ginge auch ohne feststehende Krankheitsbilder und Etikettierungen. Informationen über die Patienten müssen an die nächste Schicht oder an Kollegen in anderen Stellen weitergegeben werden, oder sie werden abgelegt „für das nächste Mal“. Ein Beschluss zur Zwangsunterbringung muss mit einer Diagnose untermauert werden, die Krankenkassen wollen handfeste „Krankheiten“ benannt sehen, sonst fühlen sie sich nicht zuständig. Unter Umständen, zur Förderung der eigenen Karriere oder des Wissenschaftsbetriebs, ist vielleicht auch eine wissenschaftliche Arbeit fällig, und so werden über einzelne Patienten oder eine Patientenstichprobe an die Fachöffentlichkeit Informationen weitergegeben (also eine Welt, die mit der ursprünglichen Krisensituation eines Menschen gar nichts mehr zu tun hat). Für alle diese Vorgänge muss es eine Sprachregelung geben, Kürzel, alleine schon aus Zeitgründen. So wird aus dem Menschen mit seiner unverwechselbaren Geschichte, mit seinen Macken, seinen Eigenarten, Fähigkeiten und Vorlieben, mit seinen wunden Punkten und seinen Behinderungen eben „Herr A., Diagnose: Borderline-Syndrom“. Je weiter sich die verwendeten Begriffe von der Erfahrungsbasis, von der unmittelbaren Beziehung des Helfers zu Herrn A. entfernen, desto weniger wirkliche Information enthalten sie; sie werden zum bloßen Datenmaterial einer ganz anderen Wirklichkeit, die sich längst verselbständigt hat.

Wir haben auch selbst immer aufs Neue mit dieser Zwickmühle zu tun: Beim Treffen der psychosozialen Kontakt- und Anlaufstellen von Berlin wird überlegt, rechtzeitig vor der Verabschiedung des Etats für das nächste Haushaltsjahr mit einer Presseerklärung an die Öffentlichkeit zu gehen; denn die Mittel, die für ambulante Arbeit außerhalb der Kliniken bereit gestellt werden, sind nach wie vor viel zu gering. Wie lässt sich der Öffentlichkeit die verdienstvolle Arbeit der Kontaktstellen nahe bringen? Es bleiben wieder, aus Platzgründen, und weil man sich auf bestehende bekannte Begriffe beziehen muss, um qualifiziert zu erscheinen, die alten Ladenhüter: „Psychisch Kranke“ sind es also wieder, denen die Kontaktstellen nützen, und es fehlt natürlich die Zeit für eine weitergehende Diskussion.

Dabei haben - die Debatte ist ja schon alt - viele Jahrgänge der aufgeweckteren Psycho-Arbeiter gelernt, dass Etikettierungen schaden. „Wir benutzen diese Worte, aber das heißt nicht, dass wir mit der dahinterstehenden Denkweise übereinstimmen; wir gebrauchen sie halt in anderem Sinne“. Ich fürchte, dass dieses heimliche, subversive „Anders-Gebrauchen“ von schädlichen Begriffen nichts nützt, sondern nur die sprachliche Ausgrenzung von Menschen verfestigen hilft. Die Sprache ist unser wichtigstes Hilfsmittel, uns das Chaos der Welt zu erklären. Aber die Sprache schreibt die Wirklichkeit auch fest und bestimmt, wie und was wir wahrnehmen. Es gibt keine theoriefreie Beobachtung, und man kann letztlich auch nichts differenziert wahrnehmen ohne Hilfe von Begriffen, die sortieren und einordnen, was wir erleben. Verschärft wird diese konservative Wirkung von Sprache noch durch ihren Abnutzungseffekt: Worte wie „Schizophrenie“, die ursprünglich Versuche waren, die komplexe Wirklichkeit von Menschen neu zu beschreiben, werden nach häufigem routinemäßigem Gebrauch zunehmend statisch, zementieren auch das Weltbild der Helfer in eine starre, unlebendige Hülle.

Die Alternative? Die Psychiatrie soweit von selbsterzeugten Sachzwängen zu befreien und aus ihrem Elfenbeinturm in den Alltag zurückzuholen, dass auch die Sprache, in der über und vor allem mit einem „schwierigen“ Menschen geredet wird, wieder zum Leben erwachen und die Komplexität seines Lebens erfassen kann. Es sollte ein Markenzeichen für verantwortungsvolle Arbeit werden, wenn an die Stelle des schnellen Zugriffs auf gewohnte Kürzel die umständliche Darstellung einer komplizierten Lebenssituation tritt. Vor jedem Fachausdruck, der scheinbare Sicherheit vermittelt, ein kurzes Zögern, ein offen gezeigter Moment von Unsicherheit, als Hinweis auf die Vorläufigkeit und Begrenztheit dieser Terminologie - eine solche innere Bremse kann

helfen, dem mächtigen Sog zur Verwaltung von „schwierigen“ Menschen entgegenzuwirken. Sprachskrupel verhindern die schleichende Entwicklung des Helfers zum Psycho-Roboter.

„Krankheit“ - ein Ablenkungskonzept

Auch die „Sachzwänge“ erklären die erstaunliche Hartnäckigkeit der psychiatrischen Terminologie nur zum Teil. Es lohnt sich, noch näher hinzusehen und das hinter den psychiatrischen Begriffen stehende Verständnis von „Krankheit“ zu durchleuchten: Welchen unverzichtbaren Gewinn haben alle Beteiligten, wenn ein sozialer Konflikt mit einem Verrückten unter der Kategorie „psychische Krankheit“ diesem alleine in die Schuhe geschoben wird?

Einen Namen wie „hebephrene Psychose“ zu wissen, bringt, wie gezeigt, schon etwas Erleichterung, wenn man mit einem „schwierigen“ Menschen zu tun hat. Dass diese „hebephrene Psychose“ eine Art „Krankheit“ sein könnte, entlastet noch ein bisschen mehr. Unter einer Krankheit kann man sich wenigstens etwas vorstellen: Das ist ein innerer Prozess beim Patienten, mit eigener Gesetzmäßigkeit, und mit Ursachen, die man, wenn man sie auch jetzt noch nicht kennt, schon noch eines Tages herausfinden wird. Vielleicht ist es eine Art „Infektion“, oder etwas Vererbtes, oder eine Stoffwechselstörung - jedenfalls irgendein Defekt beim Patienten. Mit dem Helfer selbst hat diese Krankheit jedenfalls nichts zu tun.

Ich habe diesen Moment von Erleichterung, den die „Krankschreibung“ bewirkt, oft erlebt: Bei mir selbst, als ich, voller Angst, die ersten Male mit „solchen Menschen“ zu tun hatte; bei manchen „Law-and order“-Pflegerinnen in der Klinik nach dem ersten Aufruhr der Gefühle, wenn gerade ein Patient die Grenzen des schicklichen Verhaltens überschritten hatte, an die sie sich selbst so heftig klammerten; bei Angehörigen, wenn sie mit einem „Verrückten“ nicht mehr weiter wussten und selbst völlig verzweifelt waren, und nicht zuletzt bei vielen Betroffenen selbst, die über sich erschrocken waren und das, was da offensichtlich in ihnen schlummerte, nicht in ihre Persönlichkeit integrieren konnten.

Das Konzept der „Krankheit“ schafft also Beruhigung und Sicherheit gegenüber Erlebnissen, die die eigene Stabilität und die Grenzen des persönlichen Weltbilds bedrohen und die Gefühle übermäßig strapazieren. Das Manko dieses Krankheits-Modells: Es verschiebt Probleme und Konflikte eines Menschen auf eine andere, fiktive Ebene, weg von dem schwierigen Alltag, dem sie entspringen, weg von den schwer erträglichen Spannungen und Widersprüchen einer Konfliktsituation. Der Preis ist eine geringfügige, aber entscheidende Verzerrung der Wirklichkeit.

Ich will das an einem Beispiel verdeutlichen: Es ist wieder mal „Verrückter Donnerstag“, die Gesprächsrunde für Psychiatriebetroffene im Café, und heute ist ein neues Gesicht dabei: Gerda, eine Frau um die 40. Sie ist derzeit zum wiederholten Male in der Psychiatrie, wegen einer „Depression“. Depression bedeutet in ihrem Fall, wie ich im Verlauf der Gesprächsrunde erfahre: Sie fühlt sich kraftlos, dem Leben nicht gewachsen, und hat vor allem Angst, am Arbeitsplatz zu versagen. Manchmal fühlt sie sich von dieser Angst so gelähmt, dass sie den Kampf aufgibt und sich in die Klinik flüchtet. Zuhause ist die Familie zu versorgen, genauer gesagt: die Kinder, da ihr Mann sie vor einigen Jahren verlassen hat. Die Hausarbeit schafft sie nun manchmal auch nicht mehr. Seit zwei Jahren lebt sie jeweils einige Wochen in der Klinik, dann wieder eine Weile zuhause; Phasen der Erholung wechseln mit Zeiten von Erschöpfung und Mutlosigkeit. Der innere Kampf mit der „Krankheit“ ist das beherrschende Thema: Werde ich wieder „gesund“ (kraftvoll, fröhlich, belastbar, unbeschwert) oder bleibe ich „krank“ (schlecht gelaunt, kraftlos, traurig, ohne Schwung und Initiative). Abgesehen von denen, die an derselben „Krankheit“ leiden und von daher genauso zu verachten sind wie sie selbst, scheinen andere Menschen ihre quälenden Gefühle nicht

teilen zu können. Sie versuchen, sich mit billigem Trost den bedrückenden Gesprächen mit ihr zu entziehen. Das lässt eine tiefe Kluft entstehen: Ich bin anders! „Die anderen fragen immer, ob es mir jetzt schon besser geht, und ich sage dann immer 'Ja', damit sie zufrieden sind, obwohl sich nichts geändert hat“.

Der Kampf mit diesem „besonderen Zustand“ absorbiert ihre verbliebenen Kräfte, und scheint ihr gleichzeitig einen festen Bezugsrahmen zu geben; denn obwohl es ihr nach wie vor schlecht geht, kann sie gut und sicher über sich selbst sprechen. In ihrer Depression kennt sie sich aus, da macht ihr keiner etwas vor. Als ich versuche, hinter die Klagen über ihre „Krankheit“ und Schwäche zu kommen und herauszufinden, wie sehr sie eigentlich unter ihrer Lebenssituation zuhause leidet, die ich mir recht anstrengend vorstelle: „Ja, das ist schon sehr belastend - aber das kann nicht der Grund sein, andere Leute ertragen das ja auch, ohne krank zu werden, wieso denn ich nicht?“ Das ist der Beweis für die „Krankheit“.

Wie viele Frauen in vergleichbarer Situation spielt Gerda die belastende Lebenssituation, die Scheidung mit all ihren kräftezehrenden und entmutigenden Folgen, konsequent herunter. Um den Schmerz ihrer Verluste wirklich an sich herankommen zu lassen und endlich betrauern zu können, bräuchte sie emotionale Sicherheit, eine große Menge an Aufmerksamkeit und Liebe, von nahestehenden Menschen oder von einem stabilen sozialen Umfeld. Sie kann nicht daran glauben, dass solche Zuwendung möglich ist, nimmt sich im Kontakt mit anderen, die ihr Verständnis anbieten, so sehr zusammen, vertraut sich letztlich nicht an, so dass diese irgendwann frustriert weggehen - sie fühlt sich bestätigt in ihrem Gefühl, alleine zu sein. Die Kraft wird immer weniger, und statt sich über den Abgrund ihrer Gefühle zu wagen, verharrt sie an seinem Rande in der „Depression“.

Stelle ich Gerdas „Krankengeschichte“ in eine Reihe mit denen von vielen anderen Frauen ihres Alters, die, mit dem Code-Wort „Depression“ unsere Beratung oder Gesprächsgruppen besuchen, dann zeichnet sich, über die individuellen Geschichten hinaus, ein gesellschaftliches Muster ab:

Frauen in der Lebensmitte, in der Sackgasse ihrer Ehefrauen- oder Mutterrolle, unzufrieden mit dem bisher geführten Leben und innerlich voller Horror, wenn sie sich den Rest ihres Lebens als Verlängerung des bisherigen vorstellen. Mehr soll für sie nicht vorgesehen sein, als immer nur den Wünschen des Gatten, der Kinder gerecht zu werden, ohne eigene Perspektive, ohne eigenen Lebensinhalt, und immer weiter entfernt vom unbarmherzigen jugendlichen Schönheitsideal dieser Gesellschaft?

Es erfordert hohe Risikobereitschaft, oder einen festen Rückhalt bei anderen Menschen, sich dieser inneren Wahrheit, dem Wissen um die eigene Unzufriedenheit und den aufgestauten Gefühlen von Enttäuschung und Hass stellen zu können. Nur so wäre der beherzte Schritt in die persönliche Unabhängigkeit, zu einem klaren „Ich habe keine Lust mehr!“ möglich. Ökonomische Abhängigkeit, lebenslänglich gelernte Unselbständigkeit, objektiv geringe Chancen, im Berufsleben Fuß zu fassen: Diese Hindernisse bahnen den Umweg zu einer anderen Lösung: „Ich kann ja leider nicht!“ Das Potential an Rebellion gegen die alte Rolle als Hausfrau, der Hass auf den Partner - das tarnt sich jetzt hinter der unangreifbaren Position der „Kranken“. Eine subtile Rache an den Ehemännern: Wenn sie sich schon vorher abgesetzt haben, werden sie bestraft mit Schuldgefühlen wegen des Leids, das sie verursacht haben; wenn sie bleiben, dürfen sie die Rolle der Starken behalten und ihre „kranke“ Gattin von Arzt zu Arzt, von Beratungsstelle zu Beratungsstelle schleppen, und werden ihres Lebens nicht mehr froh, sind lahmgelegt von der subversiven Waffe „Krankheit“. Die Psychiatrie spielt ihren Part in diesem Gesellschaftsstück und trägt mit ihrem Konzept der individuellen Krankheiten dazu bei, das Wissen um die eigentlichen Hintergründe zu verschleiern.

„Ich habe eine Depression“, „Ich habe eine Psychose“, so ähnlich wie „Ich habe eine Blinddarmentzündung“ - die ganze leidvolle Konfliktsituation wird ausgelagert, zu einem Ding gemacht, das man besitzt, das aber nichts mit dem eigenem Leben zu tun hat. Der Kampf tobt sich auf einem sicheren Ablenkungsschauplatz aus: Den verlorenen Schlüssel unter der Straßenlaterne suchen, weil es dort heller ist. Unter der Laterne treffen sich die „Kranken“ mit ihren Konfliktpartnern und den „Behandlern“. Im Hellen sehen sie nun ganz gut und müssen sich nicht so fürchten; nur - der Schlüssel liegt woanders. Die Arbeitsbedingungen der in der Psychiatrie Tätigen sind freilich nicht so, dass sie besonders ermutigt würden, die „Kranken“ und ihre Angehörigen über die Abgründe ihrer Gefühle zu begleiten. Sie sehen zuviel Elend auf einmal, ohne Gegengewicht, haben immer nur die Schattenseiten und einen sehr begrenzten Ausschnitt des Lebens vor Augen (wenn's den Patienten gut geht, kommen sie ja nicht auf die Idee, vorbeizuschauen). Dazu immer wieder die Rückfälle, die zu zeigen scheinen, dass man sich erfolglos den belastenden Gefühlen ausgesetzt hat.

Ist es nicht egal, ob man das Ganze nun „Krankheit“ nennt, Hauptsache, man hält sich vor Augen, worum es wirklich geht? Ich glaube nicht, weil mit dem Begriff der „Krankheit“ ein ganzer Rattenschwanz von zusätzlichen Bedeutungen und fest installierten gesellschaftlichen Institutionen, Ritualen und Symbolen eng verknüpft ist, die sich nicht ohne weiteres abschütteln lassen.

Sie wirken vor allem massiv auf das Bild ein, das die Betroffenen von sich und ihrer Lebenskrise haben. Die Botschaft heißt: Etwas in dir ist nicht in Ordnung! Dieses Etwas bleibt in der Regel unscharf, geheimnisvoll, und verunsichert dadurch noch gründlicher. Übrig bleibt das Bild: Mir fehlen die Voraussetzungen, mich dem Lebenskampf zu stellen, ich bin lebensuntauglich, bin zu schwach. Das Geheimnisvolle der „Krankheit“ erspart mir freilich auch die konkreten Schmerzen und Spannungen, denen ich mich aussetzen müsste, wollte ich genauer hinsehen: Welche sozialen Fähigkeiten fehlen mir eigentlich im Einzelnen, könnte ich sie nicht allmählich, mit Versuch und Irrtum, entwickeln, könnte ich mich nicht mit etwas Risikobereitschaft von meinem Selbstbild lösen, das mich immer wieder lähmt, könnte ich nicht vielleicht doch lernen, mit meinen heftigen Gefühlen umzugehen und ein tatkräftiger Mensch zu werden? Ich müsste mich nur mit der komplexen äußeren Wirklichkeit konfrontieren, statt meinen inneren Bildern zu glauben.

Ein weiterer Nachteil: Das verbreitete Image von „krank = schonbedürftig, nicht belastbar, nicht konkurrenzfähig“ nimmt Menschen in Lebenskrisen aus ihrer sozialen Situation heraus, weit über die tatsächliche Schutzbedürftigkeit hinaus. Dieses Image legt die Versuchung nahe, den „Kranken“ als Konfliktpartner nicht mehr ernst zu nehmen, und es erschwert die fällige Auseinandersetzung zwischen ihm und den anderen am Konflikt Beteiligten (denen, die ihn verletzt haben und denen, die er mit seinem Verhalten gestört und beunruhigt hat). „Eigentlich“ geht es ja um reale Differenzen und Interessengegensätze, auch wenn der „Kranke“ seine Gefühle und Wünsche vorsichtshalber indirekt ausdrückt und seine Umgebung lieber mit verdeckten Strategien zu kontrollieren sucht, statt offen Einfluss zu nehmen.

Auch die Begegnungen von „Kranken“ und Helfern werden durch die Assoziationen rund um das Konzept von „Krankheit“ gefärbt. Leicht gerät darüber in Vergessenheit, dass es wirkliche Begegnungen von Menschen sind, die da stattfinden. „Patienten“ sind keine Werkstücke, die bearbeitet werden. Sie reagieren sehr sensibel auf ihre „Behandler“, auf deren Ausstrahlung, deren Art, Kontakt aufzunehmen oder zu verhindern. Auch die Helfer können eigentlich von dieser Begegnung nicht unberührt bleiben (höchstens um den Preis, wichtige Teile von sich selbst abzuspalten): Die heftigen Gefühle, um die es hier geht, erzeugen in ihnen Resonanz, sind auch ihnen prinzipiell zugänglich, wenn auch in weniger drastischer Form. Auch sie selbst erleben Krisen und Enttäuschungen, auch sie kennen die

Versuchung, sich nicht offen mit der eigenen Lebenssituation zu konfrontieren, auch sie kennen die Schwierigkeit, sich anderen Menschen verständlich zu machen. Den anderen als „krank“ zu sehen, schafft Distanz von den eigenen Erlebnissen - aber es nimmt dem Helfer, genauso wie allen anderen Beteiligten, auch die Chance, die eigenen Begrenzungen zu erweitern, selbst vollständiger zu werden, intensiver zu leben.

Ein stürmischer gesellschaftlicher Prozess solcher Grenzerweiterung, eine Entwicklung zu größerer Offenheit und Konfliktfähigkeit, in deren Rahmen auch die Grenzüberschreitungen von Verrückten relativiert würden, ist im Moment nicht in Sicht; so wird das „Krankheitskonzept“, obschon historisch überholt, wohl noch eine Weile dafür herhalten, die auszugrenzen, die beunruhigen. Aber ein Zwischenschritt ist möglich: Übersetzungsarbeit zu leisten und das, was im Innenleben der angeblich „Kranken“ und in ihrem Kontakt mit anderen Menschen geschieht, auf möglichst leicht nachvollziehbare Weise darzustellen. Was man versteht, beunruhigt nicht mehr so sehr.

Roland - Schütze sich, wer kann

„Ich verstehe nicht, warum ihr im KommRum nicht akzeptieren wollt, dass jemand wirklich krank oder behindert ist und diesen Schutz braucht!“ Das ist Roland, unverkennbar; so deutlich stellt sich sonst niemand von unseren Gästen gegen den psychiatriekritischen Geist des Hauses. Die Unterhaltungen mit ihm haben mich nachdenklich gemacht und mir wichtige Orientierungspunkte gezeigt für den schmalen Pfad zwischen meinem ungestümen Wunsch, offen zu legen, worum es bei „Verrücktheit“ wirklich geht, und dem berechtigten Anliegen der Betroffenen, sich auf ihre Weise, mit allen ihren Möglichkeiten, vor weiteren Verletzungen zu schützen.

Roland und ich gehen von sehr verschiedenen Ausgangspunkten aus, dennoch scheint er sich im KommRum, in der „Höhle des Löwen“, wohl zu fühlen und hält mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. Immer wieder pocht er darauf, dass er unbedingt seine Psychopharmaka braucht, bis an sein Lebensende, trotz aller Nebenwirkungen; spätestens nach drei Tagen ohne Medikamente käme seine Krankheit erfahrungsgemäß wieder zum Vorschein. Er ist den Psychiatern dankbar, wenn sie ihn rechtzeitig, bei den ersten Anzeichen, krankschreiben, ihm zusätzliche Tabletten geben oder in die Klinik überweisen, um ihn so vor den schlimmen Folgen seiner Erkrankung zu bewahren. Folglich steht er auch zum medizinischen Modell der psychischen Krankheiten: Das ist für ihn alles eine Sache der Erbanlagen, der Stoffwechsel im Gehirn solcher Menschen ist gestört.

Seit einigen Monaten diskutieren wir diese Themen beim „Verrückten Donnerstag“. Roland nimmt meine Meinung freundlich zur Kenntnis und setzt die seine mit Souveränität dagegen. Häufig gerate ich mit meinen Argumenten in die Klemme. Da bemühe ich mich, unsere Gäste vom Stigma der „Krankheit“ mit all seinen entwürdigenden Folgen zu entlasten, und Roland sitzt mir gegenüber und beharrt auf seinem Recht, „psychisch krank“ zu sein - eine offene Herausforderung! Weil er sich als krank versteht, kommt er jetzt eben auch zu diesem „Verrückten“-Stammtisch. Im „Offenen Gesprächskreis“ dienstags, den er lange besuchte, fühlt er sich nicht mehr zuhause. Mit seinen speziellen Erfahrungen als Psychiatriebetroffener findet er bei den anderen zuwenig Resonanz, seit die Teilnehmer, die er von früher kennt, nicht mehr regelmäßig kommen.

Die Herausforderung wiegt umso schwerer, als man ihm den „psychisch Kranken“ gar nicht ansieht. Roland ist ein seriöser, ruhiger Mann um die 50, der regelmäßig ein- bis zweimal in der Woche unser Café besucht, mit einigen Gästen lockeren Kontakt hat, gut integriert ist. Im bunten Reigen unserer Besucher fällt er allenfalls durch seine markante, tiefe Stimme auf, und gegenüber den auf spektakuläre Weise verrückt agierenden Gästen wirkt er einfach „normal“. Ich kann mit ihm sachlich und ausführlich diskutieren, er kann zuhören, bezieht sich auf das, was ich sage, unsere Beiträge zum Gespräch greifen ineinander.

Es reizt mich, von ihm mehr über den persönlichen Hintergrund zu erfahren und wiederzugeben, von ihm als jemandem, der trotz seiner bisher acht Aufenthalte in einer psychiatrischen Klinik nicht aufgegeben hat, weiter am bürgerlichen Leben teilzuhaben: Er lebt unabhängig in seiner eigenen Wohnung, geht arbeiten, weiß sich mit seinen Hobbys zu beschäftigen.

Entsprechend unterscheidet sich auch mein Kontakt zu Roland von dem zu anderen Besuchern. Bei den offensichtlich „Verrückten“ benehme ich mich selbst lockerer und spielerischer, pflaume sie auch mal an - ein Verhältnis ähnlich wie mit Kindern. Gegenüber Roland verhalte ich mich kontrollierter, erwachsener, bleibe etwas mehr auf Distanz. Der Spaß an der Begegnung liegt mehr auf der intellektuellen Ebene. Beim Interview mit ihm bemerke ich, dass ich mich in ähnlicher Weise wie er langsam und gewählt ausdrücke - seine ruhige, bedächtige Art schafft mir diese Freiräume.

Nur wenige Male habe ich Roland bisher anders erlebt: Zweimal, als er jeweils nach einem Klinikaufenthalt von einem Krankenpfleger beziehungsweise einem Arbeitskollegen ins KommRum begleitet wurde, auf der Suche nach einer Alternative; jedes Mal wirkte er kraftlos, apathisch, suchte Halt. Ein andermal sah ich ihn, den ich schon eine Weile als ruhigen Gast kannte, eines Abends von seiner anderen Seite, sah eine Andeutung davon, was hinter dieser ruhigen Erscheinung sonst verborgen bleibt. Er wirkte wie aufgedreht, seine gewohnte Zurückhaltung war wie weggewischt, plötzlich fiel er auf, machte sich bemerkbar. Er sprach immer wieder uns KommRumis wegen aller möglichen Themen an, die ihn gerade beschäftigten, und hinterließ uns schließlich, symbolträchtig, ein Passbild, das ihn deutlich als ruhigen Bürger, wie wir ihn sonst kannten, abbildete. Am stärksten hat sich mir seine veränderte Ausstrahlung eingeprägt: „Lange genug habe ich mir alles gefallen lassen und immer nur eingesteckt - jetzt trumpfe ich endlich auf!“ Dass dieses längst überfällige Auftrumpfen ihm bislang nur in dieser Form möglich ist, als explosives, „psychotisches“ Verpuffen von Energie, macht die Tragik seines Lebens aus: Am nächsten Tag wurde er in die Klinik gebracht, nachdem er auf der Straße allerlei Unsinn veranstaltet hatte.

Noch heute ist Roland uns gram, dass wir ihn damals nicht gleich in ärztliche Behandlung gebracht haben. Das wünscht er sich, nachdem er diese Abfolge nun schon mehrfach erlebt hat: Wenn er wieder einmal zuviel eingesteckt hat, manchmal auch einfach, wenn er sich zu wohl fühlt und euphorisch wird, dann läuft in einer Alles-oder-nichts-Reaktion das Fass über, die andere Seite seiner Persönlichkeit kommt zum Vorschein. Er fühlt sich plötzlich voller Kraft, alle vorherigen Ideen, anderen Menschen nicht gewachsen zu sein, sind verschwunden. Er ist fest überzeugt, alles könnte ihm gelingen, Empfindungen von Glück und Lust durchfluten ihn - all das, worauf er so lange gewartet hat. Plötzlich klappen die Kontakte mit den anderen Menschen, Sexualität mit Frauen, vorher tabuisiert und unter dem Einfluss der Medikamente ohnehin unmöglich, kann er ausleben, und kurze Zeit danach bricht alles wieder zusammen, die angestaute Spannung ist entladen. Er hat es nicht vermocht, diese wiederentdeckte Lebendigkeit zu steuern. Letzten Endes richtet er seine Zerstörungswut gegen sich selbst, demoliert seine Wohnung, seine Stereoanlage, lässt seinen wertvollen Fotoapparat irgendwo liegen, oder er eckt in seiner Umgebung an, bis er sich schließlich in der Klinik wiederfindet. Darum ist er auch nicht sonderlich begeistert, als ich ihm sage, dass ich es spannend finde, diese andere Seite von ihm kennen zu lernen: „Ich bin dann nicht mehr ich selbst, andere Menschen müssen mich dann vor mir selbst bewahren!“ Er schämt sich im Nachhinein seiner Unvernunft, tadelt sich selbst, dass er die Kontrolle über sich verloren hat.

Ein Dilemma: Ich weiß theoretisch, dass es möglich ist, diese beiden so streng getrennten Seiten seiner Persönlichkeit, Bravheit und überschäumende Energie, miteinander zu versöhnen - es würde Roland gut tun und ihm ein glücklicheres Leben erlauben. Gleichzeitig sehe ich, dass meine Anregungen in diese Richtung („Vielleicht könntest du lernen, rechtzeitig zu sagen, wenn du mit etwas nicht einverstanden bist, damit sich nicht so viel anstaut“) ihn gar nicht ermuntern, ihn eher beunruhigen. Seine Philosophie, sich brav und ordentlich zu benehmen, Konflikte und Ärger auszuklammern, solange es eben geht, gibt ihm ja auch Halt. Dementsprechend gab es auch bisher eine Art Stillhalteabkommen in unserem Kontakt: Wir gingen all die Jahre freundlich und „brav“ miteinander um, traten uns nicht zu nahe. Ab und an plauderten wir über seine Arbeit, über seine Hobbys Fotografieren und Musik, pflegten unser Geplänkel über einen Artikel von mir in der KommRum-Zeitung („Suff im KommRum - nein danke“), auf den Roland mich regelmäßig ansprach, wenn er sich ein Bier bestellte.

Näher kommen wir uns erst, seit er als regelmäßiger Besucher des „Verrückten Donnerstags“ mitdiskutiert. Jetzt erfahre ich mehr über ihn und das, was ihm nahe geht: Konflikte bei der Arbeit, wo er sich als Sozialfall nur noch geduldet, auf einen Arbeitsplatz mit stumpfsinniger Routine

abgeschoben fühlt und keine Gelegenheit mehr hat, seine kreativen Seiten, seine eigentliche Qualifikation zur Geltung zu bringen. Ich erfahre mehr von seinen Klinikaufenthalten, von der Wirkung der Medikamente bei ihm („bei Melleril, da rührt sich da unten überhaupt nichts mehr“), von seinen Enttäuschungen, etwa dass ein anderer Gast, den er schätzte, keinen näheren Kontakt mit ihm wollte. Aber auch jetzt bleibt eine Grenze im Kontakt, weiche, verletzte Seiten muss er weiter verbergen. Mit gleichförmiger Stimme erzählt er von schmerzhaften Erlebnissen, und zieht sich dann, sobald sie beginnen, ihn zu berühren, wieder in sein Innenleben zurück.

Es mag in diesen Wochen unbeteiligt Außenstehende vielleicht merkwürdig anmuten, wie wir mit dieser Donnerstagsrunde in einer Ecke im Café sitzen und gemeinsam schweigen, weil unser Gespräch an brisanten Themen immer wieder abbricht. Ich selbst werde manchmal unruhig, weiß nicht, ob ich weiter nachhaken soll oder darf, versuche neue Anstöße zu geben und ernte manchmal nur einsilbige Antworten, und ich schwanke zwischen Verständnis (die Jungs - in dieser Zeit sitzen meist nur ruhige Männer in der Runde - brauchen eben diesen Schutz) und Ungeduld (sie könnten ruhig von sich aus Initiative zeigen). Roland ist seinerseits mit mir unzufrieden, erfahre ich von einer Kollegin, bei der er sich beklagt hat: Ich nehme für seinen Geschmack zu wenig Einfluss. Ich selbst beobachte mit Unbehagen, dass er sich in der Gruppe nicht gegen einen anderen Teilnehmer zur Wehr setzt, der ihn sichtlich nervt. Stattdessen wirft er mir verschwörerische Blicke zu, sucht eine unausgesprochene Koalition mit mir: Wir sind uns doch darin einig, wie bescheuert der sich hier benimmt? Ich versuche ihn anzustiften, den Konflikt doch selbst auszutragen, sehe aber auch bei solchen vergleichsweise nichtigen Anlässen, wie wehrlos er sich wohl generell anderen Menschen gegenüber fühlen mag.

Zwischen den Schweigephasen erzählt Roland von Erlebnissen, die ihm zu schaffen gemacht haben, fragt mich ab und zu mit zweideutigem Unterton: „Hans, was meinst du denn als Psychologe dazu?“ Ich gehe darauf ein, ziehe Querverbindungen, aber schieße in meinem Eifer, gegen sein Krankheitsverständnis anzurennen, über das Ziel hinaus, versuche ihm meine Ideen überzustülpen. Wir diskutieren über Halluzinationen und sonstige verrückte Symptome, und Roland erzählt ein Beispiel von sich: Eines Abends saß er vorm Fernseher, sah einen Film über archäologische Ausgrabungen im Golf von Neapel. Es wurde gerade gezeigt, wie Statuen aus dem Meer geborgen wurden, da verwandelten sie sich in Rolands Augen plötzlich in schrecklich anzusehende menschliche Leichen. Sein Arzt, dem er anderntags besorgt davon erzählte, schrieb ihn umgehend arbeitsunfähig. Neugierig bohre ich nach: Was zu dieser Zeit in seinem Leben sonst noch losgewesen sei? Nichts Besonderes, außer eben wieder starke Spannungen im Betrieb, wo er sich ungerecht behandelt fühlte, ohne sich dagegen wehren zu können. Der Zusammenhang erscheint mir, soweit ich eben Roland bisher kenne, ziemlich einleuchtend: Konflikte, die ihn beschäftigen, kann er nicht durch Gespräche und Auseinandersetzungen lösen, denn offener Streit liegt für ihn gleich neben unmittelbarer brutaler Gewalt, es gibt kaum Übergänge oder Zwischenstufen. So hat er wieder viel Ärger in sich hineingefressen, der sich dann in solchen beängstigenden Bildern ein Ventil sucht. Eigentlich könnte er das auch als nützlichen Hinweis von innen verstehen, ähnlich wie Traumbilder, dass da noch unerledigte Dinge in ihm rumoren, die nach Lösung drängen. Außerdem gibt es da noch die witzige Symbolik mit dem Ausgraben alter Geschichten... Roland schiebt meine voreiligen Spekulationen beiseite - das sei eben seine Krankheit, irgendwelche Zusammenhänge mit seiner Lebenswirklichkeit spielen, so betont er, für ihn dabei keine Rolle.

Dennoch bietet er mir immer wieder solche Themen an, es scheint ihn doch zu verlocken, etwas mehr hinter die Kulissen seiner „Krankheit“ zu schauen - Hauptsache er kann jederzeit wieder den Vorhang vorziehen, wenn es ihm zu gruselig wird. Allmählich lerne ich, etwas genauer hinzusehen, entziffere die Signale seiner Mimik und seiner Haltung. Wenn Roland im Gespräch verstummt und, innerlich beschäftigt, wie abwesend dabeisitzt, während es in seinem Gesicht beginnt zu arbeiten -

dann ist irgendetwas vorausgegangen, was ihn gestört hat. Er konnte oder wollte es nur nicht ausdrücken. Ich stelle mir vor, wie jetzt die gefühlsmäßige Erregung mit seinen inneren Verboten und mit der Zwangsjacke der Psychopharmaka kämpft. Aber unser Kontakt ist inzwischen stabil genug, der Rückzug ist stets nur ein vorübergehender. Ich muss ihn Roland nur zugestehen, so wie er es mit diesem denkwürdigen, eingangs zitierten Satz ja auch einfordert.

Schließlich wird seine Schutzbedürftigkeit unser gemeinsames Thema. Ich habe in der Runde beiläufig davon erzählt, dass ich noch Gäste suche, die bereit sind, sich etwas ausführlicher in diesem Buch darstellen zu lassen, und Roland kommt darauf zurück. Er bringt seinen Lebenslauf mit, eine detaillierte Auflistung seiner Erlebnisse in der Familie und im Berufsleben, gleichzeitig eine Chronik seiner „Krankheit“. Auf den ersten Blick wirkt dieses Papier in seinen Formulierungen so, als wollte Roland seine eigene Geschichte möglichst objektiv von außen betrachten. „Erste Zahnputzverweigerung“, „Zweite Zahnputzverweigerung“ steht da zu lesen. Rolands Erläuterungen machen mir klar: Damit sind Phasen von heftiger Auseinandersetzung in seiner Kindheit gemeint, für ihn selbst unerklärliche Ausbrüche von Trotz, Kämpfe um Eigenständigkeit, die ihm, obwohl er später so „brav“ wurde, ganz lange vorgehalten wurden.

Eine kurze Sequenz aus seinem Leben bringt den Konflikt auf den Punkt, zeigt die Weichenstellung: Es ist eine Nacht in den ersten Kriegsjahren, Stunden nach einem Streit um Rolands Trotz. Das Klima in der Familie ist noch zum Zerreißen angespannt. Roland beobachtet am Himmel eine Sternschnuppe, und mit seinen sechs Jahren nutzt er diese Chance zu einem weitreichenden Wunsch, um sich wieder mit seiner Mutter versöhnen zu können: Er will sein Leben lang immer brav sein können, die zornige, aggressive Seite in sich endgültig zum Verstummen bringen!

Es ist ihm nur teilweise gelungen. Zwar schafft er es, im Unterschied zu seinem älteren Bruder, sich die „Flegeljahre“ zu ersparen, doch in den Ausbrüchen seiner „Krankheit“, und in gelegentlichen Ausrutschern an seinem Arbeitsplatz, die er gleich wieder bitter bereut, bahnt sich sein Potential an Aggressivität ab und zu den Weg. Doch die Kraft, sich im Leben zu behaupten, die in der Aggressivität enthalten ist, kann er nicht für sich nutzen, und so bleibt er wehrlos, meist in der Rolle des passiven Opfers.

Das wäre noch nicht so tragisch, wenn er ein dickes Fell hätte, nichts von seiner Umgebung mitkriegen würde. Doch das Gegenteil ist der Fall. Roland ist hochsensibel, dünnhäutig, er kann Erlebnisse, die ihn bedrängen, nicht einfach abschütteln. Sie mit gesunder Aggression nach außen abzuleiten, ist ihm nicht mehr erlaubt. Wir teilen uns die Arbeit bei der Benennung der Ursachen. Roland sieht die Veranlagung im Vordergrund, ich richte mein Augenmerk mehr auf die Atmosphäre, in der er aufgewachsen ist. Da gibt es seinen Vater, den er als „nervös“ beschreibt. Dieser war im ersten Weltkrieg nach einem Granateneinschlag einige Tage lang verschüttet und hat, zusätzlich zu einem Gehörschaden, dieses Erlebnis auch psychisch nicht verkraftet: Sein Leben ist geprägt von Aufregungen und Stress, selten findet er Ruhe, und er kennt kaum Möglichkeiten, sich von Belastungen zu distanzieren. Besonders stark leidet er unter Konflikten in dem Betrieb, den er mit seinen Geschwistern zusammen führt, und abends schleppt er die vielfältigen Spannungen des Tages mit nach Hause. Seinem Sohn kann er daher wenig Halt geben, dessen Anfälle von trotziger Verweigerung passen überhaupt nicht in diese ohnehin gespannte Atmosphäre. Vater und Sohn seien sich eben in ihrer empfindsamen Art zu ähnlich gewesen, kommentiert die Mutter später diese Konstellation, darum hätten sie sich gegenseitig so weh getan.

Roland lernt über einen schmerzhaften längeren Zeitraum, mit der Sternschnuppenszene als Höhepunkt, dass es besser wäre für ihn und das ganze Familienklima, wenn er „brav“ würde; er lernt also, sich zurückzuziehen, schwach und sensibel zu sein. Der Mutter, fester im Leben stehend,

ist so viel Empfindsamkeit auch nicht recht, sie versucht das träumerische Kind mit der Realität zu konfrontieren, es lebensstauglich zu machen. Aber diese Realität birgt so viele Schrecken: Als Roland acht Jahre alt ist, wird direkt gegenüber von seinem Elternhaus ein Konzentrationslager für jüdische Frauen errichtet. Roland hört nachts ihre verzweifelten Schreie, erlebt mit, wenn die KZ-Ärzte bei offenem Fenster die nackten, nur noch aus Haut und Knochen bestehenden Frauen untersuchen, und er kann nichts mehr essen, magert trotz gefüllter Teller selbst in erschreckenden Maße ab, bis mit dem Ende des Krieges auch dieser alltägliche Schrecken vorbei ist.

Rolands älterer Bruder, eben aus dem Krieg zurückgekehrt, übernimmt nun anstelle des überforderten Vaters seine Erziehung, und bis heute hat sich an dieser Rollenverteilung zwischen den beiden Brüdern nichts geändert. Der Ältere, im Leben erfolgreicher als Roland, mischt sich in dessen Leben ein, und Roland selbst schwankt zwischen Aufbegehren und stiller Hinnahme dieser Rolle des kleinen Bruders.

Auch nach dem Krieg reißen die schrecklichen Ereignisse nicht ab. Rechtzeitig zu Beginn der Pubertät wird Roland in eine Ausstellung geführt, in der mit drastischen Bildern Geschlechtskrankheiten und ihre Folgen dargestellt werden, Er hat die Schreie der Frauen aus dem KZ und den Anblick ihrer ausgemergelten Körper noch nicht verarbeitet und wird schon wieder mit solchen Bildern konfrontiert - er reagiert geschockt. Die körperliche Nähe zu Frauen, Thema seiner aufkeimenden sexuellen Neugier, wird noch einmal mit erschreckenden Vorstellungen belastet.

Ohnmächtig erlebt er mit, wie in den Aufbaujahren der DDR die Jugendlichen, er mittendrin, in die „Freie Deutsche Jugend“ gepresst werden und unter dem wachsenden politischen Druck leiden (Jahre später wird er in einem seiner „Krankheits“-Schübe explosionsartig die stummen Qualen dieser Zeit entladen und in der Klinik randalieren, einen Tisch umwerfen, der mit einer Tischdecke in „FDJ-Blau“ dekoriert ist).

Er kommt in die Oberschule, und sieht sich dort einem massiven Leistungsdruck ausgesetzt, der ihm schwer zu schaffen macht. Dazu die allgegenwärtige Übermacht seines Bruders: Rolands Lehrer sind dessen Freunde, seine erste stille Liebe, die Sportlehrerin, ist die ehemalige Freundin des Bruders. In diesen Zeitraum datiert Roland den offiziellen Beginn seiner „Krankheit“. Er kann eine Woche lang nicht mehr schlafen, fühlt sich hundeeelend und niedergeschlagen. Zu viele Gefühle streiten in dieser Lebensphase, die ja eine Zeit des Aufbruchs, der Unruhe, der erwachenden Triebe ist, in seinem Inneren, ohne dass er sie nach außen bringen oder jemandem mitteilen könnte: Erregung, Eifersucht, Ohnmacht, Anziehung, Ekel... Die hoffnungslose kindliche Verehrung seiner Lehrerin gegenüber bringt das Fas schließlich zum Überlaufen, die quälenden inneren Spannungen werden öffentlich, maskiert als „Herzneurose“. Das ist eine stark psychosomatisch bestimmte Krankheit, mit Herzrasen bis hin zu Todesängsten, ohne tatsächliche körperliche Funktionsstörung, vorzugsweise bei Menschen, die ihre (feindseligen) Gefühle nicht zeigen können oder dürfen. Immerhin gewinnt Roland damit die Befreiung vom Turnunterricht und von der schmerzhaften Konfrontation mit der heimlichen Geliebten. Da er mit niemandem über seine Konflikte sprechen kann, bleibt als Ergebnis: Irgendetwas in mir stimmt nicht, und ich kann nichts dagegen tun (außer „krank“ zu werden).

Ein Jahr später, er ist gerade 17 Jahre alt, schafft er es dennoch, sich seiner so schwer erträglichen Situation zu entziehen: Er flüchtet alleine in den Westen und kommt dort bei Freunden seiner Eltern unter. Aber er fühlt sich dort nicht aufgehoben, vermisst seine Eltern; denn seine Gastgeber verstehen nicht gut mit Jugendlichen seines Alters umzugehen, und sie sind ihm vor allem keine Stütze bei den Problemen am Arbeitsplatz, den er gefunden hat. Da hat er mit einem Chef zu tun, der säuft und jungen Männern nachstellt. Roland schweigt, frisst alles in sich hinein, während die Zustände in der Firma immer katastrophaler werden. Er kann sich innerlich nicht abgrenzen, und

ist den Loyalitätskonflikten (soll er den Chef verpetzen, Alarm schlagen und damit die Firma ruinieren?) hoffnungslos ausgeliefert. Symptomatisch dafür ist eine Geschichte, die ihn heute noch fasziniert. 15 Jahre lang, seit dieser Zeit, plagte er sich mit starken „Nervenschmerzen“ im rechten Bein, bis er eines Tages zufällig vom Tod dieses ehemaligen Chefs erfuhr (der selbst unter einem steifen Bein gelitten hatte). Schlagartig hätten von diesem Moment an die Schmerzen aufgehört, die Identifikation hatte sich aufgelöst - für Roland ein Wunder.

Weniger wunderbar ist freilich, dass diese ausweglosen Konflikte am Arbeitsplatz ihn in seinen ersten Zusammenbruch treiben. Roland erlebt, als „hebephren“ diagnostiziert, zum ersten Mal die Psychiatrie, und wird in seiner Not zusätzlich mit Elektroschocks traktiert. Die Ärzte raten ihm aber auch, einfach wieder zu seinen Eltern zurückzukehren, und tatsächlich hilft diese Empfehlung: Er erholt sich erstaunlich schnell, als er wieder zu Hause ist. Er wagt dennoch bald einen neuen Anlauf, geht wieder in den Westen, und erlebt nun, so schätzt er es im Nachhinein ein, die besten Jahre seines Lebens. Er kann endlich die künstlerische Ausbildung machen, die ihm immer schon vorgeschwebt hat, findet danach gleich Arbeit, und er ist stabil genug, in der Folgezeit den Belastungen an diesem Arbeitsplatz standzuhalten. Denn, Zufall oder Schicksal, sein Chef ist wieder ein äußerst schwieriger Zeitgenosse; er leidet noch an den Nachwirkungen eines Kopfschusses, und fühlt sich von allen Menschen in seiner Umgebung verfolgt und hintergangen (Roland zieht Parallelen zu Humphrey Bogart in dem Film „Die Caine war ihr Schicksal“). Aber Roland hält diesmal durch und schafft es später auch, in einem Verfahren gegen diesen Chef öffentlich auszusagen. Er hat sich jetzt sein eigenständiges Leben aufgebaut, hat den nötigen Abstand zu anderen Menschen gefunden. Gegenüber Frauen begnügt er sich mit platonischer Liebe, und auch seinen Bruder, der ihm in den Westen nachgefolgt ist, kann er sich vom Leibe halten.

Schließlich aber wird diese für ihn so notwendige Distanz unterlaufen. Seine Eltern fragen bei den Söhnen an, was diese davon hielten, wenn sie ihnen in den Westen folgten. Roland kämpft um seinen sicheren Abstand, rät ihnen davon ab, und er setzt sich damit in offenen Gegensatz zu seinem Bruder. Das stürzt ihn in innere Konflikte, die er kaum erträgt. Und letztlich bleibt diese mutige Demonstration seiner Selbständigkeit auch noch vergebens, die Eltern siedeln über, wollen sogar mit ihm zusammenziehen, und prompt reagiert Roland auf diese Überschreitung seiner Grenzen mit einem erneuten „Zusammenbruch“. Aber er fängt sich auch jetzt wieder, und verbringt, allerdings schon mit Hilfe von Dauermedikation, über ein Jahrzehnt, ohne dass seine „Krankheit“ sich meldet. Auch den Tod seines Vaters verkraftet er ohne weitere Folgen.

Erst mit einer schweren Krankheit seiner Mutter spitzt sich die Lage wieder zu. Sein Bruder zwingt ihn, der nun immerhin 43 Jahre alt ist, die hilflose Mutter zweimal wöchentlich im Krankenhaus zu besuchen, und Roland weiß sich einige Jahre lang nicht gegen die damit verknüpfte seelische Belastung zur Wehr zu setzen. Einer Reise nach China, die ihm viel bedeutet und darauf verweist, wie sehr er eigentlich sein Leben unter anderen Umständen genießen könnte, folgt schließlich nach der Rückkehr ins alte Elend ein schwerer Zusammenbruch. Roland versucht sich in seiner Verzweiflung das Leben zu nehmen, und es beginnt eine Folge von Klinikaufenthalten. Über einen Zeitraum von drei Jahren findet er kaum noch zu sich, hin- und hergerissen zwischen seiner unterdrückten, explosiven Aufsässigkeit und dem unterwürfigen Ergeben in sein Schicksal. Erst danach gewinnt er sein Gleichgewicht wieder und arrangiert sich mit seinem Dasein. Psychotherapien, mit der Hoffnung auf Veränderung, haben ihn enttäuscht, er hält nichts mehr davon. Sie konnten ihm nicht den nötigen Halt, keine ausreichende Sicherheit bieten - so findet er sich damit ab, dass er krank ist, und das verschafft ihm endlich relative Ruhe.

Was bedeutet es für den Kontakt zwischen Roland und mir, wenn ich nun seine Geschichte kenne und mit ihm erörtere? Ich merke in den beiden Gesprächen mit ihm die Grenzen seiner

Belastbarkeit, sehe, wie sehr ihm manches nahe geht, auch wenn er erst noch bemüht ist, die Fassung zu bewahren. Wir können uns darüber verständigen, dass wir beide auf seine Grenzen achten wollen, und tatsächlich regelt Roland selbst das Ausmaß an Stress, das er sich zumuten will. Nach einer dreiviertel Stunde wandert sein Blick zur Uhr, und er drückt aus, dass er schon genug hat. Was wir besprochen haben, arbeitet freilich in der folgenden Woche in ihm weiter. Er schlägt sich mit meiner Frage herum, was er eigentlich mit seinen Aggressionen mache. Dieses Thema verdirbt ihm gründlich die Laune, und erst als er mir einige Tage später die Antwort präsentieren und wieder Kontakt mit mir aufnehmen kann, ist es ihm wieder möglich, sich freier zu fühlen. Er habe seine Aggressionen verdrängt, lautet seine Antwort, und daran knüpft sich unsere weitere Diskussion: Es kann ja auch ganz sinnvoll sein, etwas zu verdrängen, und sich so zu schützen. Mit Erleichterung nimmt Roland zur Kenntnis, dass ich ihm das zubillige, statt in den offen zutage liegenden Wunden herumzuwühlen. Das Wissen darum, wie bei jemandem Verletzungen zu „verrückten“ Verhaltensweisen führen, ist nur die eine Seite der Medaille; das habe ich im Kontakt mit Roland gelernt. Das andere ist, ihm diesen Schutz auch zu lassen, ihn nicht zu entlarven, solange keine bessere Alternative in Sicht ist. Aber eines ist wichtig: Über die Schutzbedürftigkeit kann man sich verständigen - damit entsteht eine tragfähige Verbindung.

Ich kann Roland in Ruhe lassen, spätestens nachdem ich in unseren Gesprächen gespürt habe, wie empfindsam er wirklich ist, wie ängstlich seine Augen blicken können. Mir ist dabei eindringlich klar geworden, was wir vorher noch abstrakt mit Worten erörtert hatten: Roland hat wenig Möglichkeiten, Kränkungen zu verarbeiten. Mit Verwunderung hatte ich registriert, dass er sich mit dieser Frage noch nicht beschäftigt hatte, erst einmal nachdenken musste. Ich gab ihm einige Beispiele. Wenn man seinen Ärger nicht losgeworden sei, könnte man sich ja in Rachephantasien schadlos halten, in Selbstgesprächen das Geschehen noch mal mit besseren Argumenten durchspielen, sich mit Größenphantasien trösten, und am besten natürlich: sich anderen Menschen mitteilen. Roland meinte, er würde nichts davon kennen. In konkreten Konfliktsituationen sei er zu sehr gehandicapt, sich zu vertreten, weil die Medikamente seine Schlagfertigkeit beeinträchtigten. Die einzige Reaktion, die er von sich kenne, sei Rückzug, und vor allem Musikhören, und wenn das alles nicht reichte, bliebe nur die Krankheit, und eben die Hoffnung, rechtzeitig den Weg zum Arzt zu schaffen. Leider hat er auch im Erwachsenenleben für sich nicht die Möglichkeit kennen gelernt, rechtzeitig seinen Kummer mit anderen Menschen zu teilen; beinahe reflexhaft macht er dicht und erlaubt dann anderen keinen Zugang mehr. Die Nähe, die „Berührung“ mit einem anderen Menschen in diesem Zustand, wenn er verletzt ist, tut offensichtlich selbst schon wieder weh; mit seinen Wunden bei anderen aufgehoben zu sein - undenkbar.

Abgesehen von einem kurzen Ausbruch aus seiner Einsamkeit, in einer seiner verrückten Phasen, hat er keine nähere Beziehung zu einer Frau erlebt. So lebt er heute alleine vor sich hin, es ist ihm sicherer so, auch wenn ihn das einschränkt. Vor einigen Jahren war er zum letzten Mal in einem Jazzkonzert, und musste es verlassen, weil er plötzlich einen „Anfall von Klaustrophobie“ erlebte und in Panik geriet, alleine unter den vielen fremden Menschen. Seither blieb er lieber gleich zuhause, obwohl Jazz zu den Freuden seines Lebens gehört. Wenn er jemanden hätte, mit dem er gemeinsam losziehen könnte, würde er sich wieder sicherer fühlen (wie vor kurzem, als ihn eine Bekannte aus dem „Verrückten Donnerstag“ kurzerhand in eine Lesung schleppte, ohne dass ihm die Menge der Leute etwas auszumachen schien). Aber vor dem Kontakt lauern so viele Schmerzen; die anderen Menschen mit ihrer eigenen Wirklichkeit, mit ihrem Ärger, mit ihren Ellenbogen können einfach ungeheuer weh tun. Dass Roland den Ärger der anderen erst noch schürt und sich so erst neue Verletzungen einhandelt, wenn er bei Konflikten keinen gleichberechtigten Partner für eine Auseinandersetzung abgibt, macht alles noch tragischer.

„Ich will mich ja nicht in das einmischen, wie du mich siehst; aber ich verstehe nicht, warum du das Thema „Sicherheit“ so herausstreichst!“ (Roland spielt vor allem auf die Überschrift dieses

Kapitels an). Ein paar Mal habe ich den vorliegenden Text überarbeitet, vor allem in den Passagen über seine Lebensgeschichte hatte ich offensichtlich manches falsch verstanden, und Roland legte großen Wert darauf, dass keine sachlichen Fehler in diesem Bericht enthalten sein sollten. Einige Zeit später dann dieser inhaltliche Kommentar, und gleich danach die Erklärung, welcher wunde Punkt bei ihm damit angesprochen ist: Ein Kollege hätte ihn einmal „Rückversicherer“ genannt und das offensichtlich als Vorwurf gemeint. Ich erläutere Roland noch mal, dass in meinen Formulierungen keine Kritik und kein Vorwurf enthalten sei und dass ich ihm diesen Schutz wirklich zubillige. Gleichzeitig sehe ich natürlich, wie viel ihm dadurch entgeht. Wieder ist da diese Kluft: Er bräuchte von anderen Menschen unermesslich viel Verständnis, bis er sich wirklich sicher sein kann, dass seine Wunden respektiert werden. Nur so können sie verheilen, doch er erntet stattdessen oft eher Ungeduld, muss sich weiter verschließen....

Kann ihm das KommRum helfen, die Kluft schmaler werden zu lassen? Unser Kontakt im Café ist jedenfalls durch unsere Diskussionen und die Gespräche über seine Geschichte stabiler geworden, er bekommt mehr Aufmerksamkeit von mir als früher. Wir haben uns aber noch nicht darüber verständigt, wieweit dieser Kontakt geht und wie viel Unterstützung Roland von mir in der offenen Situation im Café erwarten kann.

So kommt es zu Momenten wie vor kurzem, als Roland unerwartet Freitag abends vor mir steht und offensichtlich dringend über eine aktuelle Stresssituation bei der Arbeit erzählen will. Ein neuer Kollege soll in dem Zimmer untergebracht werden, das er bislang für sich alleine hatte. Das weckt in ihm die Befürchtung, man wolle ihn aus seinem Arbeitsplatz hinausdrängen. Ich spüre seine Not, und die Hoffnung, die er auf mich setzt, ich bekomme nun die Quittung dafür, dass ich ihm immer in den Ohren gelegen bin mit meiner Ansicht, seine Ängste und sein Ausrasten hätten mit schwierigen sozialen Situationen genau dieses Kalibers zu tun. Ich bin gerade noch mit den Vorbereitungsarbeiten für den Café-Dienst beschäftigt, vertröste Roland auf eine Stunde später. Dann geselle ich mich zu ihm, aber ohne die Situation ausreichend zu klären. Ich will an einem Tisch im Café mit ihm plaudern, mit Blick auf die Theke, um dort bei Bedarf einspringen zu können (eine Kollegin ist an diesem Tag ausgefallen). Roland dagegen steht erfreut auf, als er mich kommen sieht, und beginnt, die Treppe zu den Einzelgesprächsräumen hochzusteigen, bereit zu einem ausführlichen Gespräch wie bei den Interviews. Die Enttäuschung ist ihm ins Gesicht geschrieben, als ich ihn über meine beschränkte Zeit aufkläre.

Ich sollte mich von seiner Ungeduld nicht so unter Druck setzen lassen, sollte ihn auf den K.U.B. verweisen oder auf einen Zeitpunkt drei Stunden später, wo ich mich wirklich intensiv auf ihn einlassen könnte. Der faule Kompromiss, auf den ich jetzt verfallen bin, bringt mich jedenfalls schwer in die Klemme. Ich habe das Gefühl, ich müsste sofort, innerhalb weniger Minuten, mit ihm eine Lösung erarbeiten, die ihm erlaubt, das Wochenende heil zu überstehen, ohne zu Medikamenten greifen oder in die Klinik gehen zu müssen. Seine ganze persönliche Problemgeschichte, die mit seiner aktuellen Stresssituation verknüpft ist, die wiederholte Erfahrung, wie er sich selbst mit seinen Ängsten und seinem Misstrauen vorab in eine Außenseitersituation bringt, zum Opfer wird, steht mir plötzlich vor Augen. Es bräuchte eine geborgene Atmosphäre, diese Zusammenhänge zu erörtern, nicht so wie jetzt zwischen Tür und Angel, da Roland halb resigniert, halb vorwurfsvoll, schon auf dem Sprung steht, zu gehen, weil ich ihn nicht gerecht werden kann. Ich denke, meine Hilflosigkeit ist mir anzusehen, und meine gemurmelten Entschuldigungen, als ich tatsächlich gleich wieder an die Theke muss, zeugen von viel schlechtem Gewissen und dem Gefühl, versagt zu haben. Roland lässt sich nicht weiter vertrösten, er geht, und ich verbringe ein Wochenende voller düsterer Phantasien über Rolands Krise.

Bei unserem nächsten Treffen, einige Tage später, zeigt sich, wie viel es wert sein kann, wenn ein Helfer (und großer Bruder?) auch mal hilflos ist. Roland empfängt mich mit einer frohen Botschaft. Mit seinem neuen Kollegen versteht er sich gut, endlich sei er nicht mehr alleine in seinem Zimmer. Es hätten ihm lange Zeit eben Bezugspersonen gefehlt, das sei ihm bei dieser Gelegenheit bewusst geworden.

Er hat die drohende Krise alleine bewältigt, vielleicht weil keiner da war, der ihm mit seinem Besserwissen das Gefühl von Unterlegenheit vermittelt hätte. Möglicherweise ist für ihn ein begrenzter, alltäglicher Kontakt wie gelegentlich mit mir im Café nützlicher, als wenn ich ihm gegenüber professionell auftrete - Hauptsache, er spürt, dass ich ihn ernst zu nehmen suche, ohne dass ich nachhaltig auf eine Veränderung von ihm hinarbeite. An ihm herumgezerrt haben ja schon genug Leute.

Statikprobleme

Ich will im Folgenden versuchen, eine alltagsnahe Version unseres Verständnisses von Verrücktheit zu formulieren: Verrücktheit als Lebensstrategie, als mehr oder weniger ungeschickter Versuch, Verletzungen zu verarbeiten oder zu vermeiden, Konflikte und Spannungen des Alltags zu bewältigen, ein Versuch, der im Endeffekt die Dinge meist noch verschlimmert. Ich orientiere mich dabei nicht an den wissenschaftlichen Abgrenzungen wie „Schizophrenie“, „Psychose“ etc., sondern halte mich an den umgangssprachlichen Gebrauch des Begriffs „verrückt“: Leute, die mit ihrem Verhalten aus dem üblichen Rahmen fallen, gegen Konventionen verstoßen.

Ich greife damit auch absichtlich ein bestimmtes Spektrum der verschiedenen Lebensprobleme und Verhaltensweisen heraus, die Menschen in Kontakt mit der Psychiatrie bringen. Menschen mit verrückten Strategien treten in der Regel spektakulärer als andere auf, lösen am meisten Ängste und Abwehr in ihrer Umgebung aus. Ihr Verhalten erscheint am wenigsten verstehbar; so erscheint es mir am dringlichsten, mit der Verständnissuche und -vermittlung exemplarisch bei ihnen anzusetzen.

Ich beginne mit einem Beispiel, das ich nicht zur Nachahmung empfehle. Sir Francis Galton, einer der Pioniere der psychologischen Forschung am Anfang unseres Jahrhunderts, hat im Selbstversuch ausprobiert, wie es sich wohl anfühlen mag, wenn man an einem „Beziehungswahn“ leidet. So bezeichnet die klassische Psychopathologie das Erleben von Menschen, die alles, was um sie herum geschieht, auf sich selbst beziehen. Es ist nicht überliefert, was Sir Francis im Einzelnen erlebte, als er begann, jeder Geste, jeder geringfügigen Auffälligkeit im Verhalten der Menschen in seiner Umgebung eine verborgene Bedeutung zu unterstellen. Deshalb habe ich aus Erzählungen von Gästen eine fiktive, frei erfundene Version als Beispiel zusammengestellt:

Die Art und Weise, wie die Verkäuferin mir das Wechselgeld herausgibt - eine Unsicherheit, ein leichtes Zögern, und wie sie meinem Blick ausweicht - es hat etwas mit mir zu tun. Dass jemand, der mir entgegenkommt, plötzlich auf die andere Straßenseite wechselt, ohne mich anzusehen; dass dieses gelbe Auto gestern und heute vor meinem Haus steht und der, der darin sitzt, so tut, als würde er auf jemanden warten; was im Fernsehen in den Nachrichten mitgeteilt wird - all das gilt mir, ich bin gemeint, ich werde beobachtet. Wenn ich an der Eckkneipe vorbeigehe und die Blicke der dort sitzenden Müßiggänger sich auf mich richten, vielleicht noch mit verächtlichen Mienen und abfälligen Bemerkungen; wenn seit Tagen das Poltern aus der Wohnung nebenan nicht mehr aufhört, wenn da wegen mir gepoltert wird, mir vielleicht auf diese Weise irgendwelche Hinweise oder Botschaften übermittelt werden; und wenn der Tankwart wegen mir schlecht gelaunt ist und, als ich ins Auto steige, mit dem Mann an der Kasse spricht, natürlich über mich - dann scheint sich etwas um mich herum zusammenzubrauen. Sicher nichts Erfreuliches, sonst würden sie nicht so heimlich tun. Ich muss versuchen, ihnen auf die Schliche zu kommen. Aber ich muss geschickt und unauffällig vorgehen, denn wenn ich jemanden direkt frage, was denn los wäre, schaut er mich ganz seltsam an und verdrückt sich schnell, geht mir künftig aus dem Weg. Es sind so viele, die sich da mit mir beschäftigen, ein richtiges Komplott. Ich versuche, mir einen Reim darauf zu machen: Das geschieht alles so verdeckt und unauffällig - vielleicht hat es etwas mit Spionage zu tun, ich bin vielleicht nichtsahnend Spielball irgendwelcher Mächte; oder es werden geheime Experimente durchgeführt - wie sonst lässt es sich erklären, dass der Nachrichtensprecher gerade mich ansieht und mich persönlich anspricht? Soweit ich bisher wusste, wendet er sich ja an Millionen von Zuschauern. Es scheint also neuartige technische Möglichkeiten zu geben, die bislang vor der Öffentlichkeit geheimgehalten werden, sicher aus finsternen Gründen. Und eben dieser Mensch in der U-Bahn, der so scheinbar beiläufig einem Nachbarn etwas erzählt und dabei Worte verwendet, die sich auf etwas beziehen, das mich zur Zeit sehr beschäftigt, und mich danach so seltsam anblickt - woher kann er davon wissen? Mein Gott: Sie sind schon auf irgendeine Weise

in mein Bewusstsein eingedrungen, ich werde innerlich abgehört!!! Mir geht ein Licht auf: ich war doch vor einigen Monaten bei einem Zahnarzt, der so merkwürdig lange brauchte, meine Zähne in Ordnung zu bringen: War es bei dieser Gelegenheit, dass sie eine Abhörvorrichtung installiert haben, oder geht das alles nicht schon viel länger, bin ich vielleicht systematisch als Versuchskaninchen für neue Technologien aufgebaut worden? Und ich war so naiv, das nicht zu merken! Wahrscheinlich ist auch deswegen einiges in meinem Leben schief gelaufen, sind Bewerbungen abgelehnt worden, habe ich damals diese Wohnung nicht bekommen; meine Frau hat sich vor kurzem von mir getrennt, und ich habe nicht verstanden, wieso - jetzt passt plötzlich so vieles zusammen...

Sir Francis hat seinen aufschlussreichen Selbstversuch drei Wochen durchgehalten, danach brauchte er Monate, um sich in seiner gewohnten Wirklichkeit wieder sicher zu fühlen. Ich möchte zeigen: Solche verrückten Ideen sind nachvollziehbar, sind prinzipiell bei jedem Menschen möglich. Wenn ich als gegeben annehme, dass sich alle Menschen in meiner Umgebung auf mich beziehen, dann leitet sich alles weitere nach einer inneren Logik ganz von selbst ab. Mit jeder neuen „Entdeckung“ schärft sich meine Wahrnehmung, entsprechend ändert sich mein Verhalten. Wenn ich mich misstrauisch umsehe, andere argwöhnisch beobachte, oder, um der Überwachung zu entgehen, abrupt und ungewöhnlich reagiere, dann wird wiederum meine Umgebung hellhörig. Die sich beobachtet fühlen, verhalten sich nicht mehr unbefangen oder eben betont „ungezwungen“ - das gibt meinen Interpretationen neue Nahrung.

Viele dieser Beobachtungen können ja auch richtig sein. Menschen verhalten sich ja auch (aber nicht nur) in Bezug auf andere; ausgelacht wird man immer wieder, es gehört zu den menschlichen Gewohnheiten, über andere herzuziehen, und manchmal muss man auch an die Wand klopfen, wenn der Nachbar zu laute Musik macht. Was bringt nun den einen dazu, einzelne solche Ereignisse nach angemessenem Ärger zu vergessen, und die Idee, er könnte in besonderer Weise gemeint sein, nach kurzer Prüfung beiseite zu legen und nicht weiter zu verfolgen? Und was bewegt den anderen, solche einzelnen, oft kränkenden Erlebnisse nicht mehr loszulassen, und solange mit anderen ähnlichen Ereignissen in Verbindung zu bringen, bis er, ab einem bestimmten Grad an selbsterzeugter Bestätigung, schließlich fest der Ansicht ist, dass sich um ihn herum ein Netz von Verfolgung zusammen zieht, und dass alle anderen Menschen nichts Besseres zu tun haben, als sich mit ihm zu beschäftigen?

Vorläufige Antwort: Man muss in einem für andere unvorstellbaren Ausmaß alleine sein, voller Misstrauen, ohne wirklichen Draht zu anderen Menschen, die die eigene Sichtweise glaubwürdig korrigieren könnten. Man muss sich sehr ohnmächtig fühlen dieser Welt gegenüber, und sehr unsicher sein, wie wichtig die eigene Persönlichkeit ist - ein orientierungsloses Hin und Her zwischen dem Gefühl absoluter Wertlosigkeit und der Überzeugung, Mittelpunkt der Welt zu sein. Und vermutlich hatte jemand, der so reagiert, früher zuwenig Gelegenheit, seine eigene Persönlichkeit unabhängig und selbständig zu entwickeln.

Meist braucht es noch etwas Zusätzliches, damit jemand den Sprung in eine andere, eigene Wirklichkeit tun kann: ein schockierendes Erlebnis, eine belastende, sich zuspitzende Lebenssituation, eine Art Ausnahmezustand, voll Stress und innerer Bewegung, die einen schließlich den Überblick verlieren lässt. Das erleichtert den Schritt, die Welt auf völlig neue Weise zu interpretieren.

So ein Ereignis kann das Scheitern eines Lebensplans sein, oder es sind Rückschläge, Misserfolge beim Übergang von einem Lebensabschnitt in den nächsten. Es kann die Trennung oder der Verlust von nahestehenden Menschen sein, oder Enttäuschung, Versagen in Beruf oder Ausbildung (und auch alleine schon jeweils die Angst davor). Ähnlich wirken chronisch ausweglose Konflikte in

Beziehungen, wenn sie sich zuspitzen und schließlich die eigene Kapazität, Gefühle auszuhalten, überfordern.

Menschen mit stabiler Persönlichkeit sind in der Regel gut dafür ausgerüstet, mit belastenden Situationen fertig zu werden. Man muss die eigenen Gefühle, den inneren emotionalen Druck, auf irgendeine Weise nach außen bringen, sei es durch Weinen, Wut, körperlichen Ausdruck oder einfach, indem man anderen davon erzählt. Man muss die Situation gedanklich verarbeiten, muss neue, unter Umständen schmerzhaft Informationen an sich heranlassen, das eigene Bild von sich selbst, die bisherigen Lebensstrategien überprüfen, korrigieren, und daraus neue Lösungen entwickeln. Vor allem braucht man dabei den Kontakt zu anderen Menschen, die das Gefühl von Sicherheit vermitteln und helfen, die Verbindung mit der gemeinsamen Wirklichkeit zu halten.

Welch stabile oder brüchige Persönlichkeit jemand den Krisen seines Lebens entgegensetzen kann, entscheidet die Geschichte seiner glücklichen oder misslungenen Erfahrungen der Lebensbewältigung, vor allem der ersten Lebensjahre. In diesem Alter ist man in einem beängstigenden Maße von der Umwelt abhängig und prägnant, wie man es sich als Erwachsener nicht mehr vorstellen kann.

Eindrücke, die die junge, sich entwickelnde Persönlichkeit festigen oder verunsichern, kommen aus zwei Richtungen. Von innen drängen die eigenen Gefühle und Bedürfnisse, die Außenwelt konfrontiert mit Grenzen und Einschränkungen, mit Bewertungen, Urteilen, Forderungen, Rückmeldungen. Aus diesem Mosaik von tausendfach erlebten Momenten, mit den eigenen Wünschen und Gefühlen abgelehnt, anerkannt, vorgezogen oder benachteiligt zu werden, formt sich das Bild der eigenen Wichtigkeit. Je nachdem, ob das eigene Handeln positive, negative oder gar keine Wirkungen hervorbringt, bildet sich das Gefühl der eigenen Macht oder eben Ohnmacht heraus. Ob die Umwelt den Ausdruck von Gefühlen unterstützt oder missbilligt, beeinflusst die spätere Fähigkeit, belastende Stimmungen zur eigenen Entlastung nach außen hin abzuleiten. Ruhe und Stabilität der eigenen Lebenssituation erlauben es, allmählich ein immer komplexeres Bild der Wirklichkeit zu entwerfen und ihre Widersprüche ertragen zu lernen; Unruhe, Instabilität gestattet dagegen nur den Aufbau einfacherer gedanklicher Systeme, die nicht viele Spannungen und Belastungen abfedern und verarbeiten können. Aus der Art, wie klar oder uneindeutig der persönliche Kontakt mit den nächsten Bezugspersonen sich entwickelt, wächst über zahllose Erfahrungen der Anker, der einen an die Wirklichkeit bindet, die die anderen Menschen miteinander teilen - oder aber es entwickelt sich daraus die zweischneidige Fähigkeit, in belastenden Situationen dieser Realität zu entfliehen, ein Schlupfloch aus der eigenen Existenz zu finden.

Hat die persönliche Geschichte jemandem nicht erlaubt, diese Funktionen der Lebensbewältigung ausreichend zu entwickeln, dann verkraftet die wackelige Statik seiner Persönlichkeit in einer Krisensituation den Druck der Gefühle nicht und braucht Ersatzkonstruktionen, um das innere Gleichgewicht auf irgendeine Weise aufrechtzuerhalten. Ein solcher Ausweg kann sein, die im Inneren tobenden Energien in eine körperliche Erkrankung umzulenken, oder sie dazu zu benutzen, sich selbst in depressiver Weise lahm zu legen, oder eben, das ist unser Thema hier, den Schauplatz des Geschehens zu verlegen, die unerträgliche Wirklichkeit etwas zu ver-rücken: Schmerz versetzt Welten.

Bedrohungen

Der Mensch ist ein Wesen, das sich seiner bewusst ist; er entwirft ein Bild von sich selbst. Es genügt nicht irgendeins: Um heil durchs Leben zu kommen, braucht man ein positives und

einigermaßen stabiles, verlässliches Selbstbild. Man muss sich selbst o.k. finden, man muss der Meinung sein, dass man verdient, dass es einem gut geht, dass man ein Recht hat, zu leben und so zu sein, wie man nun eben mal ist.

Wie die Umwelt auf die eigenen Gefühle und Wünsche, auf die eigenen Handlungen reagiert, ob sie sie anerkennt oder abwertet, und welches Bild von einem selbst sie zurückspiegelt, daraus entwickelt sich allmählich etwas Übergeordnetes: das Gefühl für die eigene, einzigartige Persönlichkeit, den eigenen Wert, die eigene Identität. Das ist etwas Lebendiges, Dynamisches, in steter Veränderung begriffen durch die ununterbrochenen Einflüsse von innen und von außen. Dieses Bild von sich selbst ist höchst verwundbar, die mögliche Bedrohung oder Vernichtung dieser Identität löst unter Umständen mehr Angst aus als die Gefährdung der körperlichen Unversehrtheit oder des Lebens überhaupt.

Verletzungen dieses Bildes gehen tiefer als bloße Enttäuschungen eines Bedürfnisses, sie bedrohen die gesamte Existenz eines Menschen. Beides ist freilich auf vielfältige Weise miteinander verwoben. Eine einmalige oder chronische Enttäuschung von Bedürfnissen, ein Abwürgen von lebendigen Impulsen wiegt langfristig umso schwerer, je mehr damit gleichzeitig die Persönlichkeit gekränkt wird. Das klassische Beispiel: Ein Kind, das lustvoll an seinen Genitalien spielt und daran gehindert wird, muss sich notgedrungen mit der entsprechenden Frustration herumschlagen und eben längerfristig, über viele solcher Enttäuschungen, Wege finden, seine Bedürfnisse in Abstimmung mit der Umwelt zu befriedigen. Viel schwerer wird es getroffen, wenn es zusätzlich noch die offene oder verdeckte Botschaft hört: Wenn du so etwas machst, bist du als Person mir zuwider, mag ich dich insgesamt nicht mehr. Seine bisher entwickelten Fähigkeiten, mit Enttäuschungen umzugehen, sind in dieser zweiten Version möglicherweise überlastet.

Statt theoretisch über Verletzungen der Persönlichkeit zu referieren, möchte ich Sie jetzt bitten, in sich hineinzuhorchen. Nehmen Sie sich ein paar Minuten Zeit und versuchen Sie, sich an Situationen zu erinnern, wo Sie persönlich gekränkt wurden, wo Sie sich abgelehnt oder zurückgesetzt fühlten. Denken Sie an Situationen, wo jemand, der/die Ihnen lieb und teuer war, Sie verlassen oder jemand anderen vorgezogen hat; lassen Sie Momente wieder lebendig werden, wo Sie zurechtgewiesen wurden, weil sie etwas falsch gemacht hatten, oder wo Ihnen bitteres Unrecht geschehen ist, wo Sie blamiert oder gedemütigt wurden. Versuchen Sie sich in die damaligen Gefühlsstürme, den Aufruhr in Ihrem Inneren wieder hineinzusetzen....

Wenn Sie den Zugang zu diesen Gefühlen gefunden haben, machen Sie sich ein Bild davon, wie Sie üblicherweise mit solchen Kränkungen umgehen, was Sie gelernt haben zu tun, um Ihr Gleichgewicht wiederzufinden...

Wie jemand reagiert, wenn er enttäuscht oder verletzt wird, wie jemand dabei vom Durchschnitt der Bevölkerung abweicht, das trägt wesentlich zum Reiz und zur Einzigartigkeit seiner Persönlichkeit bei. Ob er/sie locker darüber hinweggeht, oder kaum davon loskommt, ob er/sie ein dickes Fell hat und Kränkungen einfach abschüttelt, oder aber sich dünnhäutig auf kleinste Kränkungen hin eingeschnappt zurückzieht, ob er/sie „vernünftig“ oder emotional reagiert - das ist ein prägender Zug des Charakters.

Menschen mit ohnehin nicht sonderlich gefestigter Persönlichkeit erleben Kränkungen viel intensiver, und da sie auf Grund ihrer mangelnden Stabilität meist nicht so sicher und erfolgreich im Leben stehen, geraten sie auch öfter in die Situation, verletzt zu werden. Nicht nur einzelne Teile der Persönlichkeit sind in einer Krise angeschlagen; das ganze Gebäude wackelt, droht einzustürzen, und durch die daraus resultierende innere Panik verschlechtern sich die Chancen, den äußeren Auslöser der Krise in angemessener Weise zu begegnen, neue Misserfolge drohen. Jede

derartige Erfahrung trägt ihrerseits wieder dazu bei, dass sich die Persönlichkeit nicht ausreichend stabilisieren kann...

Wie können solche elementaren Bedrohungen der Persönlichkeit zu „verrückten“ Gegenstrategien führen? Einige Beispiele: Stellen Sie sich vor, Sie lebten ohnehin ständig in dem Gefühl, Sie dürften keine Fehler machen. Wie ein Damoklesschwert hinge über Ihrem Leben die Drohung, Sie hätten keine Existenzberechtigung, wenn Sie sich falsch verhielten. Malen Sie sich weiter aus, Sie müssten jetzt, in einer entscheidenden Situation innerhalb einer Beziehung oder eines Arbeitsverhältnisses eine wichtige Aussage machen, von der nach Ihrer Einschätzung Ihre Zukunft oder das emotionale Klima der Umgebung, in der Sie leben, abhängt. Wenn Sie diese Aussage einfach so in den Raum stellen, ist sie schutzlos vernichtender Kritik ausgesetzt, die Ihnen die mühsam ausbalancierte Statik ihrer Persönlichkeit zertrümmern würde. Also beginnen Sie, jedes Wort, das Sie verwenden, mit einem eigenen Satz zu rechtfertigen und abzusichern. Jedes Mal wenn sie einen Satz gesagt haben, sorgen Sie sich, dass auch daraus Ihnen ein Strick gedreht werden kann, wenn sie ihn so stehen lassen - also hastig noch eine Begründung nachgeschoben, die aber ihrerseits wieder eine Begründung braucht... Auf diese Weise gelangen Sie in eine unendliche Verästelung von Erläuterungen, Sie verzetteln sich, kommen nicht zum Wesentlichen, die anderen werden unruhig, das verunsichert Sie noch mehr - Sie werden sich schwer tun, weiterhin richtig zu funktionieren.

Andere Varianten: Um sich vor der drohenden Vernichtung Ihrer Identität zu schützen, werden Sie völlig stumm, um nur ja nichts Falsches, Angreifbares mehr zu sagen; Sie nehmen die Kritik von außen vorweg, zensieren sich vorsichtshalber selbst, und es bleibt folglich nichts mehr übrig, was nach außen dringen dürfte: Sie stellen sämtliche Lebensregungen ein, stellen sich tot. Oder Sie versuchen, sich möglichst verschlüsselt auszudrücken, machen einen Kompromiss: Sie sagen zwar, was Sie zu sagen haben und entlasten sich auf diese Weise, aber so, dass die anderen es hinter der Symbolik nicht sofort verstehen. So können Sie sich, wenn Sie „geFasst“ werden, immer noch herausreden. Oder spielen Sie mal die folgende Version durch: Sie tun so, als wären Sie gar nicht Sie selbst, sondern eine ganz andere Person, oder mehrere Personen gleichzeitig; das wird Ihre Gegner ganz schön verwirren! Zur Abwechslung können Sie auch noch ausprobieren, so zu tun, als lebten Sie in einer völlig anderen Welt, mit völlig anderen Gesetzen: Man kann Sie prügeln oder totschlagen, aber Ihrer Persönlichkeit wird man dann nichts mehr anhaben können, Sie haben sich wie unter einer Tarnkappe in Sicherheit gebracht, die anderen sind ohnmächtig.

Eine „eigentlich“ absurde Gefühlslogik hinter diesen Strategien (die, unter anderen Vorzeichen, als Symptome psychiatrischer „Krankheitsbilder“ beschrieben werden): Man bringt sich, um der Bedrohung zu entgehen, nur in ein jeweils größeres Schlamassel, macht es sich noch schwerer, richtig zu funktionieren. Andererseits lässt sich daraus ablesen, wie bedrohlich eine solche existentielle Verunsicherung sein muss, wenn jemand sogar seine Persönlichkeit auflöst, sich selbst wegdefiniert oder sich sogar tötet, um dieser Gefahr aktiv zuvorzukommen!

Die Manipulation der Wahrnehmung

Verrückte sehen und hören Dinge, die andere Menschen so nicht erleben, sie haben Halluzinationen, sind unter Umständen quälenden Stimmen ausgesetzt. Ihr Wahrnehmungsapparat arbeitet im Ausnahmezustand ihrer Verrücktheit deutlich anders als bei „Normalen“ - auch wieder zu dem Zweck, die eigene Identität vor Bedrohungen zu bewahren. Die Wahrnehmung der Welt über unsere Sinne ist die Schleuse, die die Persönlichkeit mit der Außen- und der Innenwelt verbindet und die Informationen transportiert. Was wäre als Schutz geeigneter, als an dieser Schleuse zu manipulieren?

Das geschieht ohnehin alltäglich. Die psychologische Forschung hat in zahllosen Experimenten die Prinzipien erkundet, nach denen Menschen ihre Umwelt erfassen. Ergebnis: Wahrnehmung ist nicht „objektiv“, ist keine bloße, rein passiv funktionierende Widerspiegelung der Wirklichkeit. Auch schon im „Normalzustand“ wird kräftig manipuliert: Menschen nehmen im Zweifelsfall das wahr, was die Mehrheit der Menschen in der Umgebung sieht, auch wenn das „objektiv“ falsch ist - um sich nicht ausgeschlossen zu fühlen. Menschen nehmen wahr, was sie wahrzunehmen erwarten, worauf sie eingestellt sind - in einer Kultur, wo es üblich ist, nachts Geister zu sehen, wird man ihnen auch eher begegnen als in unserer „vernünftigen“ Gesellschaft. Menschen verzerren ihre Erinnerung, bis sie wieder mit dem Bild übereinstimmt, das sie selbst gerne von sich haben und anderen zeigen möchten; Menschen leugnen ihre Gefühle, blenden sie aus, wenn sie nicht opportun sind. In der Theorie der „kognitiven Dissonanz“ ist diese menschliche Eigenart zusammengefasst: Wenn Informationen vorliegen, die sich widersprechen und zu Spannungen im Selbstkonzept führen (Ich bin aufrechter Demokrat/ich habe mich im Krieg an Verbrechen gegen die Menschlichkeit beteiligt), dann hilft eine Verzerrung der einen Information, diesen störenden Missklang zu mildern.

Wahrnehmung ist eine aktive Funktion, sie sortiert, ordnet einfallende Reize und Informationen nach dem, was man gelernt hat, oder was einen jeweils gerade bewegt. Sicher ist Ihnen das auch schon passiert: Nachts, im Dunkeln, eine unbestimmte Silhouette für einen Menschen, ein Tier zu halten, zu erschrecken, bis sich bei besserer Beleuchtung oder längerem Überlegen der Busch zu erkennen gibt. Taxifahrer, die nachts unterwegs sind und die Augen kaum noch offen halten können, wissen, wie in diesem Zustand die eigene Hoffnung einem die tollsten Streiche spielt: Da wird aus einem harmlosen passiven Papierkorb an der Bushaltestelle ein Mensch, der dringend nach einem Taxi gestikuliert.

Eine solche Situation mit wenigen Fixpunkten, wenig verbliebener Orientierung ist erreicht, wenn jemand aufgrund einer Kränkung, die ihn erschüttert hat, den Halt in der Wirklichkeit verliert. Es öffnen sich die Schleusen, all die unbewältigten Gefühle im Inneren bemächtigen sich der Eindrücke von außen, überformen und verzerren sie, es reichen schließlich vage und unbestimmte Reize dafür aus, dass sich „Halluzinationen“, innere Bilder, daran heften; die Außenwelt wird zur bloßen Projektionsfläche für das, was innen brodeln. Auch hier gilt das Schneeballprinzip: Wenn die „normale“ Organisation der Wahrnehmung zusammengebrochen ist, wenn die Orientierung an den Maßstäben der Umwelt fehlt, dann zieht eine verrückte Wahrnehmung, einer eigenen, von Assoziationen gesteuerten Logik folgend, weitere nach sich, der Ausnahmezustand hält sich von selbst aufrecht. Schnell verschieben sich die Gewichte: Wer die Pforten seiner Wahrnehmung gegenüber den starken, unmittelbaren Eindrücken aus seinem Inneren weit geöffnet hat, wer Zugang hat zu inneren Prozessen wie „Stimmenhören“, die aus einer vergangenen Epoche der Entwicklung des menschlichen Bewusstseins stammen (vor einigen tausend Jahren galten Menschen, die Stimmen hören konnten, als Propheten), dessen Weltbild setzt sich nunmehr aus anderen Bestandteilen zusammen, führt folglich zu anderen Reaktionen als vorher.

Für ein befriedigendes Leben muss das Verhältnis zwischen den Reizen aus dem Inneren und denen aus der Außenwelt gut ausbalanciert sein. Wenn jemand die Signale aus seinem Inneren, seine Bilder, Gefühle und Wünsche ignoriert und sich nur noch an der Außenwelt und ihren Anforderungen orientiert, verliert er sich, wird zum seelenlosen Roboter (interessanterweise gilt so etwas nicht als „krank“, solange jemand damit äußerlich funktioniert). Wer die Außenwelt ausblendet, sich in seiner inneren Wirklichkeit verliert, erlebt nach kurzer Zeit die Rache der Umwelt. Die anfangs vielleicht noch lustvollen oder Entlastung versprechenden inneren Phantasien, Bilder und Ideen werden zunehmend durch die von außen weiterhin einwirkenden Informationen gestört, vor allem durch die Reaktionen der Umwelt auf das eigene ungewöhnliche

Verhalten. Je weniger man in der Wirklichkeit außen noch zurechtkommt, je mehr Reibungen mit der Umwelt entstehen, desto heftiger, aggressiver, zerstörender kommen die verständnislosen Antworten der Umwelt zurück. Wenn die Innenwelt alle Maßstäbe verschoben, alle Realitätsbezüge durchsetzt hat, gelingt es schließlich nicht mehr, diese Reize aus der Außenwelt richtig einzuordnen, zu relativieren. Einzelne Eindrücke schlagen voll durch, ein kritisches Gesicht des Gegenüber wird zur verzerrten, bösartigen Fratze, vor der man sich dann wieder schützen muss; die folgende eigene aggressive Reaktion löst wieder verärgerte Gegenreaktionen aus. Der Stress der Situation erlaubt nicht mehr zu sehen, dass man sie selbst hervorgerufen hat.

„Verrückte“ sind ohnehin meist reizempfindlicher, verwundbarer als andere Menschen. Sie haben diese größere Sensibilität gelernt, weil es für ihr Überleben als Person wichtig war, genau aufzupassen, was sich um sie herum, etwa in einer verwirrenden Familiensituation, abspielte. Oder sie sind, um das Gleichgewicht des familiären Systems aufrechtzuerhalten, in die Rolle der Sensiblen gedrängt worden, lernten nicht, Konflikte in der Außenwelt zu bewältigen, sondern suchten Lösungen innen, in der Welt ihrer Gedanken und Bilder.

Reize intensiv zu erleben, kann ganz schön anstrengend sein. In gewissem Rahmen kann solch ein Stress die Entwicklung der eigenen Fähigkeiten fördern. Ist ein kritischer Punkt überschritten, leidet jedoch die Lebenstauglichkeit entscheidend: Man kann nicht mehr so komplex denken, kann nicht mehr in Ruhe verschiedene Informationen zueinander in Beziehung setzen und sich so ein ausgewogenes Bild der Welt entwerfen (als würde Ihnen jemand immer ins Ohr schreien, wenn Sie gerade intensiv nachdenken müssen). Das Bild wird eher bruchstückhaft, mit einzelnen besonders scharf gezeichneten Aspekten. Unter günstigen Bedingungen kann so jemand ein begnadeter, intensiv erlebender Künstler werden, unter weniger günstigen, eher verwirrenden Umständen, kostet es ihn viel Mühe, dieser Welt zu begegnen und sich in ihr zurechtzufinden, umso mehr, je schlechter seine soziale und materielle Situation aussieht. Kommt dann noch eine starke, wenig gedämpfte emotionale Erschütterung hinzu, gerät der Apparat der Wahrnehmung in Schwierigkeiten. Die Abbildung der Wirklichkeit im Inneren passt immer weniger zur Außenwelt, hinkt ihr immer weiter hinterher. Ersatzkonstruktionen, Hypothesen sollen die Lücken stopfen, und können infolge des inneren emotionalen Drucks nicht mehr ausreichend überprüft und korrigiert werden - die Umwelt interpretiert sie als „Wahn“. Schließlich bleiben diese Ersatzkonstruktionen, die unüberprüften Ideen über Zusammenhänge im Weltgeschehen, als einzige „Gewissheiten“ übrig, je weiter die Schere zwischen innen und außen sich öffnet. Doch man ist damit endgültig alleine; unvorstellbare Einsamkeit, aus der Schwerkraft des sozialen Zusammenhangs entlassen. Und wieder wird alles sich mit seiner eigenen inneren Logik weiterentwickeln, ein ursprünglich geringfügiger Unterschied in der Verarbeitung von Informationen wird, je nachdem wie die Umwelt darauf reagiert, eventuell zum Ausgangspunkt einer persönlichen Katastrophe.

Die Gelehrten haben sich lange gestritten, wie viel dieser Sensibilität und Verwundbarkeit von Verrückten einer vererbten Disposition, einer leichteren physiologischen Erregbarkeit oder aber frühen Lernerfahrungen zu verdanken sei. Doch im Strom der Lebensgeschichte und bei einer ganzheitlichen Sichtweise von Körper und Seele verläuft sich ohnehin beides, es lässt sich nicht mehr rekonstruieren, welchen Anteil das „Mitgebrachte“ hat und wie die Lebensgeschichte sich auswirkt, die es so schwer gemacht hat, sich zuverlässig in dieser Welt zu orientieren. Freilich, an den Lebensumständen eines Menschen, an Übersichtlichkeit oder Konfusion der Umwelt, in der er lebt, lässt sich etwas ändern. Wenn er, etwa in einer Therapeutischen Wohngemeinschaft oder in einem neuen Freundeskreis, seinen festen Rahmen hat und erlebt, dass die anderen Menschen offen und klar mit ihm umgehen, kann er neue, stabilisierende Lernerfahrungen machen.

Zu lernen, zu verbessern wäre zum Beispiel die Fähigkeit, verschiedene Wahrnehmungen zueinander in Beziehung zu setzen, den drängenden Eindrücken von innen und außen die richtigen

Dimensionen zuzuordnen. Das ist ja eines der Markenzeichen von „Verrückten“: Ihre Wahrnehmung lässt alles, was sie erleben, überdimensioniert, aufgeblasen, übertrieben erscheinen; zwischenmenschliche Konflikte nehmen monströse Ausmaße an, werden damit immer schwerer lösbar. Ein Beispiel: Jemand vertritt hartnäckig die Meinung, er trage in sich eine Atombombe. Der Hintergrund: Offene Auseinandersetzung ist in der Umwelt, in der er lebt, nicht möglich, er kann seine Aggressionen allenfalls symbolisch ausdrücken. Das hilft ihm nicht viel weiter, bringt zuwenig Entlastung, die eigene Aggression steigert sich noch, und damit verschärft sich auch das Verbot, sie offen zu zeigen, die Symbolik wächst ins Unermessliche, Monströse einer Atombombe. Das macht es noch schwerer, den Konflikt zu lösen, letztlich wird er auf ein Nebengleis geschoben: ein Fall für die Psychiatrie.

Rücksturz in die Kindheit und Selbstheilung

Es braucht normalerweise, wir sind uns dessen nur in Extremsituationen von Erschöpfung bewusst, viel Kraft, eine vielfältige Wahrnehmung aufrechtzuerhalten, die Welt in den „richtigen“ Proportionen zu sehen und die Spannung zwischen den Innen- und Außenreizen auszubalancieren (so ähnlich, wie ein Körper auch im Sitzen und Stehen Arbeit leistet und viele Haltemuskeln beschäftigt, ohne dass wir das bewusst steuern müssten). Das ist ein unauffälliger, aber wesentlicher Teil des Erwachsen-Seins. Wie geht es weiter, wenn jemand diese Leistung nicht mehr aufbringt, wenn sein bisheriges System, die Wirklichkeit zu bewältigen, zusammenbricht, durch ein verrücktes ersetzt wird? Der Organismus, seine Gefühle, Wünsche, Erinnerungen, die Summe seiner Existenz, und auch die Konfliktsituation in der Umgebung bestehen ja weiter, und es ist ja nicht möglich, nicht zu reagieren, auch wenn jemand versucht hat, sich mit seiner Persönlichkeit zu verflüchtigen.

Wenn das realitätsangepasste Erwachsenenverhalten nicht mehr klappt, bietet sich als Notprogramm der Rückgriff auf frühere Bewältigungsmuster an, mit denen man als Kind über die Runden kam. Man kann z. B. das magische Denken wiederaufgreifen, mit dem man als Kind experimentiert hat: Die Welt durch die Kraft der eigenen Phantasie, der eigenen Wünsche zu beeinflussen suchen (Millionen Lottospieler tun das jede Woche vergebens). Man kann auch, wie zu Beginn dieses Kapitels ausgemalt, sich zum Mittelpunkt der Welt machen und das komplizierte Weltgeschehen wie in der frühen Kindheit darauf verkürzen, dass alle anderen, statt ihre eigene Existenz zu leben und ihre Interessen zu vertreten (diese Interessenkollisionen machen das Leben ja so kompliziert), sich nur um einen selbst kümmern; oder man kann sich auch einfach wieder in die Erlebniswelt eines Kindes versetzen, das davon ausgeht, dass schon andere Menschen da sind, die an seiner Stelle Verantwortung übernehmen und ihm die Alltagsprobleme aus dem Weg räumen.

Dieser Rückfall in frühkindliche Muster, der freie Fall in die Abgründe des eigenen Unbewussten enthält, neben dem Zweck, vor einer unerträglichen Situation zu fliehen, gleichzeitig noch ein konstruktives Element: Er ist auch ein Versuch der Selbstheilung. So ähnlich wie Träume mit ihrer bildhaften Symbolik und ihrer archaischen Logik helfen, Ereignisse des Tages und belastende Lebenssituationen zu verarbeiten, könnte auch das Eintauchen in das Unterbewusstsein im Wachzustand diese Aufgabe übernehmen. Die verletzte Situation mit all ihren Elementen wird in einer immensen geistigen Anstrengung, in Bildern, Wortspielen, und dem Suchen nach Zusammenhängen unablässig wiedergekaut, schmerzhaft Erinnerungen werden darin verwoben. Wenn eine beschützende, wohlwollende Umgebung einen vor den Folgen des eigenen Handelns in einer verrückten Phase bewahrt und mit Verständnis auf dieser Reise begleitet, klappt das auch ganz gut; ich kenne Leute, die eine derartige Krise in ihrem Leben unter solch günstigen Umständen für sich fruchtbar machen, sich persönlich weiterentwickeln und aus inneren Zwängen

befreien konnten. Aber so wie unsere Gesellschaft bislang auf derartige Selbstheilungsversuche reagiert, bleibt dieser positive Ausgang des Wegs in die individuelle Wirklichkeit die Ausnahme, wie umgekehrtes Russisches Roulette: eine Gewinnchance auf viele mögliche Katastrophenergebnisse. Eine Zivilisation wie die unsere, in der man sich nicht viele Fehler erlauben darf, die so über die Maßen sich an die „Vernunft“ klammert, ist für „unvernünftige“ Heilungen nicht besonders aufgeschlossen.

Weltenreiter

Die „Wirklichkeit“ ist nicht mehr, was sie einmal war. Früher gab es nur ein eindeutiges Bezugssystem, zumindest innerhalb einer Kultur, man konnte darin sicher sein, konnte sich an die allgemein gültigen Glaubenssätze und die gesellschaftlich übliche Erklärung der Welt halten. Es war selbstverständlich, was als „schicklich“ und was als „falsch“ zu gelten hatte. Nachdem lange Zeit, mit dem Vordringen der Naturwissenschaften, alle Dinge und Erscheinungen dieser Welt in den Rahmen der Schulweisheit und der Vernunft zu passen schienen, hat sich diese Gewissheit in unserem Jahrhundert relativiert, und zwar in den verschiedensten Bereichen; von der Physik, die in ganz neue Dimensionen hinter der Fassbaren dreidimensionalen Welt vordringt, bis zur Philosophie, die einsehen muss, dass ihre Gedankengebäude den engen Rahmen der Sprache, die Raster und Schablonen der Begriffe, nicht überschreiten können, und daher nur einen begrenzten Ausschnitt der „gesamten“ Wirklichkeit erfassen. Dazu kommen seit den 60er Jahren die Drogenerfahrungen einer ganzen Generation, die Erweiterung des Bewusstseins über die im nüchternen Zustand wahrnehmbare Welt hinaus, und die (Wieder-)entdeckung des Wissens von Schamanen aus anderen Kulturen. Insgesamt ist die Offenheit für eine erweiterte Welt hinter der uns unmittelbar zugänglichen sprunghaft gewachsen, und dieses ernsthafte Suchen kann auch durch modischen Firlefanz und prompt hochgeschossenen Geschäftssinn nicht diskreditiert werden. Auch ernstzunehmende Wissenschaftler schlagen sich mit der Möglichkeit herum, dass es verschiedene Arten von Wirklichkeit geben könnte, zumindest dass die vorgegebene nicht die einzig mögliche sein muss.

Elektronische Medien und moderne Verkehrsmittel überbrücken die Gräben zwischen den vormals voneinander isolierten Kulturen, und relativieren ihre Weltbilder, ihre Wertsysteme und weltanschaulichen Überzeugungen. Es gibt nicht mehr die eine Vernunft, das eine geschlossene Weltbild. Die Psychoanalyse hat ans Licht gebracht, dass es eine Instanz hinter unserem Bewusstsein gibt, die unser Verhalten beeinflusst, ohne dass wir uns dessen immer bewusst wären. Zusammengefasst: Die Wirklichkeit, das Bezugssystem, von dem ein einzelner oder eine Gruppe von Menschen ausgeht, ist vorläufig, relativ; ja wir wissen nicht einmal, ob überhaupt irgendetwas wirklich existiert, wenn es nicht jemanden gibt, der es gerade wahrnimmt.

Das, was unsere Gesellschaft als wirklich, als richtig versteht, ist also nichts objektiv Vorfindbares, sondern nur eine annähernde Abbildung der Wirklichkeit. Dieses Bild wird von uns, ihren Mitgliedern, in jeder Sekunde gemeinsam neu geschaffen, durch neue Erfahrungen verändert. Harte Sanktionen treffen alle, die sich an dieser gemeinsamen Tätigkeit nicht beteiligen. Gleichwohl, Verrückte tun auch nichts anderes, als sich ihre Wirklichkeit zu erschaffen, und zwar ziemlich aktiv - nur, sie sind dabei alleine, erfahren keine Bestätigung von anderen. Sie sind Alleinherrscher in ihrem eigenen Reich, bestimmen die Regeln, bis die Wirklichkeit der Mehrheit sie einholt. Es gibt in diesen privaten Wirklichkeiten Zeiten von höchster Lust, Gefühle von Ekstase, von Macht und Bedeutung; die Schöpfer solcher Welten schwärmen hinterher davon und bekommen glänzende Augen, wenn sie nur daran denken. Solche Ausnahmezustände, im Kontrast zum betrüblichen Dasein in der kollektiven Wirklichkeit veranlassen viele, immer wieder dorthin zurückzukehren.

Die Kreativität, die Energien, die freigesetzt werden, wenn jemand den Schritt aus der beengenden Normalität auf sich nimmt, machen einen wesentlichen Teil der Faszination aus, die „Verrückte“ trotz aller Ängste, die sie wecken, auf ihre Umgebung ausüben. Die körperlichen Kräfte, die ein „Verrückter“ mobilisieren kann, sind sprichwörtlich geworden. Keinen Schlaf mehr zu brauchen, keine Ruhepausen nötig zu haben - der Traum, sich von der demütigenden Schwäche des eigenen Organismus lösen zu können, scheint für eine Weile wahr zu werden. Auch die geistigen Fähigkeiten expandieren: die Fähigkeit zu assoziieren, Zusammenhänge herzustellen, auf die

gespeicherten Informationen zurückzugreifen. Aus dem, der bisher als Langweiler galt, wird plötzlich jemand, der von Einfällen sprüht. Die geistigen Prozesse beschleunigen sich unter dem Druck der Verletzungen, die es zu verarbeiten gilt, denen aus dem Weg zu gehen so wichtig ist und die doch immer wie magisch anziehen und zur Verarbeitung drängen. Wenn die Fesseln der Normalität gesprengt sind, befreit sich auch die Persönlichkeit aus dem engen Korsett dessen, was als vernünftig und als Regel gilt, und es wächst mit dem Druck der inneren Konflikte schlagartig der Mut, die subtilen, aber desto wirksameren Grenzen der Konvention zu überschreiten, sich wichtig zu machen, aus dem Rahmen zu fallen - als wären alle bisherigen Hemmungen, alle Selbstzweifel, die die eigene Entfaltung bislang verhindert haben, wie weggeblasen, die Zeit der Kränkungen endlich vorbei. Im selben Maße schrumpft freilich auch die Fähigkeit, langfristige Ziele zu verfolgen, die eigenen Energien zu bündeln, zu konzentrieren; das Erleben ist dafür zu sehr vom Toben der Gefühle und Wünsche, zu sehr von unmittelbaren Eindrücken gesteuert.

Solche Explosionen der eigenen Potenzen halten allenfalls einige Wochen an und sind so nicht auf Dauer lebbar. Sie kosten zuviel Kraft oder verlangen, in verminderter Form, längerfristig als Preis das Leben am Rande der Gesellschaft, den Verzicht auf viele ihrer Gratifikationen (so wie manche unserer Gäste mit ihrem bewundernswerten, ungebremsten Assoziationsreichtum darauf angewiesen sind, sich ihre Tasse Kaffee zu schnorren). Außerdem bleibt dieses Freisetzen von Kräften letztlich immer abhängig von sozialen Situationen, ist eine Folge von Kränkungen, und nicht ohne sie denkbar. Der „Maniker“, in der alten Psychopathologie der Prototyp des Menschen mit einem zeitweiligen Übermaß an Energie, entwickelt ja so viel Kraft und Rastlosigkeit, weil er mit Erlebnissen von Unterlegenheit und Ohnmacht konfrontiert war. Statt den Knoten mühsam aufzuschnüren, statt die Enttäuschungen realitätsangemessen zu verarbeiten, sie zu betrauern, zu relativieren, daraus mit Schmerzen zu lernen, zerschlägt er ihn gewalttätig, und richtet im eigenen Leben und in seinem Umfeld allerlei Unheil an.

Der entscheidende Nachteil: Der Kontakt zur Umwelt stimmt nicht mehr. Es ist, als würde man nach einer anderen Zeitrechnung leben. Die eigenen inneren Prozesse sind beschleunigt, und die anderen Menschen denken, handeln und fühlen viel langsamer, kommen nicht mehr mit (vielleicht als Vergleich: Zwei Rolltreppen, die nebeneinander herfahren, die eine aber viel schneller als die andere. Man kommt auf der schnellen an vielen Menschen vorbei, doch der Kontakt bleibt flüchtig, bruchstückhaft; es würde große Kraft erfordern, sich mit den langsamer Fahrenden zu koordinieren).

Das Ergebnis ist Einsamkeit. Vieles ist angerissen und nicht zu Ende gebracht, verstärkt damit noch den inneren Druck. Die Reibungen und der Ärger mit der Umwelt häufen sich, daran zehrt sich die Ekstase auf. Es braucht immer mehr Kraft, diesen Zustand aufrechtzuerhalten, immer stärker droht der endgültige Gesichtsverlust. Was erst so leicht erschien, wird immer krampfhafter - bis die Energien schließlich verbraucht sind, das Gleichgewicht kippt, und das Gefühl von Kraft- und Wertlosigkeit einen stärker im Griff hat als zuvor.

Ich habe diesen „manischen“, energievollen Aspekt des Sprungs in die eigene Wirklichkeit stärker herausgestrichen, um die Faszination, die davon ausgeht, zu verdeutlichen, und ich habe dabei unberücksichtigt gelassen, dass natürlich auch eine Menge an Leid, Schmerzen und unvorstellbarem innerem Terror damit verknüpft ist. Es ist ähnlich wie bei den sonstigen Suchtmechanismen: Der Preis ist zu hoch. Und auch der vorübergehende Gewinn, die Ekstase, hat bei aller Eindrücklichkeit etwas Hohles, die reduzierte Qualität eines Films, eines Traums, sie bleibt flüchtig. Es gibt eben nichts Realeres, Handfesteres als die Wirklichkeit, die einen mit den anderen Menschen verbindet, so schmerzhaft sie manchmal auch ist.

Der Schritt hinaus

Es sind nicht alleine die tragischen, unübersehbaren sozialen Folgen dieses Wegs in die innere Einsamkeit, die die „Normalen“ trotz aller Faszination zurückschrecken lassen. Es ist alleine schon die Vorstellung von diesem Schritt ins soziale Abseits, von der Gefahr, jeglichen Halt in der gewohnten Wirklichkeit zu verlieren, die uns so viel Angst macht. Wir nehmen deshalb viel Mühe auf uns, in jeder Sekunde unsere Handlungen, unsere Gedanken und Phantasien immer wieder danach zu untersuchen, ob sie sich mit den Meinungen und Gesetzen vertragen, die in unserer Kultur herrschen. Wer darauf verzichtet, spart eine Menge Energie, aber er riskiert den „sozialen Tod“. Das war es, was mich die ersten Male am meisten erschreckt hat, als ich erlebte, wie sich jemand derart dramatisch veränderte: Es war, als wäre er/sie gestorben, als gäbe es diese Persönlichkeit, die ich zu kennen glaubte, nicht mehr. Ich erlebte eine Fremdheit, empfand diese Personen plötzlich entfernter als einen Menschen mit völlig unbekannter Sprache, weil die Wirklichkeiten nicht mehr zueinander passten.

Eine Analogie liegt nahe: In Indianerstämmen war jemand, der von seinem Stamm ausgeschlossen wurde, praktisch zum Tod verurteilt, teils wegen der Härte der natürlichen Lebensbedingungen, denen er nun ohne den Schutz der Gemeinschaft ausgeliefert war, aber auch wegen des Verlustes der Zugehörigkeit, der gemeinsamen Wirklichkeit und der darüber definierten persönlichen Identität. Materiell sind wir in unserer Zivilisation vielleicht gegenüber den Risiken der Natur besser abgesichert. Die Angst, von der Wirklichkeit der anderen Menschen abzuweichen, die Bedrohung für die eigene Identität, die mit einem solchen Ausscheren verknüpft ist, folgt aber weiterhin ähnlichen archaischen Mustern.

Es gibt so viele Möglichkeiten, sich innerhalb der gemeinsamen Wirklichkeit zu irren; Hauptsache, man tut es zusammen mit anderen. Eine Stammtischrunde, die über die Arbeitslosen herzieht, sie als Schmarotzer abqualifiziert, und unisono behauptet, wer arbeiten wolle, finde auch Arbeit, ignoriert simple Grundlagen der Arithmetik (über zwei Millionen Arbeitslose passen einfach nicht so recht auf 100 000 freie Stellen). Das gemeinsame Irren beschwichtigt die Panik, eines Tages vielleicht selbst dem sozialen Abstieg anheim zu fallen. Für den einzelnen Stammtischhocker hat der Irrtum keine unmittelbare Folgen - er kann sich ja aufgehoben fühlen. Wer dagegen alleine die Meinung vertritt, seine Gedanken würden per Radar abgehört, der erntet befremdete Blicke: Er gehört nicht dazu.

Der Schritt in die eigene Wirklichkeit kann mit sehr unterschiedlicher Dramatik geschehen. Besonders tragisch für die Umgebung und den Betroffenen wirkt er meist beim „ersten Mal“. Eine extrem zugespitzte Situation scheint schließlich nur noch lösbar, indem die bestehende Wirklichkeit, die solche Spannungen und Schmerzen verursacht, mit einer anderen vertauscht wird. Es gibt dazu meist schon eine passende Lebensgeschichte. Viele später verrückt Gewordene erzählen, dass sie sich schon als Kinder gerne oder notgedrungen in ihre Phantasiewelt zurückzogen, sei es infolge eines unerträglichen äußeren Drucks oder weil sie in einer Umgebung lebten, die ihnen keinen ausreichenden persönlichen Kontakt vermittelte. Bei imaginären Spielkameraden konnten sie sich Trost für die eigene Verlorenheit holen, durch die Flucht in die Symbolik und die inneren Bilder lernten sie, ihre Identität vor den Übergriffen anderer Menschen zu bewahren. Einer meiner Klienten hatte schon mit vier Jahren ein hoch entwickeltes System ausgetüftelt, mit Hilfe von Blättern, Zweigen und Steinen seine Bedrängnis verschlüsselt und abstrahiert im Spiel auszudrücken und damit vor der allgegenwärtigen Überwachung durch seine Mutter zu verbergen.

Man kann in Krisenzeiten auf diesen Weg in die eigene Phantasie zurückgreifen, der früher Erlösung versprochen hat und man kann sich, wenn dadurch die Belastung in einer schwierigen Situation kurzfristig gelindert wurde, an diese Art von Konfliktbewältigung gewöhnen: Man kann

lernen, in Zeiten von Stress verrückt zu reagieren. Manche unserer Gäste haben ihre eigenen Spezialrezepte gefunden: Der eine schafft' s mit viel stark gezuckertem Kaffee und bewusstem, absichtlichem Phantasieren, andere, indem sie einfach nicht mehr schlafen und sich so nach einiger Zeit den Zugang nach innen öffnen.

Mit zunehmender Übung schwindet die Dramatik des Vorgangs. Was vorher noch ein abrupter Wechsel zwischen zwei streng getrennten Bewusstseinszuständen war, wird später alltäglicher Bestandteil im Repertoire der Möglichkeiten, das Leben zu bewältigen. Edmund holt sich nach Bedarf seine Engel zu sich ins Bett, wenn er sich alleine fühlt, oder tritt als sein eigener Anwalt auf, wenn er gekränkt worden ist - Gefühle von Enttäuschungen stauen sich nicht mehr an, Spannungen werden sofort weggeregelt. Wilfried steuert mit seiner individuellen Form der Kommunikation den Abstand zu den anderen Menschen - sie ist Teil seines Lebens geworden, erspart ihm viel Dramatik und Konflikte. Seine Tasse Kaffee, seine Tageszeitung zu kaufen, bereitet ihm keinerlei Probleme, da steht er voll in dieser Wirklichkeit; sobald es um den Kontakt zu anderen Menschen geht, pendelt er zwischen den Welten, wie er es für sein inneres Gleichgewicht gerade braucht. Die sozialen Möglichkeiten, das Repertoire an Reaktionen wird freilich immer beschränkter, vor immer mehr Konfliktsituationen muss man sich hüten, wenn man aus dem gesellschaftlichen Prozess ausgeschert ist und sich nicht mehr im Gleichklang und Austausch mit anderen weiterentwickelt.

Um es noch einmal zu betonen und zuzuspitzen: Der Weg in die private Wirklichkeit ist ein aktiver, wenn auch nicht unbedingt bewusster Schritt. Die ersten Male mag er mehr oder weniger erzwungen sein (obwohl auch in den zugrundeliegenden sozialen Situationen die Betroffenen nicht einfach nur Opfer sind, sondern im Gesamtsystem genauso mitwirken wie die anderen). Später jedenfalls, sobald jemand sich in der Rolle des Verrückten eingerichtet hat, verfügt er damit über eine praktische Strategie, Konflikten aus dem Weg zu gehen. Vielleicht eine der höchsten Formen der Selbstbestimmung: Ich entscheide selbst darüber, wie weit ich die Wirklichkeit der anderen an mich heranlasse.

Überlagerungen

Um den Abstand zur Wirklichkeit der anderen so genau aussteuern zu können, muss man hellwach sein, muss man höllisch aufpassen, was da gerade um einen herum geschieht. Ist das nicht ein Widerspruch? Um genau mitzubekommen, wann Gefahr droht, muss man doch besonders gut in der kollektiven Wirklichkeit durchblicken und darf sich nicht in der eigenen verlieren! Die Sache ist noch etwas komplizierter und bedarf der Präzisierung.

Die „private“ Wirklichkeit ist nicht völlig anders, nicht völlig getrennt von der der anderen Menschen. Dass jemand ganz in seinem Inneren versunken ist, ist eher die Ausnahme, eine Folge von äußeren Einflüssen (etwa Vergiftungen) oder von körperlich begründeten Abbauprozessen. Die Regel ist eher eine besonders erhöhte, aber eben nur partielle Bewusstheit für das Geschehen in der Umgebung. Sie können sich das so vorstellen, als würde man einen Film mit einer anderen Optik betrachten: Der „Normale“ sieht den Film einigermaßen ausgewogen und unverzerrt, ein Verrückter erlebt ihn mit besonderen optischen Effekten. Zum Beispiel sieht er manche Dinge besonders scharf, wie in vielfältiger Vergrößerung oder in Zeitlupe. Was er besonders genau sieht, ist das, was ihn verletzt hat, verletzen könnte. Was ein „Normaler“ kaum wahrnimmt, ein kurzer Seitenblick, eine Andeutung von Ablehnung im Gesichtsausdruck, in Bruchteilen von Sekunden wieder vorbei, dem Beobachteten vielleicht gar nicht bewusst: Der „Verrückte“ registriert so etwas mit Akribie, es wird für ihn daraus unter Umständen das böartige Grinsen eines furchterregenden Monsters. Wenn solche Einzelheiten besonders stark hervortreten, bleibt wenig Aufmerksamkeit

für andere Facetten oder das gesamte Bild übrig; vieles außerhalb des Brennpunkts der Aufmerksamkeit bleibt unscharf, unwichtig. Dem Druck der eigenen Gefühle und drängenden inneren Themen folgend, kann man nun auch noch der Vorlage des Films einiges hinzufügen, ihn ausschmücken, ihn uminterpretieren - dennoch bleibt er die Vorlage für die individuelle kreative Ausgestaltung.

Genauso, wie man den Film wahrnimmt oder ihn verändert, wird man darauf reagieren, wird drohenden Verletzungen zuvorzukommen versuchen, ihnen aus dem Weg gehen. Man kann sich dumm stellen, so tun, als wäre man nicht ernst zu nehmen (das heißt dann vielleicht in der Psychopathologie „Hebephrenie“) oder sich der Bedrohung stellen, das verfolgende System angreifen, entlarven, sich wehren (das gilt dann als „Paranoia“).

Kommunikative Doppelstrategie

Die private und die kollektive Wirklichkeit überlappen sich. Diese Erkenntnis tröstete mich, nach dem oben beschriebenen Schrecken des „Sozialen Tods“: Die Fremdheit ist oft nur Tarnung. Ein „Verrückter“ übermittelt weiterhin Botschaften, verhält sich zu seiner Umgebung, aber halt etwas verschlüsselt und kompliziert, und hauptsächlich auf der Beziehungsebene. Zwei Kernsätze der Kommunikationsforschung waren in den letzten Jahrzehnten hilfreich, diesen Sachverhalt zu erhellen. „Man kann nicht nicht kommunizieren“ - das heißt, alles, was man tut oder nicht tut, äußert oder nicht äußert, ist eine Mitteilung an die Umgebung, und: „Jede Botschaft hat einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt“ - es gibt den (meist mit Worten vermittelten) Inhalt und gleichzeitig, stereo, auf einem anderen „Informationskanal“, einen Begleitkommentar dazu, was man mit dieser Botschaft über das eigene Verhältnis zum Empfänger aussagen möchte. Dieser Beziehungsaspekt wird umso bedeutsamer, je unklarer, verschlüsselter die inhaltliche Mitteilung ist.

Wenn Wilfried im Café auf mich zugeht und ohne Einleitung anfängt, in seinem unverwechselbaren Stil Geschichten von der Gewerkschaftsbewegung der „70er Jahre“ in Berlin zu erzählen, dann stecken darin, neben der bloßen inhaltlichen Aussage, viele unausgesprochene weitere Informationen und Mitteilungen über seinen gegenwärtigen Kontakt mit mir (sie sind nur nicht sonderlich präzise, sind nicht so leicht festzuhalten wie gesprochene oder geschriebene Worte, müssen interpretiert werden).

Es könnte darin enthalten sein: „Ich möchte gerne mit dir sprechen“; „ich bin mir nicht sicher, ob du mir zuhören möchtest, aber ich habe Angst, dass du 'Nein' sagst, darum frage ich nicht lange, sondern fange einfach an“; „Ich weiß nicht, ob du genügend Zeit für mich übrig hast und mich wirklich, so wie ich bin, aushältst; darum spreche ich ganz schnell, um bald zum Ende zu kommen, und leise und undeutlich, um nicht allzu sehr präsent zu sein und mich dir nicht zu sehr aufzudrängen“; „ich habe Angst vor der direkten Begegnung mit dir, traue mich nicht, über meine Wünsche an dich im Moment zu sprechen, darum erzähle ich lieber etwas aus einer ganz anderen Zeit, was mit uns beiden scheinbar nichts zu tun hat (obwohl darin das Thema, dass ich mich vernachlässigt fühle, indirekt auftaucht)“; „ich bin mir nicht sicher, ob ich dir angenehm bin; ich will darin gar keine Hoffnung investieren, mir keine Mühe mit meinem Äußeren geben, wenn ich so vor dich hintrete, weil die Enttäuschung dieser Hoffnung mir sehr weh tun würde“; „ich habe Angst, verletzt zu werden, wenn ich meine Rolle als Verrückter aufgebe und mich auf ein normales Gespräch einlasse, in dem wir beide uns gegenseitig auf die Situation des anderen und auf das, was er sagt, einstellen würden; ich bewege mich daher außerhalb des normalen Rahmens, achte nicht darauf, in welcher Situation du gerade bist, ob du auch etwas sagen willst; ich hüte mich, unser

beider Wirklichkeiten zur Deckung zu bringen, denn bei dieser Begegnung würde ich mich hilflos fühlen, würde mich verlieren...“ usw.

Der Kommentar zur inhaltlichen Botschaft kann also sehr vielfältig sein. Er wird auf einem Kanal überwiegend außerhalb der wörtlichen Botschaft gesendet: durch den Gesichtsausdruck, mit der Stimme, dem Tonfall, den Untertönen und Betonungen, durch die Körperhaltung, durch das Verhältnis, in dem der gesprochene oder geschriebene Text zum Kontext, zu den Begleitumständen, zur Geschichte der gemeinsamen Beziehung steht.

In diesem Lichte erhalten die im letzten Kapitel beschriebenen Versuche, die eigene Persönlichkeit vor Verletzungen zu schützen, einen zusätzlichen Sinn. Wenn ich tue, als wäre ich Napoleon oder Jesus, wenn ich völlig verstumme, scheinbar keine Signale mehr aussende oder mich verschlüsselt äußere, kommentiere ich, ob ich nun will oder nicht, die Situation, in der ich mich befinde: „Ich fühle mich bedroht, aber ihr werdet mich nicht erwischen“ oder: „Ihr habt mich gedemütigt, aber ich zeige euch als Jesus, was ich für ein wichtiger Mensch bin...“. Bisher half freilich die Psychiatrie mit, dass die Botschaften der Verrückten meist übersehen werden konnten, indem sie solche Verhaltensweisen als sinnlose „psychotische“ Symptome deklarierte.

Eine Art Doppelstrategie: Jemand schafft sich seine eigene Wirklichkeit, tut „so, als ob“, und benutzt das gleichzeitig als Schachzug innerhalb der Wirklichkeit, die er weiterhin, zwangsläufig, mit anderen Menschen teilt. Dieser Ansatz macht Hoffnung, denn er verweist auf die Möglichkeit, dass jemand in seiner „Verrücktheit“ durchaus erreichbar, dass Verständigung denkbar ist und dass Aufmerksamkeit für die Atmosphäre, für Zwischentöne, für Stimmungen sich lohnt: Je nachdem, wie die Umgebung reagiert, kann ein Verrückter mehr Kontakt und Begegnung zulassen oder muss sich mehr schützen und zurückziehen. Es gilt, einiges Neues zu lernen und zu entwickeln: Eine Art der Mitteilung, eine „Beziehungssprache“, mit einer Verlagerung der Aufmerksamkeit auf den emotionalen Ausdruck. Um im Filmgenre zu bleiben: als würde man einen Film ohne Sprache und Schrift drehen und dabei ganz wichtige, komplexe Inhalte ausdrücken müssen.

Lernfeld Familie

Um diesen Zugang zu finden, braucht es freilich noch andere, entscheidende Informationen über das, was jemanden, der den verrückten Ausweg gewählt hat, innerlich beschäftigt, was sein Bild von der Wirklichkeit bestimmt. Es liegt nahe, sich zu diesem Zweck die Lebenssituation anzusehen, die ihn geprägt hat. Tatsächlich sind hier in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Forscher fündig geworden und haben unterschiedliche Aspekte vor allem über das Leben in den Herkunftsfamilien von Verrückten zusammengetragen, von denen ich hier nur einige andeuten will. Ein gemeinsamer Nenner, unter dem diese verschiedenen Theorien und Hypothesen zusammengefasst werden können, scheint zu sein: In diesen Familien, oder allgemeiner, den sozialen Systemen, die untersucht wurden, scheint es äußerst schwierig für später verrückt gewordene Kinder gewesen zu sein, eine stabile, eigenständige Persönlichkeit zu entwickeln, eine klare eigene Identität zu finden. Eine dieser möglichen Erfahrungen kann sein, dass ein Kind zuviel Bedeutung für die Eltern oder einen Elternteil hatte, und dabei nicht lernte, einen Wert für sich selbst zu entwickeln. Hierzu passen zum Beispiel die Konzepte von Helm Stierlin (Heidelberg), „Bindung“ und „Delegation“: Ein Kind wird besonders stark an einen Elternteil gebunden, kriegt das Gefühl, mit seiner Existenz unentbehrlich zu sein für dessen Leben. Vielleicht wird es auch noch mit einem Auftrag, einer Mission in die Welt hinausgeschickt, die zum Wohlergehen von Vater und/oder Mutter unerlässlich zu sein scheint - indem es besondere Leistungen erbringt oder den Eltern nur Sorgen macht und sie auf diese Weise jung erhält, ihnen einen Lebenssinn verschafft. Das eigene Schicksal ist dieser Aufgabe untergeordnet, ein solcher Mensch lernt nicht,

für sich selbst zu existieren, findet keine eigenen Standort. Die Bindung, die ein junger Mensch hier findet, hat offensichtlich größeren Wert als so profane Fragen, ob er, nach „normalen“ Maßstäben, glücklich und selbständig leben kann.

In solchen und anderen Situationen achten Eltern nicht die persönlichen Grenzen ihrer Kinder, sie können sie (und auch sich selbst) nicht als unabhängige Wesen ertragen. Die Symptome, deretwegen jemand in der herkömmlichen Psychopathologie als „schizophren“ diagnostiziert wurde, haben denn auch viel damit zu tun, dass persönliche Grenzen überschritten werden: Andere Menschen können die eigenen Gedanken lesen, im Kopf kann man Stimmen hören, Einflüsse von außen auf den eigenen Körper sind zu spüren usw., kurz: Die eigene Persönlichkeit ist nicht genügend abgegrenzt von anderen Menschen. Bei näherer Betrachtung lassen sich im Kontakt zwischen Verrückten und ihren Eltern dazu passende Übergriffe herausfinden: Eltern erlauben ihren Kindern keinerlei Rückzugsmöglichkeiten, keinerlei Privatheit, halten sie ständig unter Beobachtung und vermitteln ihnen, dass sie nichts Eigenes haben, keine Geheimnisse für sich behalten dürfen. Eltern definieren Gefühle ihrer Kinder, behaupten, besser zu wissen als diese, was sie empfinden, und machen ihnen so die Entwicklung eines klaren, selbständigen Bewusstseins ihrer selbst unmöglich. Das öffnet die Pforten für zukünftige Erlebnisse, sich verfolgt zu fühlen, und prägt gleichzeitig die Vorstellungen davon, was intensive menschliche Beziehungen sind. Nur symbiotische Kontakte mit anderen Menschen, bei denen die Grenzen zwischen den Personen verwischt sind, versprechen im späteren Leben diese besondere Nähe zu gewährleisten. Solche Beziehungen funktionieren erfahrungsgemäß nicht gut, belasten die ohnehin nicht standfeste Persönlichkeit.

Habe ich bislang den Eindruck erweckt, als wären die Eltern die Täter, die die Selbständigkeit ihrer Kinder im Interesse ihrer eigenen Stabilität unterdrücken, dann bedarf dieses Bild der Korrektur. Die Forschungsarbeit zur „Systemischen Familientherapie“ hat Hypothesen und Sichtweisen entwickelt, die das Zusammenwirken aller beteiligten Personen eines sozialen Systems zum Thema machen (also zum Beispiel einer Familie, unter Umständen mit drei Generationen von Familienmitgliedern und sonstigen wichtigen Personen, die im Familiengeschehen mitmischen). Die Idee dahinter: In einem solchen System arbeiten alle Mitglieder aktiv zusammen, auch schon kleine Kinder, und spielen darin ihre Rolle; alle sind zugleich Opfer und Täter. Die offiziell „verrückte“ Person ist nur diejenige, an deren Verhalten das, was im ganzen System gärt, am deutlichsten zum Ausdruck kommt.

Solche Familienstrukturen lassen wenig Veränderung zu. Die ganze Familie ist in ihrem Handeln stark von „Mythen“ bestimmt, von unterschwelligem gemeinsamen Vorstellungen einer Besonderheit, von archaischen, aber umso wirksameren Gefühlen von Schuld und Sühne oder dem Ideal intensiver Zusammengehörigkeit gegenüber einer bedrohlichen Außenwelt. Sich von einer solchen Familie zu distanzieren, eigene Wege zu gehen, wird gleichgesetzt mit Verrat, denn jede Veränderung eines solchen starren Systems bedroht alle Angehörigen. Um das prekäre Gleichgewicht zu erhalten, muss sich eben unter Umständen sogar einer aus der Familie opfern. Ein eindrucksvolles Beispiel von Mara Selvini-Palazzoli (Mailand), einer der Pionierinnen dieser Schule, mag das erhellen: Ein Junge in einer Familie, offiziell der zu behandelnde „Patient“, benahm sich merkwürdig altklug in seiner Verrücktheit, und erst nach einiger Zeit der Beobachtung wurde den Therapeuten klar, was vor sich ging - der Kleine imitierte den Großvater, der vor kurzem verstorben war und dessen Tod das bisher bestehende Gleichgewicht in der Familie ins Wanken gebracht hatte. Dass der Junge nun den Großvater wiederauferstehen ließ, stabilisierte die Familie, allerdings auf seine Kosten. Erst eine tiefgreifende Veränderung vor allem in der Beziehung zwischen den Eltern erlaubte ihm, sein Rollenspiel aufzugeben und sich den Vergnügungen seines Alters zu widmen.

Es sind allerdings nicht nur starre Familienverhältnisse, die sich rückblickend als grundsätzliche und bestimmende Lebenserfahrung von Verrückten rekonstruieren lassen. Genauso können chaotische familiäre Strukturen jemanden in seiner Existenz verunsichern und ihm den Weg in andere Wirklichkeiten bahnen. Komplizierte Verwandtschaftsverhältnisse, nicht ausreichend verarbeitete Scheidungen können dazu beitragen oder zum Beispiel auch Überschreitungen der Generationenschanke: Verdeckte Koalitionen zwischen einem Elternteil und einem Kind, etwa die heimliche Solidarisierung von Mutter und Sohn gegenüber dem Vater über die Kluft zwischen den Generationen hinweg, bis hin zu einer intensiven, partnerähnlichen Bindung. Das verwirrt beim Kind die Maßstäbe und sein Gefühl für die eigene Zugehörigkeit, den eigenen Platz zwischen den anderen Menschen und lässt es im Unklaren darüber, was ihm in diesem Leben eigentlich zusteht. Nonverbale, subtile Versprechungen, verschwörerische Blickwechsel mit der Mutter in bestimmten Konfliktsituationen können bei ihm Erwartungen wecken, die natürlich nicht einzuhalten sind, aber sein Verhältnis der Welt gegenüber bestimmen. Mögliche Folge: Später, vor allem bei Konflikten in Beziehungen, ist so jemand nicht willens, persönliche Grenzen zu akzeptieren, die andere ihm gegenüber ziehen, und rennt in seiner Verrücktheit immer wieder dagegen an. Drastisch illustriert das jener unserer Gäste, der nach einer Enttäuschung mit seinem Freund zu nachtschlafender Zeit mit der Bohrmaschine die trennende Wand zu seinen Nachbarn durchzubrechen suchte - schließlich ist er ja in der stillen Überzeugung aufgewachsen, insgeheim doch der Prinz, der Idealpartner seiner Mutter zu sein, dem alles offen steht..

Worauf es mir hier ankommt: Es gibt offensichtlich Lebenserfahrungen, die, nach außen hin oft gar nicht erkennbar, so sehr von den Kriterien der Vernunft abweichen, dass „verrücktes“ Verhalten durchaus stimmig erscheint, wenn man erst die näheren Umstände kennt. Gregory Bateson, dem die Erforschung der Kommunikation in Familien von Verrückten viel verdankt, hat diese entscheidende Umkehrung im Denken vorgeführt: Es hilft nicht weiter, sich zu wundern, warum jemand sich so merkwürdig und von aller Vernunft abweichend benimmt; es ist fruchtbarer, davon auszugehen, dass sein Verhalten eine angemessene Reaktion auf seine Lebenssituation darstellt - wir haben uns bisher vielleicht nur vom äußeren Erscheinungsbild einer heilen Familie täuschen lassen und etwas Wesentliches übersehen.

Verrücktmacher

Die Wahrnehmung für die Besonderheiten gerade in Familien von Verrückten schärfte sich, je intensiver die vielschichtigen Strukturen der zwischenmenschlichen Kommunikation erforscht wurden. Dass Kommunikation für „Verrückte“ eine zentrale Bedeutung hat, liegt nahe: Stimmen hören, abgehört werden, Botschaften verschlüsseln, und gleichzeitig meist der auffällige Drang, sich mitzuteilen, das Problem, sich miteinander zu verständigen - auf diesem sozialen Feld spielt die Tragödie. Ich habe es schon angedeutet: Verrückte nutzen die vielschichtigen Möglichkeiten von Kommunikation für ihre verschlüsselten Mitteilungen. Aber sie haben diese besondere Geschicklichkeit auch selbst erst in ihren Herkunftsfamilien gelernt. Die jeweiligen familiären Kommunikationsmuster zu kennen, hilft auch zu verstehen, wie ein Verrückter sich aktuell verhält.

Durch Kommunikation, den Austausch von Informationen, stimmen Menschen ihr Verhalten miteinander ab, steuern sich gegenseitig, nehmen Kontakt zueinander auf, definieren ihre Beziehung miteinander - kurz: Kommunikation regelt das soziale Zusammenleben. Durch die vielfältigen Informationen, die man von anderen Menschen erhält, baut sich im Laufe der persönlichen Entwicklung das eigene Bild von dieser Welt auf. Sind die Informationen, die man erhält, klar und eindeutig, dann wird man sich sicher fühlen, weiß sich in der Welt zu orientieren. Umgekehrt: Wenn die Informationen, die man in seinem Leben erhalten hat (vor allem in der Zeit,

wo man von anderen Menschen völlig abhängig ist) widersprüchlich, uneindeutig oder verwirrend sind, dann erhält man keine ausreichend sichere Basis für die eigene Existenz.

Kommunikation kann, außer dafür, „wahre“ Informationen weiterzugeben, in vielfältiger Weise eingesetzt werden, um Macht auszuüben, jemanden verrückt und unselbständig zu machen, zu manipulieren, und das auf nahezu unauffällige Weise. In verrücktmachenden familiären Strukturen ist verwirrende Kommunikation das Handwerkszeug, das Mittel der Wahl, mit dem die Familienmitglieder sich gegenseitig beeinflussen und versuchen, möglichst den Status Quo aufrechtzuerhalten und das bedrohte Gleichgewicht zu retten.

Bewährte Möglichkeiten: Emotionale Lügen - also eigene Gefühle zu heucheln („ich liebe dich“), Behauptungen über die eigenen Gefühle aufzustellen („ich bin nicht aggressiv“); das wird den durcheinanderbringen, der etwas anderes spürt und mit solch widersprüchlichen Botschaften nicht umzugehen weiß. Man muss besonders pfiffig sein, darf keine Angst haben, wenn man gegenüber jemandem bestehen will, der ständig anders handelt, als er in Worten ankündigt, oder wenn er in Körperhaltung und Gesichtsausdruck das Gegenteil von dem mitteilt, was er behauptet. Besonders fatal: Wenn einer unzutreffende Behauptungen aufstellt über die Gefühle, Absichten, den Charakter des anderen, über sein Innenleben, und in Anspruch nimmt, darüber besser Bescheid zu wissen als dieser selbst - ein brutaler Eingriff in die Persönlichkeit.

Verlogene Kommunikation passiert jeden Tag, sie begegnet uns in der Politik, am Arbeitsplatz, in Beziehungen, wir haben gelernt, damit zu leben. Damit sie jemandem wirklich den Boden seiner Existenz durchlöchert, muss noch eine besondere Situation gegeben sein: starke Abhängigkeit, und ein massives Verbot, diese „falsche“ Kommunikation zu benennen und öffentlich zu machen. So ein Verbot kann offener moralischer Druck sein: Wenn du darüber sprichst, ist das ein Zeichen, dass du mich nicht liebst; oder: Du lügst! oder: Du verrätst mich/uns! Noch wirkungsvoller sind subtile Signale: Angst und Entsetzen im Blick („wenn du mir widersprichst oder die Wahrheit aufdeckst, breche ich zusammen!“), oder kaum merkliche Veränderung in der Körperhaltung, der Atmung, im Gesichtsausdruck.

Ein nahezu klassisches Beispiel, das für viele ähnliche Situationen steht: ein Vater, der seine Tochter in unser Café begleitet, für sie spricht, sich beklagt, dass sie nicht selbständig wird, immer nur zuhause sitzt und mit 25 Jahren immer noch von seinem Geld lebt. Ob wir etwas tun könnten, damit sie aktiver wird? Bei jedem Vorschlag von unserer Seite, bei jeder Idee von ihr, alleine etwas zu unternehmen, schiebt sich ein Schatten über sein Gesicht, spricht Panik aus seinen Augen - der Elan der Tochter erlahmt sofort wieder, und der Vater kann sich erneut wortreich über ihre Passivität beklagen.

Hintergrund solch schiefer, indirekter Art der Kommunikation ist eine tiefgreifende Angst, sich selbst als eigenständige, unabhängige Persönlichkeit zu spüren und der bedrohlichen Welt und der Individualität der anderen Menschen entgegenzutreten. Offener Kontakt zwischen deutlich abgegrenzten Menschen mit ihren eigenen, unterschiedlichen Bedürfnissen und Gefühlen hat, so erfrischend er auch sein mag, auch immer etwas Schmerzhaftes: Er stößt uns mit der Nase darauf, dass jede(r) von uns in diesem Universum alleine ist. Menschen, deren Identität ohnehin nicht sonderlich stabil ist, empfinden direkte, unverstellte Begegnung mit anderen zunächst ganz reflexhaft als existentiell bedrohlich, der offizielle „Patient“ in einer Familie genauso wie seine Angehörigen - obwohl eine solche Form der Beziehung ihnen längerfristig gut tun würde. An die Stelle des Kontakts tritt Taktieren: Sich gegenseitig im Unklaren lassen, sich durch Uneindeutigkeit aneinander binden, klare Aussagen gleich wieder relativieren - ein unablässiger kommunikativer Machtkampf.

Sichere Rollen

Verrücktmachende Kommunikation erlaubt es den Beteiligten kaum, einen sicheren Ruhepunkt zu finden, verlangt andauernde Aufmerksamkeit, Höchstleistungen an Wahrnehmung und Ausbalancieren der Reaktion. Was in einer verrückten Verhaltenssequenz alles gleichzeitig an Botschaften enthalten sein kann, die entschlüsselt und gewertet werden müssen: „Ich benehme mich jetzt so, als wäre ich nicht für mich verantwortlich“; „Ich brauche deine Hilfe!“; „Ich will dich ärgern und zappeln lassen“; „Ich lasse dich nicht an mich heran!“; „Ich traue dir nicht über den Weg!“; „Du bist mir wichtig, ich liebe dich“ - vieles angedeutet, wieder durch etwas anderes zurückgenommen, kein Fixpunkt in Sicht. Die einzige Chance, sich in diesem Trommelfeuer von Signalen zu orientieren, will man nicht in dieser Kommunikationsschlacht mitkämpfen: Bei sich bleiben, auf die eigenen Signale achten, sich nicht vom Erfolg oder Misserfolg des Kontakts abhängig machen, die eigene Autonomie leben.

Was als Schutz vor Verletzungen gedacht war: Eigene Grenzen aufgeben, sich als Person unfassbar zu machen, das wird längerfristig zum ernsthaften Hindernis, tatsächlich Halt zu finden. Kommunikative Verwirrspiele, die die Verrückten später auch auf andere Lebenssituationen als ihre Ursprungsfamilie übertragen, zertrümmern immer wieder die ohnehin reduzierten Möglichkeiten, Stabilität für die eigene Persönlichkeit zu gewinnen. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass jemand, der ohnehin in einem seelischen Territorium lebt, das immer wieder von Erschütterungen heimgesucht wird, schließlich alle unsicheren Zwischenzustände, alle Übergangs- und Krisenzeiten zu vermeiden trachtet und sich lieber auf vermeintlich feste Bastionen zurückzieht. Auch die Rolle des auf Dauer Verrückten ist ein solcher sicherer Hort: Man weiß, woran man ist, und setzt sich nicht mehr dem Risiko aus, bei einem erneuten Versuch, „normal“ zu funktionieren, noch einmal zu scheitern.

Die Sicherheit und Stabilität, die die Rolle des Verrückten gewährleistet, erklären auch, warum es so schwer ist, daraus wieder auszusteigen: Man müsste sich ja wieder in die alte unsichere Situation begeben und hat jetzt als „Bekloppter“ noch schlechtere Karten als zuvor. Wie viel leichter ist es da doch zum Beispiel, sich im eigenen paranoiden Gedankengebäude zu verschanzen, etwa so: Ich habe mir eine Wirklichkeit erschaffen, die davon geprägt ist, dass mir eine Substanz eingeflößt wurde, mittels derer alle meine Gedanken überwacht werden. Es begegnet mir ein vertrauter Mensch, der mir versucht klarzumachen, dass ich mich irre. Soll ich ihm glauben, dass er nicht auch in das Komplott gegen mich verwickelt ist? Damit gehe ich das Risiko ein, erneut verletzt zu werden (beziehungsweise, übersetzt in mein „Wahnsystem“: noch gründlicher hereingelegt zu werden). Ist es nicht besser, auch ihn als Agenten dieses Systems zu entlarven, die Spirale meines „Wahns“ weiterzudrehen?

Verrücktheit als Sicherheitssystem: Statt die Ungewissheiten und Spannungen des Alltags zu ertragen, schaffe ich mir Scheinwelten, gebe mir selbst schnelle Kurzschlussantworten und „Gewissheiten“. Das ist ähnlich wie bei anderen „Symptomen“ problematischen Verhaltens: Weil ich mir nicht sicher bin, ob ich etwas schaffe, werfe ich den Krempel gleich hin; weil ich nicht sicher weiß, ob ich bei jemandem willkommen bin, nehme ich gar keinen Kontakt auf, oder überspringe die Ungewissheit, gehe so dicht und distanzlos heran, dass ich „garantiert“ wieder zurückgestoßen werde. Durch Verrücktheit kann ich meine Umgebung sicherer gestalten: Ich werde nicht mehr ernst genommen, nicht mehr gefordert. Ich habe, was ich am dringendsten brauche: Meine Ruhe, mein Gleichgewicht, auch wenn ich damit im Abseits stehe. Aber ich habe zumindest die Fiktion eines Bodens unter meinen Füßen.

3. TEIL

GESELLSCHAFTLICHE NOT-LÖSUNGEN

Marion - Schneewittchens Rache

„Eine Freundin meiner Mutter hieß auch Marion, die war eine besonders hübsche Frau; nach ihr bin ich benannt worden...“

Beate, erfolgreich, attraktiv, die Marion bei diesem ersten Treffen der neuen Therapiegruppe gegenüber sitzt, entfährt ein unbedachtes glucksendes Lachen. Marion wirft ihr einen kurzen Blick zu: All ihre Selbstzweifel, ihre tausendfachen Enttäuschungen, die Mühen des angestrengten Kampfes, in der Schönheitskonkurrenz mitzuhalten, werden für einen Augenblick darin sichtbar - und sie verstummt.

Im Nachhinein scheint mir, als wären schon in dieser winzigen Sequenz zu Beginn der Gruppe die Weichen gestellt worden: Marion wird für sich wenig aus dieser Gruppe gewinnen können. Irene, meine Kollegin in dieser Therapiegruppe, hat die Gruppenmitglieder gefragt, aus welchem Grunde ihre Eltern ihnen ihren Vornamen gegeben hätten. Die Frage sollte sie zum Nachdenken bringen, was wohl ihr Name an heimlichen oder offenen „Aufträgen“, an Lebensaufgaben symbolisiert - aufgeladen von ihren Eltern, Ballast auf dem Weg zur Selbstbestimmung.

Bei Marion hat unser Vorstoß ungeplant voll ins Schwarze getroffen, ein unangenehmes Thema benannt, mit dem sie sich durchs Leben kämpft, und die spöttische Reaktion von Beate hat noch jede Menge Salz in die Wunden gekippt. Dabei war es für Marion ein wichtiger Schritt, an dieser Gruppe teilzunehmen. Vor neun Monaten war sie mit einer „Psychose“ in die Klinik gekommen - am Tiefpunkt ihrer Krise, nach einer Phase des Aufschwungs, als die Wende in ihrem Leben schon greifbar nahe schien. Einige Monate war sie zur Behandlung im Krankenhaus geblieben, wieder in den Status der „psychisch Kranken“ zurückgefallen, dem sie sich schon entronnen geglaubt hatte.

Und wieder hatte sie sich nach diesem K.o.- Schlag aufgerappelt und im KommRum, das sie schon länger kannte, eine neue, doppelte Chance gesucht. Zusätzlich zur Therapiegruppe bemühte sie sich um Einzelbetreuung, um endlich zu lernen, selbständig zu leben, und sie setzte tatsächlich durch, dass beides zusammen finanziert wurde. Ich hatte gezögert, hatte überlegt, ob die Gruppe für sie geeignet wäre, weil sie die am wenigsten erfolgreiche, die am meisten von den Erfahrungen mit der Psychiatrie geprägte unter den Teilnehmer(inne)n sein würde. Ihre Entschlossenheit stimmte mich um - die Gruppe könnte für sie eine Chance sein, dem Dunstkreis der Psychiatrie zu entkommen und zu erleben, dass sie von den anderen, den „Normalen“ nicht ausgeschlossen wird, sondern dazugehört und ihren Platz findet.

Beates Reaktion hat nun schon die erste Hürde aufgebaut, und es wird tatsächlich schwierig: Marion ist von Anfang an recht vorsichtig und gerät mit ihrem defensiven Verhalten bald in eine Sonderrolle. Weswegen sie in der Gruppe sei? Sie erzählt wortkarg von ihren Ängsten, auf die Straße zu gehen. Ihr Stiefvater, bei dem sie wohnt, wirft ihr unablässig ihre „Faulheit“ vor, wenn sie morgens im Bett liegen bleiben möchte, er drängt sie zu Aktivitäten (aber ohne ihr wirklich eine Chance zu geben, aus ihrer Rolle zu entkommen). Unendliche Schwierigkeiten türmen sich auf, wenn Marion daran denkt, dass sie unabhängig von anderen Menschen leben sollte. Die Angst vor der Welt draußen beflügelt ihre Phantasie. Sie könnte sich bei irgendwelchen harmlosen Aktivitäten verletzen, beim Einkaufen ihre Geldbörse verlieren - tausend Dinge sind es, die schief

gehen könnten. Vor jede banale Alltagshandlung schiebt sich die bange Frage: Ob ich das wohl schaffe?

Letztlich schafft sie es jeweils doch, ihren Alltag zu organisieren - aber immer nur, wenn es nicht mehr anders geht. Offensichtlich fehlen ihr nicht die Fähigkeiten, sondern überhaupt das grundsätzliche Gefühl, dem Leben gewachsen zu sein. Diese tiefsitzenden Zweifel verlangen nach einer besonders geborgenen Situation, bevor sie zum Thema werden können. Doch wie Marion in der Gruppe von ihren Ängsten erzählt, wie sie ihre Phantasie einsetzt, sich selbst alle Schritte unmöglich zu machen, das weckt kein Mitgefühl, sondern reizt zum Widerspruch. Wenn sie mit entwaffnender Naivität die Sorge äußert, ob sie sich nicht auf dem Weg zum Einkaufen in eine dieser neumodischen langen Hundeleinen verwickeln könnte, dann fällt es schwer, dahinter noch das wirkliche Leid, die tatsächlichen Verletzungen und Ängste zu spüren. Die Gruppe reagiert mit hilfloser Belustigung, mit einem fassungslosen „Das darf doch nicht wahr sein!“, aber trotz allem immer wieder mit erstaunlich viel Geduld. Doch das Gelächter, das Marion provoziert, das sie ohnehin erwartet, zeigt blitzschnelle Wirkung: Sie macht dicht, antwortet auf alle noch so gut gemeinten therapeutischen Vorschläge, auf alle Angebote von Verständnis nur noch unbestimmt „Ich weiß nicht...“, „Kann sein...“, „vielleicht...“. Sie macht uns alle ohnmächtig, schläfert uns ein. Erst wenn wir aufgegeben haben, uns um sie zu bemühen, beginnt sie gelegentlich spontan zu sprudeln, bemüht sich um unsere Aufmerksamkeit..

Es folgt die Sommerpause der Gruppe, und danach eine unglückselige Verkettung von Umständen, die ihre Chancen in der Gruppe weiter schmälern. Ein Teilnehmer scheidet vorzeitig aus der Gruppe aus, dummerweise derjenige, der Marion in seiner Erfolglosigkeit noch am nächsten stand. Eine Frau aus der Gruppe ist während der Pause tödlich verunglückt, und Marion, ohnehin schon über die Maßen mit Trennungen und Verlusten belastet, schützt sich vor dieser Information, indem sie sie einfach überhört. Sie braucht doch Ruhe und Stabilität um sich herum, doch wie sie das in diesem Fall für sich zu erreichen sucht, führt nur dazu, dass sie von der Gruppe entsprechend gerüffelt wird. Sie selbst hat während des Sommers in einer vom Rentenversicherungsträger zwangsverordneten Kur zehn Kilo zugenommen und kann nun endgültig der Konkurrenz aus dem Weg gehen. Mit einer Mischung aus Begeisterung und Selbstironie („Jetzt kommt die dicke Marion!“) berichtet sie von den Unmengen an Kuchen, die sie essen durfte: Der Traum vom Schlaraffenland - nichts tun müssen, versorgt werden, nur von einer Mahlzeit zur nächsten denken. So holt sie sich ihren Trost, ihre Entschädigung für ihre schlechten Chancen im Leben. Gleichzeitig hat der verantwortliche Kurarzt aus unerfindlichen Gründen ihre ohnehin üppige Dosis an Psychopharmaka noch einmal vervierfacht, somit ist sie für uns kaum noch erreichbar, hat tatsächlich Schwierigkeiten, dem Gruppenprozess zu folgen. Scheinbar ohne Gegenwehr nimmt sie diese chemische Abschaltung hin, äußerlich teilnahmslos hängt sie während der Sitzungen in ihrem Sessel.

Ein Intensivwochenende der Gruppe steht bevor. Schon Wochen vorher malt sich Marion aus, wie unangenehm das für sie werden wird. Die nötige Umstellung ihrer alltäglichen Gewohnheiten beunruhigt sie zutiefst. Was da auf sie zukommt, enthält zu viele Unbekannte: Eine Nacht nicht in ihrem sicheren Bett zuhause verbringen zu können, sondern improvisiert bei uns im KommRum, wo man sich Matratzen und Decken erst zusammensuchen muss; die Sorge, ob sie es wohl schaffen wird, sich hier zu waschen, und, natürlich, dahinter die bange Frage, ob sie es ertragen wird, zwei Tage lang so intensiv mit anderen Menschen zusammenzusein.

Dennoch, das Wochenende wird ein Erfolg, auch für Marion, und es wird daran deutlich, welche Bedingungen sie bräuchte. Es geht hauptsächlich darum, mit welchen Fassaden und Strategien ein(e) jede(r) aus der Gruppe sich vor Verletzungen schützt und sich dadurch im Leben behindert. Ich sehe Marion an diesen zwei Tagen zwischendurch völlig verloren vor sich hinstarren, und ich

mache mir Sorgen, ob wir ihr nicht mit diesem Thema zu nahe gekommen sind. Doch dann blüht sie auf, genießt das Zusammensein mit den anderen, beginnt wieder, sich mitzuteilen. Sie nervt die anderen etwas mit ihrer grenzenlosen Begeisterung für alles Essbare, was es an diesem Wochenende gibt - doch ihr Abschlusssatz, dass sie am liebsten immer so mit der Gruppe zusammen sein und in den Räumen des KommRum leben möchte, ist aus vollem Herzen gesprochen, eine Liebeserklärung, die mich rührt. Unter solchen Umständen, in einer solchen Gemeinschaft, ganz selbstverständlich dazugehörend, ohne die Drohung, dass die Gruppe wieder auseinander geht - da könnte sie sich entfalten.

Doch nach diesem Wochenende trifft sich die Gruppe eben weiter nur zwei Stunden pro Woche, und Marion zieht sich wieder zurück; eine Enttäuschung mehr, es hat sich wieder nicht gelohnt, Hoffnung zu investieren. In der Folgezeit spitzt sich die Situation zu: Marion eröffnet der Gruppe, dass sie nun demnächst (im stolzen Alter von 30 Jahren) endlich auf Rente gehen könnte; all ihre Mühen hätten nun ein Ende. Fassungslos ertragen Irene und ich diesen Schlag ins Gesicht - wofür machen wir hier überhaupt Therapie? Auch die Gruppenteilnehmer/innen sind platt: Sie, die sich abstrampeln, besser zu funktionieren, ihre Ängste zu überwinden, sehen sich in der Person von Marion mit der Seite in sich konfrontiert, die auch lieber aufgeben, sich nicht mehr anstrengen will. Das können sie nicht ertragen, sie reagieren mit zynischem Spott, und festigen Marion, die so viel Aufregung um das Thema Rente gar nicht verstehen kann, noch in ihrer Haltung.

Ich bin selbst nicht gefeit gegen den Reflex, den sie bei den anderen in der Gruppe auslöst, sich über ihre Versorgungshaltung lustig zu machen. Sie sprechen mir aus dem Herzen, wenn sie empört registrieren, wie Marion, die doch so wenig Geld hat, sich nach der Gruppensitzung mit dem Taxi nach Hause fahren lässt. Es ist natürlich ihre Angelegenheit, was sie mit ihrem Geld macht, aber etwas an ihrem Verhalten weckt unweigerlich den Impuls in mir, sie für ihre Bequemlichkeit zu tadeln. Es muss die begleitende Botschaft von Trotz, von Widerstand sein, etwas unterschwellig Aggressives, worauf ich so reagiere. Ich habe das Gefühl, sie könnte auch anders, und es gibt immer wieder Momente, wo ich erstaunt aufhorche, wenn etwas von Marions Pfiffigkeit aufblitzt. Allmählich festigt sich der Eindruck in mir, dass sie sich nur dumm stellt, und damit uns für dumm verkauft. Nicht nur uns: Eine stolze Menge von Ämtern, die sich mit ihr beschäftigen, versteht sie für ihre Interessen einzuspannen. Sie erreicht fast alles, was sie von ihnen erwartet, einfach, indem sie sich hilflos und lebensuntauglich stellt. Dafür lässt sie auch fast widerstandslos mit sich geschehen, was ihr von den verschiedenen Ämtern angetragen wird an „Maßnahmen“ und an Entscheidungen, was für sie gut sei. Eine ganze Reihe von Männern hat sie im Hintergrund, die ihr gerne etwas spendieren und sich dabei natürlich ihre Hoffnungen machen. Aber sie passt schon auf, dass sie sich nicht irgendwelche Abhängigkeiten einhandelt!

Irene und ich pendeln hin und her in unserer Strategie: Auf der einen Seite der Impuls, Marion stärker zu konfrontieren, sie gewaltsam aus ihrer „Baby-Rolle“ zu reißen, in der sie so sicher und kraftvoll uns in unsere Grenzen verweist; auf der anderen die Sorge, sie würde das nicht ertragen. Sollten wir ihr nicht stattdessen mit viel Verständnis und Geduld die Sicherheit vermitteln die sie braucht, um sich selbst zu entwickeln? Oder haben wir uns übernommen, sollen wir sie einfach in Ruhe lassen? Sie hat es sich jetzt zusätzlich noch angewöhnt, Teile der Sitzungen zu verschlafen. Erst gegen Ende wacht sie jeweils wieder auf und erntet dafür Ärger und zynische Kommentare von den anderen.

Es wird natürlich auch immer schwieriger: Die übrigen Gruppenmitglieder gewinnen zunehmend an Sicherheit, machen ihre Fortschritte, und Marion müsste jetzt noch größere Schritte tun, um mithalten zu können - die Schere geht immer weiter auseinander, ihre Lebenserfahrung wiederholt sich.

So rückt unaufhaltsam das Ende der Gruppe näher. Zum Abschied verbringen wir kurz vor Schluss noch mal ein Wochenende zusammen, diesmal außerhalb von Berlin. Marions Phantasie entdeckt wieder eine Unmenge an Risiken, sie schafft es aber trotzdem, mitzufahren. Doch, kaum sind wir am Ziel angekommen, wird sie prompt krank, nimmt nur sporadisch an der Gruppe teil. Selbst mit dem Essen ist sie kaum noch zu locken, so sehr setzt ihr diese Situation zu. Doch auf der Rückfahrt, geborgen zwischen Irene und mir sitzend, plappert sie unablässig vor sich hin. Ihr Redefluss ist kaum zu bremsen und verrät, wie wach sie ihre Umgebung registriert und wie sie sich im Zweifelsfall durchaus zu helfen weiß: Das vorher so unlösbar erscheinende Problem, wie sie ohne ihren Vater, der vorübergehend ins Krankenhaus musste, die Katzen ernähren sollte, wenn sie die Futterdosen nicht würde öffnen können, hatte sie auf völlig eigenständige und unorthodoxe Weise bewältigt. Mit Hilfe eines Hammers hatte sie den störrischen Büchsenöffner in die Dose getrieben. Schließlich, kurz vor dem Aussteigen, ganz unerwartet: „Schade, dass das Wochenende schon wieder vorbei ist!“

Dennoch, oder deswegen: Die Abschlusssitzung der Gruppe versäumt sie, als einzige Sitzung in diesen 10 Monaten, und als ich sie einige Tage danach im Café wiedersehe, muss ich sie nicht lange davon überzeugen, dass sie den Abschied nicht ausgehalten hat: Sie grinst, es ist ihr klar.

Ich tröste mich damit, dass Marion die Gruppe überhaupt durchgestanden hat, im Unterschied zu ihren früheren Erfahrungen. Aber ich habe mit ihr innerlich noch nicht abgeschlossen. Ich sehe sie weiterhin, wenn sie zum Einzelgespräch kommt (die bewilligte Einzelbetreuung läuft noch eine Weile weiter und ich habe inzwischen die Supervision ihrer Betreuerin übernommen), und ich erlebe sie auch häufig als Besucherin im Café. Ab und zu erzählt sie mir von ihrer parallel laufenden Arbeitstherapie, als ambulanter Gast in einer Klinik. Während sie vorübergehend schon ihre karge Rente bezieht, muss sie diesen letzten Versuch zur Rehabilitation noch über sich ergehen lassen. Ich höre sie klagen über die Unannehmlichkeiten, die ihr das frühe Aufstehen bereitet, und ich registriere ihre diebische Freude, wenn sie sich in dem Netz der Versorgung, das um sie herum gesponnen ist, kleine Vorteile eingeheimst hat, die die Patientenrolle ihr verschafft. Bisweilen sehe ich sie mit einem älteren Herrn, von dem sie sich Kaffee und Kuchen spendieren lässt, und höre ihre verwunderten Kommentare, als er sich plötzlich zurückzieht. Gegenüber einem Bekannten von ihr hätte er sich empört beklagt, Marion unterdrücke seine Sexualität, (sprich: der investierte Kuchen hätte sich nicht ausgezahlt), und Marion ganz unschuldig: „Mir hat er immer erzählt, dass er gar nicht will!“

Solche Dinge verkündet sie laut, vor aller Ohren, im Café, und ich merke noch Monate nach Ende der Therapie, wie der Stachel bei mir sitzt, wie mir ironische Bemerkungen herausrutschen, wenn sie sich ihr Taxi bestellt. Ich bin natürlich in meinem therapeutischen Ehrgeiz gekränkt. So erfolgreich hat mich noch selten jemand lahmgelegt. Aber es ist auch schwer mit anzusehen, wie sie immer mehr auf eine endgültige Karriere in einem psychiatrischen Wohnheim zusteuert. Der Bewilligungszeitraum des „Betreuten Einzelwohnens“ ist auch bald abgelaufen, und Gritta, ihre Betreuerin, ist frustriert; gegen das Bollwerk von Marions Versorgungshaltung ist sie nicht entscheidend angekommen. Als letzte Hoffnung für einen einigermaßen befriedigenden Abschluss bleibt die Suche nach einem Platz in einer Therapeutischen Wohngemeinschaft, da die Wohnsituation mit dem Stiefvater, der sich mit Heiratsabsichten trägt, keine Perspektive mehr hat. Aber Marion passt es nicht, dass der Aufenthalt in einer solchen WG auf drei Jahre beschränkt sein soll und sie ist gar nicht davon begeistert dass sie ihren Haushalt dabei selbständig führen müsste. Was ihr konkret angeboten wird, genügt nicht ihren Ansprüchen: Die eine Wohnung, im vierten Stock, ist nicht mit einem Aufzug zu erreichen, und Marion kann sich nicht vorstellen, so viele Treppen zu steigen. Eine andere liegt in einem Haus, das nachts mit einem Durchsteckschlüssel auf- und abgeschlossen werden muss - etwas derart Kompliziertes würde sie nicht schaffen. Marions Wünsche zielen eher auf ein Wohnheim, in dem sie bekocht würde, nicht mehr arbeiten

müsste, keine Verantwortung zu tragen hätte. (Marion korrigiert mich empört: Sie meint natürlich nicht so ein altmodisches Heim, wo man abends um acht zurück sein muss, sondern ein modernes, für junge Leute, mit allen Freiheiten, und wo man drinnen einkaufen kann!). In allen aus dem KommRum, die mit ihr in dieser Zeit zu tun haben, sträubt sich etwas bei dieser Vorstellung: Das darf man nicht unterstützen!

Warum nicht? Was ist es, weswegen ich Marion noch nicht einmal den Wunsch nach solch umfassender Versorgung zubilligen kann?

Da ist erst einmal unser „Konzept“, an dem sich meine Erfahrung mit Marion reibt. Eigenverantwortlichkeit, Selbstbestimmung gehören zu den Grundpfeilern unserer Philosophie. Für Marion wird daraus eine Forderung, die sie nur unter Druck setzt und ihren Totstellreflex auslöst. Sie setzt ihre ganze Kraft dafür ein, diesem Druck Widerstand zu leisten, sich nicht für sich selbst einsetzen zu müssen.

Das ist der andere Punkt, der mich nicht ruhen lässt. Ich empfinde sie gar nicht als so schwach und hilflos, wie sie sich gibt; ich spüre in ihrem Widerstand vielmehr eine ungeheure Kraft, eine ausgeprägte Zähigkeit. Doch sie nutzt sie meist nur, um irgendetwas Schlimmes, was vielleicht passieren könnte, zu verhindern und die Attacken von anderen Menschen, die ihr passives Sicherheitssystem aufknacken, sie in Schwung bringen wollen, zu neutralisieren. Ich kann einfach nicht mit ansehen, wie sie mit diesem defensiven Lebensprogramm alle ihre Energien und Talente vergeudet.

Aber da scheint noch mehr zu sein, auch bei mir, sonst könnte sie nicht so leicht den Reflex in mir auslösen, sie für ihre Bequemlichkeiten zu hänseln. Ich bin wohl selbst mit diesem Thema nicht im Reinen. Mein Lebenskonzept geht gerade in die andere Richtung: Unabhängig sein, möglichst viel selbst machen, für mich selbst sorgen, meine Wünsche an andere zügeln, ein Projekt mit aufbauen und weiterentwickeln, Einfluss nehmen, arbeiten, Pläne schmieden, mir keine Ruhe gönnen... Verständnis für jemanden, der/die andere für sich sorgen lassen möchte, kann ich mit dieser Haltung wohl nicht überzeugend vermitteln.

Schließlich komme ich auf die Idee, Marion zur „Kronzeugin“ für das Thema „Versorgung“ in diesem Buch zu machen. Sie ist unter unseren Gästen diejenige, bei der ich am meisten den persönlichen Hintergrund ihrer Versorgungshaltung kenne. Gleichzeitig fasse ich den Entschluss, etwas mit mir selbst zu experimentieren, in der Hoffnung, nicht mehr in Marions ausgelegte Fallen zu tapen, sie nicht mehr zwanghaft zur Aktivität drängen zu müssen. Vielleicht könnte ich damit auch meine eigenen Grenzen erweitern.

Ich halte mich an die Idee, es müsste etwas geben, was ihr Verhalten stimmig sein lässt. Ich versuche mich in Marion hineinzusetzen, ihre Wünsche nach Versorgung gutzuheißen; noch einmal vergegenwärtige ich mir ihre Lebensgeschichte und ihre Situation heute, lasse gefühlsmäßig auf mich wirken, was ich als Information schon weiß.

Ich nehme das Ergebnis vorweg: „Schneewittchens Rache“ - unter dieser Überschrift sehe ich jetzt ihr Leben. „Ihr habt mich nicht gewollt, ich war euch nicht schön genug - jetzt lasse ich euch das spüren: Sorgt gefälligst für mich!“

Es ist wie verhext: Immer wenn ich versuchte, mir Marions Geschichte in Erinnerung zu rufen, sei es für das Gutachten zur Therapiebewilligung oder jetzt, um sie hier zusammengefasst wiederzugeben, verschwimmen alle Informationen, alle Jahreszahlen und Ereignisse in einem undurchdringlichen Nebel. Im Gespräch mit Marion, als ich mein Gedächtnis auffrischen will,

vergesse ich mitzuschreiben. Wie in Trance sitze ich da, kann nichts behalten. Marion erzählt allerdings auch recht verhalten und einsilbig von ihren Erlebnissen. Sie scheint mich einzulullen - so erkläre ich mir dieses Phänomen zum Ende der Stunde, als ich wieder munter werde; vielleicht geht sie mit sich so ähnlich um.

Marions Erscheinen auf dieser Welt passt nicht in die Lebensplanungen ihrer alleinstehenden Mutter. Die hat schon genug mit sich selbst zu tun, für eine Tochter mit ganz unmittelbaren, fordernden Bedürfnissen ist da kein Platz; allenfalls in der Phantasie, als bewunderte Schönheit, von deren Glanz vielleicht auch etwas für die Mutter abfallen wird. Aber diese lange Zeit, bis die Tochter auf eigenen Beinen stehen kann...! So wächst Marion bei den Großeltern auf. Sie versuchen, den „Fehltritt“ ihrer Tochter an der Enkelin gutzumachen, verwöhnen sie, nehmen ihr viele Mühen ab und bewahren sie mit Erfolg vor dem Leben „draußen“. Als Marion fünf Jahre alt ist, heiratet die Mutter ihren neuen Freund, und Marion siedelt zu Mutter und Stiefvater über: Jetzt soll alles in Ordnung kommen. Doch was folgt, ist ein Gezerre, ein ewiges Streiten zwischen der Mutter und den Großeltern: Nach wessen Vorstellungen soll das Kind erzogen werden?

Was Marion knapp andeutet, scheint eine Atmosphäre voller Spannungen gewesen zu sein. Die Großeltern ziehen über die nach ihrer Ansicht unzuverlässige, unreife Mutter her, diese wiederum kämpft um ihre Anerkennung als Mutter und um ein bisschen Glück für sich selbst. Dazwischen Marion, nicht gefragt nach ihren Wünschen. Und selbst wenn: Wofür sollte sie sich entscheiden? Es wäre so schön, endlich eine richtige Familie zu haben, und nicht immer von den anderen Kindern so schief angesehen zu werden, nicht immer mit der Kränkung leben zu müssen, dass sie keinen richtigen Vater hat.

Gerade an diesem wunden Punkt bekommt sie von ihrer Mutter keine Unterstützung, sondern wird zusätzlich noch verwirrt. Sie soll den Nachbarn nicht sagen, woher sie ihre ungewöhnlichen braunen Augen hat, sprich: Sie soll ihren wahren Vater nicht verraten - so, als gäbe es da ein Geheimnis oder eine Schande, die man verbergen muss. Andererseits hört sie ihre Mutter in der Kneipe tönen, Marion wäre ihr ein liebes Andenken an jenen tollen Mann, von dem sie heute noch schwärmen würde. Bei anderen Gelegenheiten wiederum erfährt Marion von der Mutter, sie hätte sich von ihrem richtigen Vater, mit dem sie schon verlobt gewesen sei, getrennt, weil er so viel getrunken habe, und auch sonst lässt die Mutter kein gutes Haar an ihm. Was ist denn nun wahr? Vielleicht wäre es bei den Großeltern ja doch sicherer; schon einmal hat die Mutter sie im Stich gelassen, und in der Ehe von Mutter und Stiefvater bahnt sich schon eine Krise an...

In diesem Zwiespalt wächst Marion heran und sie findet auch keinen Ausgleich im sozialen Leben draußen, mit den anderen Kindern. Sie gehört nicht so recht dazu, hat wenig Gelegenheit, spielerisch die nötigen sozialen Fertigkeiten zu lernen. Ihr Leben ist bestimmt von Ängsten: Angst vor Dunkelheit, Angst, etwas falsch zu machen, Angst vor Konflikten mit anderen Menschen. Sie lernt die Strategie, wie eine Schildkröte den Kopf einzuziehen und sich abzuschotten, die Wirklichkeit auszublenden. Was sie erlebt, was sie quält, darüber kann sie mit niemandem reden, und Liebe kennt sie nur in Form von gutem Essen und Verwöhnung. Niemand sagt ihr: „Ich habe mich auf dich gefreut!“

Die Beziehung zwischen Mutter und Stiefvater entwickelt sich wirklich bald zu einem Alptraum, die Mutter sucht sich andere Männer. Erst läuft das noch heimlich: Der eifersüchtige Ehemann verfolgt Frau und Konkurrenten im Auto, Marion muss mit der Mutter im Wagen des Liebhabers fahren, wird wider Willen ihre Komplizin. Sie soll sich im Auto ducken, um vom Stiefvater nicht erkannt zu werden - was bleibt Marion in diesem Spannungsfeld, als sich noch mehr zurückzunehmen und still zu halten? Warum die Mutter sie bei diesen Fahrten mitgenommen hätte? „Vielleicht wollte sie verhindern, dass ich dem Vater verrate, wo sie ist.“ Oder sie hätte vielleicht

den Vorwürfen ihres Mannes zuvorkommen wollen, sie kümmere sich nicht genug um ihre Tochter, spekuliert Marion... Später „entspannt“ sich die Situation, die heimlichen Liebschaften werden offiziell, und der Stiefvater ist angeblich erleichtert darüber - jetzt hätte er endlich seine Ruhe vor dieser Frau, die ihn mit ihrer Unrast, ihrer Sprunghaftigkeit belastet. Marions Lektion, die sie lernt: Beziehungen gehen nicht gut, wirkliche, dauerhafte Liebe scheint es nicht zu geben.

Es folgt die Pubertät, der Weg ins Berufsleben, die Suche nach ihrer Identität als Frau. „In meiner ersten Ausbildung bin ich mit meiner Meisterin nicht besonders gut ausgekommen“ - hinter solch vornehmer Umschreibung verbergen sich Monate und Jahre der Qual. Marion hat eine Lehre als Fotografin begonnen, aber sie geht schon ängstlich zur Arbeit; aus Sorge, etwas falsch zu machen, arbeitet sie langsam. Ihre Meisterin traut ihr daher nicht viel zu, und benutzt sie für die einfachen Routinearbeiten. Kein einziges Mal kommt Marion dazu, das zu tun, was sie lernen möchte, weswegen sie diese Ausbildung überhaupt macht - nämlich fotografieren. Fassungslos muss sie erleben, wie sie gekränkt und zurechtgewiesen wird. Damit hat sie nicht umzugehen gelernt, sie kann nur schweigen und warten, dass ihr jemand die Schwierigkeiten aus dem Weg räumt. Das macht natürlich alles noch schlimmer; schließlich, sie ist gerade 16 Jahre alt, hält sie alles nicht mehr aus und versucht in ihrer Angst vor der Meisterin, sich das Leben zu nehmen - doch sie überlebt.

Aber immerhin hat sie schon einen Freund. Sie kann zeigen, dass sie eine richtige Frau ist und etwas zu bieten hat. Die Mutter ist auch ganz angetan, und lädt den jungen Mann ein, bemüht sich auffallend um ihn. Wenn Marion heute davon erzählt, schwingen Zweifel daran mit, was ihre Mutter damals wohl für Absichten hatte. Das Verhältnis zu ihrer Mutter birgt überhaupt so viele Unklarheiten und Widersprüche, Marion weiß nie so recht, wie sie mit ihr dran ist: Will die Mutter denn nun, wie sie behauptet, dass Marion schön sein und bei Männern Erfolg haben soll, oder würde sie in Wirklichkeit gar nicht ertragen, von der Tochter übertrumpft zu werden? Andererseits, wenn Marion im Leben nicht zurechtkommt, ist das nicht ein unablässiger stummer Vorwurf an die Mutter, sie hätte sich nicht genug um sie gekümmert? Die Konflikte häufen sich in den nächsten Jahren, und eines schlimmen Tages schließlich bricht aus der Mutter der ganze Jammer ihres Lebens heraus: Nur wegen Marion hätte sie geheiratet, und was hätte sie jetzt davon - eine missratene Tochter, und eine schreckliche, freudlose Ehe...

Damit zertrümmert sie Marion endgültig die Basis ihrer Existenz, zerfetzt brutal das Gespinnst von Selbsttäuschungen und frommen Wünschen: Marion war nicht willkommen, ist nicht willkommen, sie ist nur eine Quelle des Unglücks ihrer am Leben verzweifelnden Mutter. Das ist zuviel, darüber kann man nicht mehr reden, alles in Marion bricht zusammen, der erste längere Aufenthalt in der Psychiatrie ist die Folge.

Bald danach zerbricht auch die Beziehung zu ihrem Freund. Der Stiefvater mischt sich ein, als Marion zum ersten Mal außer Haus übernachtet, und versucht an ihr zu korrigieren, was in seiner Ehe schief läuft: Das wäre Kuppelei, befindet er, so etwas ginge nun mal nicht, und der junge Mann nimmt das zum Anlass, sich zurückzuziehen.

Marion versucht, sich selbständig zu machen. Zwar hat die Ausbildung nicht geklappt, und sie ist auf wechselnde Jobs angewiesen, aber eine eigene Wohnung wird sie sich schon noch leisten können. Sie zieht von zu Hause aus, aber auf die Dauer erträgt sie die Einsamkeit nicht, sie sträubt sich, zur Arbeit zu gehen und die Demütigungen dort weiter zu ertragen, und wieder kommt sie wegen „Depressionen“ in die Psychiatrie.

Schließlich klappt es aber doch mit dem Alleine-Wohnen, und einige Jahre hält Marion sich ganz gut über Wasser. Zwei Themen bestimmen ihr Leben: Ob sie es schaffen wird, endlich einen

richtigen Beruf zu finden (verschiedene Umschulungsmaßnahmen macht sie ergebnislos mit), und ob es mit den Männern klappt. Ihre Mutter liegt ihr in den Ohren, sich doch endlich mal „flott zu machen“, sich wenigstens Dauerwellen legen zu lassen. Weswegen ihre Mutter so darauf erpicht gewesen sei? „Sie wollte mich wohl unter die Haube bringen, damit ich endlich versorgt und sicher bin.“ Marion gibt sich Mühe, unterzieht sich sogar einer Schönheitsoperation, aber das hilft nicht viel gegen den tiefsitzenden inneren Zweifel an sich selbst.

Immerhin bleibt sie fast ein Jahrzehnt der Psychiatrie fern, auch wenn sie immer wieder von massiven Ängsten geplagt wird, vor allem wenn sie unter vielen Menschen sein muss. Sie unternimmt verschiedene Anläufe zu einer Therapie, getrieben von der Sehnsucht, es müsste doch mehr aus ihrem Leben zu machen sein. Aus einer Therapiegruppe ist sie gerade empört weggegangen, als ich ihr schließlich zum ersten Mal in der Beratung im KommRum gegenüber sitze. Sie wäre beschränkt und einfältig, hätte einer der Teilnehmer zu ihr gesagt, und das brachte das Fass zum Überlaufen, nachdem sie sich in dieser Gruppe ohnehin nicht so aufgehoben gefühlt hatte.

Im KommRum findet sie jetzt wieder neuen Anschluss, nimmt an einer Frauengesprächsgruppe teil, und erlebt hier doch wieder dasselbe: Die anderen Frauen würden Marion gerne sagen, wie schwer sie es ihnen macht, zu ihr Zugang zu finden. Sie versteht nur, dass sie kritisiert wird, schließt sich weiter ab. Das bringt die anderen noch mehr auf, und Marion, ohnmächtig gegenüber den geschickter argumentierenden Frauen, fühlt sich vollends in die Enge getrieben. Es bleibt ihr in ihrer Bedrängnis nur noch, „mit Gegenständen zu werfen“; haarscharf am Kopf der Gesprächsleiterin vorbei fliegt die Kaffeetasse an die Wand, und Marion rennt davon.

Dennoch ist dies eine Zeit der Hoffnung, des Aufbruchs. Sie hat einen Kreis von Bekannten, wo sie gut integriert ist, viele Männer aus der Szene der Psychiatriebetroffenen sind an ihr interessiert und ein ganzes Jahr lang geht sie nun zur Schule. Mit der Ausbildung zur Altenpflegerin scheint sich die glückliche Wende anzubahnen. Auch ihr Verhältnis mit Mutter und Stiefvater bessert sich. Fast täglich geht sie zu ihnen zum Essen, weil sie jetzt nur wenig Geld verdient, und die zweideutige Reaktion ihrer Mutter kennt sie ja schon: Mal beklagt sie sich, dass Marion schon wieder kommt, und wenn Marion konsequenterweise wegbleibt, passt das der Mutter auch wieder nicht. Aber Marion wirft das nicht um, sie versteht es, sich innerlich in Sicherheit zu bringen, und freut sich lieber darüber, dass ihre Eltern ihr in dieser Zeit so viel geben - sie betont das ganz besonders, es scheint Gradmesser für ihr Wohlbefinden zu sein.

Nach diesem Jahr hat sie endlich eine Ausbildung zu Ende gebracht, es fehlt nur noch das Praktikum, in dem sie beweisen soll, dass sie der Arbeit auch wirklich gewachsen ist. Aber es ist, als klebe ihr das Unglück an den Füßen, oder auch, als könne sie tief innerlich nicht so recht glauben, dass sich alles zum Besseren wenden würde. Das erste Praktikum beendet sie nach zwölf Tagen. Wieder hat sie, aus Angst zu versagen, zu langsam gearbeitet. Man bietet ihr einen Auflösungsvertrag an und empfiehlt ihr, sie solle Therapie machen. Enttäuscht sitzt sie zuhause herum, und muss in diesen Wochen auch noch hautnah miterleben, dass eine Mitschülerin, mit der sie befreundet ist, so viel attraktiver zu sein scheint, mehr Chancen bei den Männern hat. „Da hab' ich Komplexe gekriegt“, fasst Marion die Kränkungen dieser Zeit lakonisch zusammen. Zweimal in diesen Monaten explodiert sie, entlädt mit Gewalt, was sie eingesteckt hat, tobt in ihrer Wohnung und wirft die Einrichtung aus dem Fenster.

Sie kriegt sich wieder ein, und tritt zum zweiten Mal, diesmal in einer anderen Stelle, zum Praktikum an. Und wieder fühlt sie sich vor den Anforderungen wie gelähmt; in einem Zustand der Trance, apathisch auf das vernichtende Urteil wartend, verbringt sie die ersten Tage, schließlich wird ihr nahegelegt, doch freiwillig in eine psychiatrische Klinik zu gehen.

Sie lässt es mit sich geschehen, und muss feststellen, dass hier auf der Station, wo sie Hilfe finden soll, sich einige Tage lang keiner um sie kümmert. Sie bleibt alleine mit dem Gefühl, endgültig versagt zu haben, und das einzige, was sie schließlich bekommt, sind Medikamente, eine kräftige Dosis Haldol. Danach, so ihre Schilderung, geht es erst richtig los. Es kommt ihr plötzlich alles so fremd vor, nichts in dieser ohnehin ungewohnten Umgebung ist ihr mehr vertraut. Die Welt um sie herum beginnt sich zu verschieben, Blumensträuße geraten von selbst ins Wackeln, aus dem Türschließmechanismus oben an der Tür zur Station sprühen Laserstrahlen. Eine Mitpatientin im Zimmer liegt plötzlich so komisch im Bett - was soll das alles denn bedeuten? Als die Frau im Bett schließlich die Augen öffnet und sie so merkwürdig anblickt, wird Marion schließlich von der Angst überwältigt: Diese Frau will ihr etwas Böses antun!

Diesmal bleibt sie mit ihrer „Psychose“ lange in der Klinik, und noch bevor sie wieder entlassen wird, kommt der nächste Schock. Ihre Mutter springt (oder fällt? Bis heute weiß niemand etwas genaueres darüber) aus dem Fenster in den Tod, und das an Marions Geburtstag, als sie sich schon darauf freute, Besuch von zu Hause zu bekommen. „Ich konnte es kaum glauben“, schreibt sie darüber lapidar in den Fragebogen zur Lebensgeschichte, als sie sich ein halbes Jahr später zur Therapie im KommRum anmeldet. Sie wohnt inzwischen beim Stiefvater und hat sich vor der feindlichen Welt hinter ihren Ängsten verschanzt. Was mag an Erschütterung hinter diesem Satz stehen? Nach außen dringt es nicht, andere dürfen an Marions Gefühlsleben nicht Anteil nehmen, weil sie sich dadurch selbst nicht mehr von all diesen Schrecken distanzieren könnte.

Wenn ich das alles so geballt an mir vorüberziehen lasse und versuche, die Verletzungen nachzuvollziehen, verändert sich tatsächlich mein bisheriges Bild. Ich finde es jetzt verständlich, dass Marion versucht, die schrecklichen Erinnerungen auszublenden, alle scharfen Konturen weichzuzeichnen. Vor allem erschüttert mich: Es gibt in ihrem Leben kaum Gegengewichte, sie hat kaum von jemandem gehört, dass er/sie etwas an ihr gut findet, sie hat so gut wie keine Anerkennung erlebt. Ich komme mir plötzlich so unverdient privilegiert vor, und bewundere Marions Lebenskraft, die sie trotz aller Entmutigung immer wieder von vorne anfangen lässt.

Ich kann jetzt auch ihre Entscheidung besser nachvollziehen, einfach zu verstummen und sich dumm zu stellen, wenn andere sie fordern, seien es Vorgesetzte, Leute, die ihr überlegen sind, und eben auch Therapeuten. Alles ist erträglicher, als die Unsicherheit auszuhalten, ob sie ihre Aufgabe richtig macht. Andererseits spüre ich auch die Verlockung der Macht, die sie mit dieser Passivität, mit der Fertigkeit, sich zu verweigern, in der Hand hat - eine süße Rache dafür, dass ihr der vorgesehene Schönheitspreis vorenthalten wurde. Es muss ein Genuss sein, natürlich nur insgeheim, andere Menschen so ohnmächtig zu machen und außer Gefecht zu setzen, und eben gerade die, die so erfolgreich und beliebt sind, die meinen, schöner zu sein und besser zu wissen, wo's langgeht - hier kann man sie alle am besten packen.

Ich kann, mit diesem eindringlichen Bild von Marions Lebensgeschichte im Kopf, die Reizwörter besser überhören, die früher sofort meine ironische Reaktion in Gang setzten und mir die Illusion gaben, so viel lebensstauglicher zu sein. Ich schaffe es, mit ihr zu scherzen, ohne veräppelnde Untertöne, und ihr im freundlichen Geplänkel ihre Eß- und Versorgungswünsche zuzugestehen. Wenn sie an die Theke kommt, und begierig fragt, welche Salate es denn heute gebe, kann ich ihr den Genuss gönnen, und es macht Spaß, mit ihr zu erörtern, dass der geeignetste Beruf für sie wohl „Vorkosterin“ wäre. Ich sehe mehr in ihr das glückliche, satte Baby, wenn sie sich etwas gegönnt hat, ich nehme öfter als früher und jetzt eindeutig wohlwollend wahr, wie sie mit den Armen wedelt, wenn sie sich wohlfühlt, und ich merke: Genau das bräuchte sie, im Nachhinein, dass jemand sie einfach mit ihren beinahe unstillbaren Bedürfnissen gut findet, wie eine Mutter, die ihr

Baby willkommen heißt und sich über seinen Appetit freut, eine Mutter, die auf die Signale von Lust und Lebensfreude genauso zurückreagiert.

Ich habe Marion das Bild von „Schneewittchens Rache“ erzählt. „Na, du bist mir aber einer!“ tut sie empört. Aber ich habe möglicherweise den Nagel auf den Kopf getroffen - sie wird danach ganz ausgelassen. Erleichtert und dankbar hört sie, wie ich ihr endlich zubillige, dass ihre Wünsche, es sich bequem zu machen und sich versorgen zu lassen, in Ordnung sind.

Seit einigen Wochen bahnt sich eine Veränderung an, berichtet mir Gritta, ihre Betreuerin, mit der ich die Idee öfter durchgespielt habe, wie es wäre, Marion entgegen allem eigenen inneren Sträuben einfach mal in die Abgründe ihrer Versorgungswünsche zu folgen. Sei es, weil die Betreuungszeit unwiderruflich zu Ende geht und Marion nun handeln muss, oder weil Gritta inzwischen aufgegeben hat, an Marion Erwartungen zu richten, oder auch einfach, weil endlich die Medikamentendosis herabgesetzt wurde: Jedenfalls ergreift Marion nun öfter die Initiative im Gespräch, macht Zukunftspläne und vertritt neuerdings selbst die Haltung, sie dürfe ihre Lebenschancen nicht so einfach verspielen. Sie hat nun tatsächlich einen Platz in einer Therapeutischen Wohngemeinschaft in Aussicht, und trotz aller Unannehmlichkeiten (es wäre ihr immer noch lieber, einen Ort zu haben, wo sie auf Dauer leben kann) scheint sie sich ernsthaft darauf einzulassen.

Im Netz der Institutionen

Am Beispiel von Marion habe ich versucht nachzuzeichnen, wie bittere Lebenserfahrungen jemanden in die Haltung treiben, sich versorgen zu lassen, und wie sie die Bereitschaft untergraben, das eigene Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Es liegt auf der Hand, was jemand mit solch einer Lebensgeschichte braucht, damit seine seelischen Verletzungen heilen und seine „Symptome“ unnötig werden: Stabile, klare und liebevolle Beziehungen zu anderen Menschen, Beziehungen, die den nötigen emotionalen Halt geben und gleichzeitig das persönliche Wachstum, die Eigenständigkeit fördern, statt sie zu untergraben.

Es müsste jemand da sein, der einen liebt, genau so wie man ist, ohne Hin und Her, ohne Bedingungen, jemand, der mit sich selbst im Reinen ist, der selbständig sein kann und auch keine Angst vor Nähe hat. Es müsste jemand sein, der die erlittenen Schmerzen mit einem teilen kann und auf diese Weise dazu beiträgt, dass sie neu verarbeitet werden können; jemand, der in seiner persönlichen Eindeutigkeit Orientierung und Vorbild sein kann, der auch nach Bedarf Grenzen setzt und hilft, Vertrauen in die kollektive Wirklichkeit zu fassen. So könnte ein verletzter Mensch die eigenen Kräfte wieder dazu nutzen, sein Leben selbst zu gestalten; er müsste sie nicht länger vergeuden im Bemühen, neue Verletzungen zu vermeiden oder die Erinnerung an alte Wunden im Schach zu halten.

Ein unrealistischer Traum - jagen doch selbst die „normalen“, gut funktionierenden Mitbürger(innen) diesem Idealpartner meist hoffnungslos hinterher. Das Verhältnis von Angebot und Nachfrage nach Liebe und Geborgenheit ist chronisch unausgewogen. In dieser Mangelsituation haben die „Normalen“ noch die besseren Chancen. Sie sind gefestigter, in ihrer Bedürftigkeit nicht ganz so grenzenlos und bedrohlich. Das macht sie attraktiver. So erleben die, die ohnehin zu kurz gekommen sind, gerade wegen ihres Defizits statt eines Ausgleichs täglich neue Enttäuschungen, werden noch mal zurückgesetzt...

Wer so verzweifelt ist, dass er sich eine eigene Wirklichkeit schaffen muss oder versucht, sein unerträgliches Dasein zu beenden, hat vermutlich keine ausreichend tragfähige Beziehungen zu anderen Menschen. Manchmal sind die, die ihm nahe stehen, noch mit in sein Elend verstrickt, verwirren zusätzlich statt zu unterstützen. Die zunehmend anonymen Strukturen der Gesellschaft verringern die „naturwüchsigen“ Hilfsmöglichkeiten aus dem Freundeskreis oder der Nachbarschaft. Professionelle Helfer müssen einspringen, um den Teufelskreis von Ablehnung, Selbstverachtung, fehlendem Selbstvertrauen und weiterem Misserfolg zu durchbrechen und neue, positive Erfahrungen möglich zu machen, aus denen heraus jemand wieder optimistisch und mit anderer Ausstrahlung und Belastbarkeit in soziale Situationen hineingehen kann.

Ein Beispiel für professionelle Unterstützung ist die psychotherapeutische Beziehung: Ein neutraler Mensch bietet sich an, mit dem das eigene Defizit an Liebe, Kontakt und Klarheit der Beziehung noch einmal durchgespielt werden kann; einer, der das erlebte Leid mit-tragen kann und die Sicherheit vermittelt, einen auch in kritischen Zeiten der Beziehung nicht im Stich zu lassen. Auf dieser Basis können eigene ungeschickte Strategien schonend offengelegt und Wünsche an andere Menschen noch einmal an der Person des Therapeuten durchgespielt werden, bis eine Versöhnung möglich ist. Versöhnung kann auch heißen: Ich gestehe mir mit Schmerzen ein, dass ich das, was mir mein Leben lang gefehlt hat, auch nicht mehr nachträglich bekommen werde; aber ich erlebe, dass mein Schmerz und meine Wünsche nach Ausgleich vom Therapeuten stellvertretend für Menschen aus meiner Geschichte akzeptiert werden. Dieses Ideal einer therapeutischen Begleitung ließe sich, theoretisch, in vielerlei Weise realisieren: Auf der Ebene von Gesprächen oder bei ganz

konkreten alltäglichen Aktivitäten - je nachdem, wie jemand persönlich am besten zu erreichen ist; auch in ganz unterschiedlichen äußeren Arrangements - sei es am Arbeitsplatz, wenn jemand lernen will, wieder Vertrauen in seine Fähigkeiten zu gewinnen, in einer Wohngemeinschaft, in der man die Sicherheit findet, nicht alleine seinen Problemen ausgeliefert zu sein, in einer Einzeltherapie oder auch in einer Art „Erholungsstätte“, die die Chance gibt, nach einem Zusammenbruch liebevoll umsorgt zu werden und wieder zu Kräften zu kommen.

Die aktuelle Wirklichkeit ist von diesem Ideal weit entfernt. Eine therapeutische Beziehung ist ohnehin kein Allheilmittel: Es gibt keine Garantie dafür, dass sie im konkreten Fall auch tatsächlich hilft. Sie setzt ferner voraus, dass sich jemand freiwillig dafür entscheidet. Wer sich gerade selbst in eine andere Wirklichkeit katapultiert hat, sieht vielleicht gar nicht ein, wieso er Therapie brauchen sollte - es geht ihm jetzt gerade gut, er hat sich endlich befreit, was soll daran behandlungsbedürftig sein? Ebenso wenig passt therapeutisches Vorgehen in Situationen, in denen jemand, aus seiner verrückten Sicht der Welt heraus, gewalttätig wird; sie verlangen konkreteres, praktisches Handeln, unter Umständen auch Zwang (obwohl auch hier therapeutisches Wissen mit einfließen und die Situation entschärfen kann). In gleicher Weise würde Therapie völlig danebengreifen, wenn es eigentlich zunächst um soziale und Ökonomische Notsituationen geht, wenn jemand kein Dach über dem Kopf und keinen Pfennig in der Tasche hat.

Wer in seiner seelischen Not nicht mehr alleine zurechtkommt und eine psychiatrische Einrichtung aufsucht (oder von anderen dorthin gebracht wird), sieht sich zudem in der Regel einer Institution, nicht einem einzelnen Therapeuten gegenüber. Der persönliche Kontakt mit den Helfern, den er zur Bewältigung seiner Krise dringend braucht, wird beschränkt durch die Sachzwänge der Einrichtung. Das Personal hat noch tausend andere Dinge zu erledigen und ist oft einfach chronisch überfordert von so viel Bedürftigkeit, von so vielen ausweglos erscheinenden Schicksalen oder von den anstrengenden, verrückten Kapriolen einzelner „Patienten“.

An die Stelle von Kontakt tritt dessen Surrogat, die „Versorgung“ der Grundbedürfnisse: Nahrung, ein Platz zum Schlafen (heute noch geht es bei der Diskussion über Kliniken um „Betten“), ein fester Aufenthaltsort (nach Bedarf auch so fest, dass man nicht mehr davon wegkommt), und vor allem Ruhe und Ordnung. Dem „Patienten“ (oder den Helfern) unliebsame Gefühle werden durch Psychopharmaka gedämpft, die Gesellschaft draußen wie der soziale Mikrokosmos drinnen in der Anstalt werden vor Störungen bewahrt. Das hat alles herzlich wenig mit der individuellen Not zu tun. Lediglich ihre Folgen werden verwaltet - ein Sicherheitssystem, gerade passend zur Haltung vieler Verrückter, sich lieber in der Verrücktheit einzurichten als sich den Unsicherheiten des eigenen Lebens zu stellen.

Mit solcher Überbetonung funktionaler Abläufe fügen die psychiatrischen Institutionen denen, die sie da verwalten, häufig zusätzlichen Schaden zu. Diese sind ja in einer besonders sensiblen Verfassung - entsprechend empfindsam reagieren sie auch auf die institutionellen Bedingungen. Wie viel wiegt da zum Beispiel ein persönlicher Kontakt von 15 Minuten pro Tag gegenüber dem Erleben des unpersönlichen, kaum anregenden Tagesablaufs auf einer Station in der restlichen Zeit? Institutionen entwickeln ihre Eigengesetzlichkeiten und ihre eigenen Interessen, die im Zweifelsfall Vorrang haben vor denen der Betreuten. Der einzelne Mensch erlebt, dass er zum „Fall“ wird; das, was ihn persönlich ausmacht, seine Einzigartigkeit, interessiert niemanden mehr. Er ist Gegenstand von Verwaltung, und nach kurzer Zeit reduziert sich sein Selbstbild auch auf diese Rolle - der Rückkopplungseffekt der Demütigungen und Missachtungen besteht ungebrochen fort, statt sich umzukehren.

Es gilt zu differenzieren. Weniger denn je gibt es die Psychiatrie, den Psychiater. Das Spektrum der psychiatrischen Einrichtungen hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten aufgefächert. Geblieben

ist freilich das Prinzip der Institution, zu wenig reflektiert sind die Folgen, die eine Begegnung mit Institutionen für die Betreuten hat.

Dass die Kliniken alten Stils, die „Heil- und Pflege-Anstalten“, „Irrenhäuser“, „Klappmühlen“ oder wie immer sie früher offiziell oder im Volksmund hießen, für ihre Insassen nur in Ausnahmefällen heilsam waren, darin stimmen im Nachhinein alle überein. „Schlangengruben“ nennt man sie heute gerne im Rückblick. Es waren Orte des Schreckens, wo Tausende von unglücklichen Menschen zusammengepfercht waren, Orte, deren Namen alleine schon den Menschen in ihrem Einzugsbereich Schauer über den Rücken jagten: München-Haar, Berlin-Wittenau, Hamburg-Ochsenzoll, Wiesloch, Viersen, Hadamar, Andernach... Jeder Landstrich hatte seinen Ort, sein Irrenhaus, meist fernab von den sonstigen Lebenszusammenhängen. Hier wurden Menschen herumgeschubst und geschlagen, mussten in Anstaltskleidung herumlaufen, waren in Massensälen untergebracht und „lebten“ oft Jahre oder ein ganzes Leben unter diesen Bedingungen. Therapie oder persönliche Gespräche gab es kaum, stattdessen Zwangsjacken, Fixiergurte, später Elektroschocks und andere Krampf- „Kuren“, bis schließlich mit dem Einzug der Psychopharmaka apathische Friedhofsruhe einkehrte, wo früher in der Vorstellung der Welt draußen Zerrbilder von Menschen getobt, geschrien hatten. Wer unter solch entwürdigenden Umständen lebte, entwickelte zwangsläufig verrückte „Symptome“.

Heute gleicht die Psychiatrie der Republik einem Flickenteppich. Manche Regionen werden nach wie vor von Großkliniken dominiert, in besserem baulichen Zustand als früher und etwas verkleinert (aber nicht etwa infolge von grundsätzlichen Strukturveränderungen: Die „schwersten Fälle“, die „Chroniker“, die seit Jahrzehnten in den Kliniken lebten, darunter viele „Pflegefälle“ wurden in den letzten Jahren in kleine Heime abgeschoben und vegetieren dort unter Ausschluss der Öffentlichkeit vor sich hin). Das Angebot an Kontakt und Gesprächen für Menschen in Not bleibt in diesen Landstrichen völlig unzureichend, Hilfsangebote außerhalb der Klinik sind Mangelware. Psychopharmaka in üppiger Dosierung bestimmen die „Behandlung“; was einen „Patienten“ verrückt gemacht oder zum Selbsttötungsversuch getrieben hat, danach wird nicht weiter gefragt - er ist eben „krank“ und die Ärzte und Pflegekräfte wissen es nicht anders. Die Abschirmung vor der Welt draußen funktioniert weiterhin, nur selten gelangen Informationen über Skandale wie illegale Medikamentenversuche oder mysteriöse Todesfälle nach draußen.

In anderen Regionen müht sich engagiertes Personal, für die persönlichen Hintergründe von Menschen in Lebenskrisen aufgeschlossen, die Quadratur des Kreises möglich zu machen. In nach wie vor zu großen Kliniken, ohne Rückendeckung durch Politik und Verwaltung, reiben sich die Mitarbeiter/innen an dem zu engen finanziellen Rahmen und den starren institutionellen Strukturen auf. Ein trostloser Kreislauf: Zuwenig Stellen bedeutet zuwenig Zeit für wirkliche Kontaktaufnahme, bedeutet in verstärktem Maße Zwangsmaßnahmen (weil das Personal ja zur Verantwortung gezogen wird, „wenn etwas passiert“); Zwangsmaßnahmen wiederum steigern natürlich die Erregung der Patienten - sie „müssen“ entsprechend mit Psychopharmaka beruhigt werden; das trägt nicht dazu bei, dass sie Vertrauen entwickeln... Diese Mängelverwaltung verbraucht schon alle Energien, und die politischen Konstellationen erlauben nicht, Alternativen außerhalb der Klinik zu verwirklichen. So bleiben die Patienten eben lange auf der Station oder kehren bald wieder zurück, wenn „draußen“ die nötige Unterstützung fehlt.

Sehnsüchtig blicken dann Mitarbeiter solcher Einrichtungen auf die Gegenden, wo dank günstiger Bedingungen die Reform der Psychiatrie schon weiter vorangeschritten ist. Unter der Flagge der „Sozial-“ oder „Gemeindepsychiatrie“ wurde hier ein differenziertes Netz von neuartigen Einrichtungen geschaffen. Neben deutlich verkleinerten psychiatrischen Ganztagskliniken finden sich „teilstationäre“ Einrichtungen: „Tageskliniken“, in denen man sich tagsüber aufhalten kann und betreut wird, während man nachts im gewohnten Umfeld leben kann, oder Nachtkliniken für

Leute, die tagsüber arbeiten und nur nachts in die Klinik gehen. Dazu kommen Wohnheime (für den Übergang aus der Klinik in die eigenen vier Wände) und Betreute Wohngemeinschaften, außerdem Patientenclubs, Kontakt- und Beratungsstellen, Projekte mit betreuten Arbeitsplätzen für ehemalige oder Noch-Psychiatriepatienten usw..

Grundgedanke der „Gemeindepsychiatrie“: Die „psychisch Kranken“ sollten wieder so nahe wie möglich an ihren eigentlichen Lebenszusammenhängen, in der „Gemeinde“, leben können, unterstützt durch ein Netz von Einrichtungen mit unterschiedlicher Betreuungsintensität, je nach dem erreichten Grad an Selbständigkeit. Entlang einer „therapeutischen Kette“ könnte jemand zuerst den ganzen Tag in einer Klinik verbringen, dann nur noch einen Teil des Tages, könnte schließlich in einem Übergangwohnheim leben und zuletzt wieder in seine eigene Wohnung ziehen, betreut vom Sozialpsychiatrischen Dienst und dem niedergelassenen Nervenarzt. Der Besuch in der nahegelegenen Kontaktstelle könnte seiner Isolation entgegenwirken, in „Beschützten Werkstätten“ könnte er sich wieder auf das Arbeitsleben vorbereiten...

Die Sachzwangsjacke

Die Gemeindepsychiatrie - ein Reformansatz mit zwei Gesichtern. Das verdienstvolle Vorhaben, die Ausgrenzung der „Irren“ zu beenden und sie wieder am sozialen Leben teilhaben zu lassen, wird gleich wieder bedroht durch den bürokratischen Aufwand dieser Reform. Dass „therapeutische Ketten“ auch fesseln können, dass auch gegenüber einem differenzierten Angebot von Einrichtungen Menschen sich als Objekte von Verwaltung fühlen können, das dringt erst allmählich ins Bewusstsein der Reformer. Menschenfreundliche Ideen im Würgegriff der institutionellen Sachzwänge - ein Alptraum ganz besonderer Art. Konzepte, der besonderen Situation von „schwierigen“ Menschen gerecht zu werden, liegen zur Genüge vor, sie tauchen in Sonntagsreden, Eröffnungsansprachen und Hochglanzbroschüren auf und werden hinterher zwischen den Mühlsteinen der Finanzpläne und Verordnungen zermahlen. Ein erhellendes Beispiel: Die aktuelle Verlautbarung des Berliner Senats zur Psychiatrieplanung. In der Einleitung wird in gütigen Worten die Selbständigkeit der „Psychisch Kranken“ als Ziel der neuen Psychiatriepolitik benannt. Einige Seiten später, in der konkreten Planung, ist dann die Rede davon, dass Patienten in Therapeutische Wohngemeinschaften „eingewiesen“ werden. Ein Lapsus, ein redaktionelles Versehen? Wohl eher ein treffender Ausdruck des grundlegenden Interessenkonflikts: Hier die schlichten Bedürfnissen von verwirrten, verzweifelte Menschen nach stabilem Kontakt, dort die die Notwendigkeit, diese hilfreiche Begegnung organisatorisch abzusichern, aber auch den Eigeninteressen der Verwaltung genüge zu tun. Dieser Konflikt wird in der Regel zugunsten der reibungslosen, ordnungsgemäßen Durchführung entschieden - ein Sog, gegen den unermüdlich angekämpft werden muss. Sisyphus hätte sich nach seinen Felsklotz zurückgeseht.

Die Helfer, die dicht an der sozialen Konfliktsituation dran sind, in der ein Mensch besonders auffällt, wissen eigentlich am besten, welche Mittel und Arbeitsbedingungen sie brauchen, um wirksame Hilfestellung geben zu können. Nur: Helfer und „Betroffene“ siedeln in der Pyramide der Macht ganz unten. Der Großteil der gemeindepsychiatrischen Einrichtungen liegt in der Hand der öffentlichen Gesundheitsverwaltung oder der großen „Freien Träger der Wohlfahrtspflege“. Diese beiden Grundpfeiler der „psychosozialen Versorgung“ sind streng hierarchisch aufgebaut. Die Entscheidungen der Menschen, die an der Spitze der Hierarchie und weit weg von der praktischen Arbeit stehen, haben Auswirkungen, die viel weiter reichen als die Aktivität eines Mitarbeiters an der Basis. Dessen Handlungsspielräume sind eng gesteckt: Darf er mit den Betreuten zusammen eine Zeitung produzieren, in der der Träger kritisiert wird, darf er selbst Missstände anprangern, darf er frei über Gelder verfügen, die nach seiner Einschätzung zur

Verbesserung der „Betreuung“ nötig sind, darf er nach eigenem Ermessen Gruppen und Initiativen anregen, oder muss er jeweils erst vorher „oben“ anfragen?

Je weiter jemand in der Pyramide der Hierarchie vom unmittelbaren Kontakt mit den Hilfesuchenden entfernt ist, desto stärker ist er anderen, institutionsinternen Informationen oder Zwängen ausgesetzt, die sein Handeln bestimmen. Schon der Mitarbeiter an der Basis steckt ja in einem Dilemma: Es mag sein, dass ein „Patient“ ihn menschlich sehr berührt - seine Loyalität gilt aber der Einrichtung, die ihn bezahlt. Daher erhält eine Anweisung „von oben“, über seine Kontakte eine Aktennotiz anzulegen, für ihn eine viel eindringlichere Qualität. Das Hemd (die eigene Position in der Hierarchie, die Sicherheit des Arbeitsplatzes oder einfach die Atmosphäre mit den Kolleg(inn)en) ist näher als der Rock (die Bedürfnisse des „Patienten“). Es erfordert viel Zivilcourage und Risikobereitschaft, mit der eigenen Institution auf Konfliktkurs zu gehen. Die Leute weiter oben in der Hierarchie sehen kaum noch „Betroffene“, dafür viel Papier, viele Gesetzestexte, viele Verwaltungsmenschen. Das bestimmt zwangsläufig ihre Sicht der Welt. Sie sind an das Haushaltsrecht, an vorgegebene Etats, an Durchführungsbestimmungen gebunden, oder dem finanziellen Wohlergehen und dem guten Ruf des Trägers verpflichtet. Der Rechnungshof sitzt ihnen im Nacken, Berufsverbände pochen auf ihre Privilegien, Interessensvertreter der Pharmaindustrie etc. lassen ihre Beziehungen spielen, oder es meldet sich kungelnd ein Parteifreund („Kannst du nicht mal...“). Die Abläufe müssen funktionieren; Pannen, Peinlichkeiten gegenüber der Öffentlichkeit gilt es zu umschiffen, und auch hier wiegt der Schein nach außen, wiegen Zahlen und Bilanzen schwerer als das, was ein hilfesuchender Mensch in diesen Einrichtungen wirklich erlebt.

Die „psychosoziale Versorgung“ ist eine eigene fiktive Welt aus „Betten“ und „Plätzen“, aus Tagessätzen und Paragraphen, aus Akten, Anträgen, Bewilligungen, Berichten, aus politischen Strategien und Bündnissen, aus Gremien und Mauscheleien auf den Fluren. Die konkrete Wirklichkeit derer, „für die“ das alles geschaffen wird, ihre Wünsche, Gefühle, Schmerzen, Sehnsüchte, ihre Eigenheiten, das Thema der Verletzungen: All das ist herausgefiltert, weggekürzt. Solange diese Erlebniswelt der „Betroffenen“ nur als störend ausgeblendet wird, bleiben alle Verbesserungen Pyrrhussiege.

Berlin ist Vorreiter für eine neue Regelung: Die Kosten für die Betreuung in einer Therapeutischen Wohngemeinschaft werden neuerdings von den Krankenkassen mitgetragen. Früher hatten die Sozialämter des jeweiligen Wohnbezirks gezahlt, der Sozialpsychiatrische Dienst war für die „Befürwortung“ zuständig. Nachteile des bisherigen Verfahrens, das nicht sonderlich unbürokratisch gehandhabt wurde, aber sich eingespielt hatte und vor allem von den WG-Bewohnern noch nachvollzogen werden konnte: Nur Leute mit geringem Einkommen gelangten in den Genuss der Kostenübernahme; andere mussten die nicht unerheblichen Tagessätze ganz oder teilweise selbst bezahlen. Die persönlichen Daten der Bewohner ruhten in den Akten der Sozialpsychiatrischen Dienste oder gingen schwer nachprüfbar Wege - ein Risiko besonders für die Bewohner, die vorher noch nicht in einer Klinik gewesen waren und jetzt aktenkundig wurden.

Die neue Vereinbarung mit den Krankenkassen schien ein Weg, diese Nachteile aus der Welt zu schaffen. Vorläufiges Ergebnis: Statt eines Gutachtens pro Jahr sind jetzt zwei fällig, die Daten gehen sowohl den Kassen wie auch weiterhin dem Sozialpsychiatrischen Dienst zu, und auch die niedergelassenen Nervenärzte sind nun an dem Verfahren beteiligt. Der bürokratische Aufwand für die Betreuer ist gestiegen, auf Kosten der Betreuungszeit, und die Bewohner haben in diesem Dschungel kaum noch eine Chance, mitzureden und sich kompetent zu machen.

Diese „Reform“ geschieht innerhalb einer nachvollziehbaren Logik. Die Krankenkassen sollen sich an den Kosten der Therapeutischen Wohngemeinschaften beteiligen, weil sie dadurch Geld für

Klinikaufenthalte einsparen. Sie wiederum legen Wert darauf, dass die Versichertengemeinschaft vor schlechter Wirtschaftsführung geschützt wird. Das ist das Heimtückische an diesen bürokratischen Hürden: Es ist kein persönlicher Feind mehr sichtbar, kein Unterdrücker, den man wenigstens noch hassen könnte, wie etwa sadistische Ärzte oder Pfleger. Nein, heute verläuft die persönliche Entmündigung subtiler, und gerade dass es viele engagierte, wohlmeinende Mitarbeiter/innen in psychiatrischen Einrichtungen und in der Verwaltung gibt, die halt leider nicht anders können, lähmt die Widerstandskraft, fördert die Resignation. Das persönliche Gefühl der Ohnmacht entwickelt sich entlang der Sachzwänge.

Die psychiatrische Verseuchung

Ich habe versucht, die Wirkung der Institution „Psychiatrie“ (egal, ob Anstalts- oder Gemeindepsychiatrie) mit der Analogie zur radioaktiven Belastung etwas plastischer zu beschreiben.

„Psychiatrische Belastung“ meint den zusätzlichen Schaden, den jemand durch psychiatrische Behandlung und den Aufenthalt in psychiatrischen Einrichtungen erfährt, wenn er eigentlich um Hilfe für persönliche Probleme nachsucht oder von seiner Umwelt als nicht mehr tragbar oder gefährdet zur Behandlung geschafft wird. Geschädigt wird unter Umständen seine Selbstachtung, sein Gefühl der eigenen Identität, seine körperliche Gesundheit oder die Fähigkeit, sein Leben selbst zu bestimmen - langfristige, manchmal lebenslängliche „Nebenwirkungen“ der psychiatrischen Behandlung.

Ideal ist eine weitgehende Minimierung oder Vermeidung dieser Belastung. Daran müssen sich alle psychiatrischen Maßnahmen messen lassen. Die „Dosis“ (wer Lust hat, kann dafür auch Maßeinheiten - etwa 1 Psych - festlegen) setzt sich aus verschiedenen Quellen und Umständen zusammen: Der Dauer und Häufigkeit des Kontakts mit psychiatrischen Einrichtungen; der Art dieses Kontakts (ob jemand als Mensch geachtet oder als „Fall“, als „Kranke/r“ behandelt wird); dem „Krankheitsmodell“, dem die Einrichtung verpflichtet ist, und dem Ausmaß ihrer „Institutionalität“ - damit meine ich die Summe all der einwirkenden Reize wie Diensträume, Dienstkleidung, Dienstzeiten, Zuständigkeiten, medizinische Sprache und Verwaltungsdeutsch, Aktenführung, Diagnosen, Visiten- und Medikamentenrituale usw.. Die Dosis wird bestimmt von den vielen Details, die zusammen die Atmosphäre ausmachen, all den vielen nonverbalen Handlungen und Signalen, die ausdrücken: „Du bist krank, du bist Patient, du kannst nicht für dich sorgen, du bist nicht ernst zu nehmen!“. Sie bemisst sich nach den Möglichkeiten für „Betroffene“ innerhalb einer psychiatrischen Einrichtung, sich in ihr als aktiver Mensch verhalten zu können und sich selbst, aber auch die Behandler in anderen als den „Patienten“- und „Helfer“-Rollen zu erleben

Jede einzelne Verhaltenssequenz, jeder Kontakt kann danach eingeschätzt werden, ob jemand gerade einige „Psychs“ abkriegt. Ähnlich wie man Radioaktivität mit den menschlichen Sinnen nicht wahrnehmen kann, lässt sich auch die psychiatrische Verseuchung nicht auf Anhieb spüren. Sie ist zu alltäglich, zu sehr gewohnt, und es ist eine deutliche Bewusstseinsänderung oder eine Phase gesteigerter Aufmerksamkeit nötig, um die vielen wie selbstverständlich ablaufenden Kränkungen der Persönlichkeit und der Eigenständigkeit der „Patienten“ spüren zu können. Viele sind einfach schon im Prinzip der „Versorgung“ angelegt, sind reflexhafte Reaktionen, sobald man als Helfer jemanden als „psychisch krank“ deklariert erlebt. Es ist ganz „selbstverständlich“, dass man sich als Patient in den Räumen der psychiatrischen Institution nicht benehmen kann, wie einem zumute ist, es fällt gar nicht weiter auf, wenn bei der Visite die Ärzte miteinander über den Patienten statt mit ihm reden.

Es lohnt sich nicht, darauf zu warten, dass sich die Sensibilität für die psychiatrische Verseuchung in den Institutionen von selbst einstellt. Es braucht die Kritik von außen, seien es die schrillen Töne der Irrenoffensive (von ihr stammt der makabre Begriff des „Kontaktbereichs-Psychiaters“) oder unabhängige kritische Berichte in den Medien. Vor allem aber: Man muss zeigen, dass es auch anders geht.

Im Apparat der öffentlichen Gesundheitsversorgung quälen sich viele psychiatriekritische Kollegen auf dem langen Marsch durch die Institutionen von Kompromiss zu Kompromiss, immer in Gefahr, die Utopie aus den Augen zu verlieren. Daneben gibt es in Deutschland eine spärliche Tradition von Alternativen: Gruppen, die außerhalb des offiziellen Systems versuchten, eine Form von Arbeit mit Psychiatriebetroffenen zu verwirklichen, die nicht von Träger- oder Verwaltungsinteressen erdrückt wird und den Verrückten mehr Freiräume lässt. Der Abstand zwischen den Helfern und den Betreuten sollte vermindert werden, zugunsten eines eher partnerschaftlichen Verhältnisses. Diese Gruppen, ich denke an die „Sozialtherapie Frankfurt“ oder das „Luftschloss“ in Berlin, waren meist aus der Studentenbewegung oder der Sponti-Szene heraus entstanden, hatten kein Geld und blieben daher Randerscheinungen, Experimente ohne dauerhaften Bestand oder wirklichen Einfluss. Das KommRum steht in dieser Tradition der Veränderung „von außen“; doch wir haben aus den Erfahrungen unserer Vorläufer Konsequenzen gezogen. Damit solche Alternativen nicht in bedeutungslosen Nischen verkümmern, müssen die Mitarbeiter auf Dauer davon leben können. Ein psychiatriekritisches Projekt, das Spuren hinterlassen will, muss auch gesellschaftliche Verantwortung übernehmen, muss sich mit kritischer Distanz an der „Versorgung“ beteiligen und sich gleichzeitig daran reiben - eine stete Gratwanderung. Gleichzeitig gilt es immer wieder zu überprüfen, ob nicht die geschaffenen projektinternen Zwänge oder die Sorge um den eigenen Arbeitsplatz den Kontakt mit unseren Gästen und Klienten genauso bürokratisch und entfremdet werden lassen wie in den Institutionen, von denen wir uns doch unterscheiden wollen.

Dass unser Projekt überlebt hat, und dass zunehmend mehr kritische Stimmen vor der beschleunigten Verkrustung der reformierten psychosozialen Versorgung warnen, lässt mich hoffen, dass es längerfristig möglich ist, große Teile dieses Versorgungssystems in unserem Sinne umzuwandeln. Schon heute könnten viele Aufgaben, die die öffentliche Verwaltung oder große Träger wahrnehmen, von kleinen unabhängigen Projekten übernommen und wesentlich weniger bürokratisch, mehr im Kontakt mit den Betroffenen, bewältigt werden. Diese Projekte sollten von den Mitarbeitern selbst verwaltet werden, ohne Hierarchie im Hintergrund, sie sollten sich selbst finanzieren oder über einen festen Betrag in eigener Regie verfügen können. Sie sollten mit anderen ähnlichen Einrichtungen kooperieren und von unten, vom tatsächlichen Bedarf her, dieses neuartige soziale Netz gestalten, gemeinsam Konzepte für neue Einrichtungen entwickeln und sie ins Leben rufen. Eine möglichst informelle Atmosphäre und ausreichende Mitsprache- und Mitgestaltungsmöglichkeiten der Besucher sollten die Gefahr verringern, dass jemand in der Rolle des „Betreuten“ festgehalten wird oder sich einrichtet. Wahrscheinlich würde ein Netz solcher Einrichtungen nicht mehr Psychiatrie heißen. Das Ziel dahinter heißt ist ja „Ent-psychiatisierung“, also nicht immer mehr und immer bessere, sondern immer weniger psychiatrische Versorgung: weniger Sondersituationen, dafür mehr Alltag. „Betreuung“ wäre reduziert auf die Situationen, wo sie wirklich unverzichtbar ist, und wäre kein Dauerzustand, sondern frei vereinbart und wieder aufhebbar.

„Warum soll ich für den Kaffee bezahlen? Ich bin doch Psychotiker!“

Diese „Nicht-Psychiatrie“ bräuchte natürlich Fachleute, die ihre Arbeit nicht als Job sehen, von dem sie sich nach Feierabend distanzieren können; sie müssten schon so etwas wie Leidenschaft

und eigene Betroffenheit vom Thema der persönlichen Verletzungen mitbringen oder entwickeln. Und die Besucher?

Bis jetzt habe ich sie in diesem Kapitel nicht als aktiv handelnde Menschen zu Wort kommen lassen, sondern immer nur gefordert, bessere Einrichtungen sollten ihnen erlauben, möglichst selbstbestimmt zu leben. Derzeit tun es die wenigsten; die Versorgungshaltung der Institutionen spiegelt sich in der mangelnden Bereitschaft vieler Patienten, sich von der Verwaltung durch die Psychiatrie wieder zu lösen. Es ist bisweilen ein nahezu symbiotisches Verhältnis von „Kranken“ und ihren Helfern, die nicht voneinander lassen können.

Der mühsame Weg in die Selbständigkeit: Selbst wenn die Mitarbeiter in der Klinik sich nicht in dieses Bündnis verwickeln lassen, so schwächt doch alleine schon der „Kranken“-Status und die Krankenhausumgebung den Lebensmut der Patienten. Wenn in der Welt draußen, vorher schon feindlich und jetzt noch fremder geworden, die Orientierungspunkte fehlen, wenn keiner da ist, der sagt, was man tun soll, schäumt schnell Panik hoch. Steht draußen nicht mehr jederzeit jemand zur Verfügung, der einem mit einer Spritze schnell die unangenehmen Stimmungen wegmacht, dann liegt die Versuchung nahe, sich gegen eine so beunruhigende Eigenständigkeit zu entscheiden.

Patienten sind nicht einfach nur arme Opfer einer unterdrückenden Psychiatrie - viele spielen auch ganz geschickt mit, verführen die Helfer dazu, ihnen Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Die vielfältigen Einrichtungen einer entwickelten Gemeindepsychiatrie könnten, falsch verstanden, dieser Haltung noch weiter Vorschub leisten: Man könnte sich jetzt auch ganz innerhalb des Systems bewegen, betreut arbeiten, betreut wohnen, betreut seine Freizeit verbringen. Das Leben als Kindergarten... Man muss nur noch rechtzeitig die nötigen Symptome produzieren, sich nicht mehr selbst um sein Leben kümmern, dann wird schon irgendein Helfer es nicht mehr aushalten und für einen entscheiden.

„Warum soll ich für den Kaffee bezahlen? Ich bin doch Psychotiker!“ Manchmal reagiere ich bitter und zynisch auf solche Sätze, wenn jemand allzu offensichtlich seine „Krankheit“ einsetzt, um für sich Vorteile oder Bequemlichkeiten herauszuholen. Mit etwas Abstand kann ich mir dann wieder diese Haltung als Ergebnis von Lebensgeschichte und Psychiatriekarriere erklären. Ich gehe davon aus, dass alle Menschen ursprünglich durchaus ihre Lust und Freude daran haben, für sich selbst zu sorgen und sich aktiv mit ihrer Umwelt auseinander zu setzen. Es muss schon viel Schlimmes geschehen sein, wenn jemand das nicht mehr will. Ent-psychiatisierende Projekte können helfen, diese verschüttete Lust wieder freizulegen. Sie werden mehr von ihren Besuchern verlangen, mehr Eigeninitiative, mehr Bereitschaft, Spannungen und Konflikte auszuhalten. Die „Betroffenen“ werden das umso leichter können, je weniger automatisch das Sicherheitsnetz der Institutionen aufgespannt wird.

Werner - Der Schrei nach Wiedergutmachung

Ich habe den Krach schon eine Weile wahrgenommen - unsere Therapieräume sind schlecht gegen den Lärm aus dem Café abgeschirmt. Jetzt, nach dem Ende der Therapiestunde, kann ich nach unten gehen und nachsehen, was denn da wieder Aufregendes passiert.

Die Szene sieht dramatisch aus. Auf dem Fußboden vor der Theke liegt Werner, tobt, schlägt wild um sich und kreischt dazu in den höchsten Tönen. Gäste und KommRumis stehen um ihn herum und scheinen nicht so recht zu wissen, was sie mit ihm anfangen sollen. Erst verstehe ich nicht, was Werner da schreit, dann, nachdem er es unablässig wiederholt hat, kann ich es entziffern: „Bringt mich doch in die Psychiatrie, bringt mich doch in die Psychiatrie!“

Das darf doch wohl nicht wahr sein: Werner, dieser unermüdliche Kämpfer gegen alle Psychiater, der es nach über zwölf Jahren Unterbringung in Anstalten und Heimen geschafft hat herauszukommen, der in neun Gerichtsverfahren und schließlich mit Erfolg um seine Wiederbemündigung gekämpft hat; Werner, der jetzt selbständig in seiner Wohnung lebt und alle beschämt, die ihm das nie zugetraut haben, Werner, einer der Mitbegründer der Irrenoffensive - er fordert uns auf, ihn in die Klinik zu bringen? Will er uns ärgern?

Zusammen mit den Kolleginnen, die heute Cafédienst haben, bemühe ich mich, zu Werner Kontakt aufzunehmen, ihn zum Aufstehen zu bewegen. Ich muss aufpassen, nicht von seinen blindwütigen Bewegungen getroffen zu werden. Zeitweilig wird er ruhiger, versucht etwas zu sagen, dann, aus unerfindlichen Gründen, legt er wieder los. Zwischendurch erfahre ich von den Umstehenden einige Einzelheiten der Vorgeschichte: Werner war im Rathaus Schöneberg aufgetaucht und hatte dort in ähnlicher Weise in der Eingangshalle getobt, allerdings nur kurz, weil sofort einige Polizisten zur Stelle waren, um den Störenfried aus dem Hohen Haus zu schaffen. In letzter Sekunde war Klaus, ein Abgeordneter der Alternativen Liste, dazugekommen und hatte Werner davor bewahrt, zwangsuntergebracht zu werden. Mit viel Mühe gelang es ihm, Werner ins KommRum zu begleiten: Vielleicht wüssten wir Hilfe?

Wir bemühen uns zumindest. Nach einiger Zeit ist es möglich, mit Werner einige Worte zu wechseln, die Sache wird klarer. Er hat heute einige Demütigungen eingesteckt: Ärger mit dem Sozialamt und gleich danach in der U-Bahn irgendwelche dummen Leute, die ihn ausgelacht haben. Es war niemand da, der ihn hätte trösten können, also versuchte er, wie meist in solchen Momenten, seinen Schmerz mit einer Flasche Schnaps zu betäuben. In diesem Zustand pflegen ihm die Gäule durchzugehen; diesmal machte er sich auf den Weg ins Rathaus, um sein Elend in die Öffentlichkeit zu tragen.

Wieder einmal ist er mit viel Glück haarscharf an der verhassten Psychiatrie vorbeigeschrammt, und nun sieht es so aus, als hätten wir die Verantwortung für ihn. Er will sie jedenfalls nicht mehr tragen; immer wenn ich ihn dränge, aufzustehen und sich wieder wie ein erwachsener Mensch zu benehmen, legt er aufs neue los - er will offensichtlich von Sinnen sein. Eine Weile geht das so: Mal sitzt Werner am Boden, mal liegt er, dann steht er eine Weile mit unserer Hilfe aufrecht, und lässt sich, nachdem wir Hoffnung geschöpft haben, wieder fallen. Schließlich muss ich ihn aufs Klo begleiten, und dort geht der Kampf weiter: Er will, dass wir uns mit ihm beschäftigen, egal, ob wir dafür Zeit haben oder nicht. Ich hätte schon längst Feierabend, und ich suche nach einer schnellen Lösung. Ob vielleicht seine Freunde von der Irrenoffensive sich um ihn kümmern würden? Sofort geht das Geschrei wieder los, Werner hat natürlich gemerkt, dass ich ihn abwimmeln will. Der kleine Kerl krallt sich mit ungeheurer Kraft an mir fest, ich habe Schwierigkeiten, auf den Beinen zu bleiben, zwischendurch fetzt er auch meine Brille zu Boden.

Schließlich hat er es geschafft: Ich sehe ein, dass uns nichts anderes übrigbleibt, als Werner die Zeit zu geben, die er braucht. Wir begeben uns vom Klo langsam wieder ins Café, und dann setzen wir beide uns zusammen mit Klaus, dem Volksvertreter, und Esta, unserer Praktikantin, in den Raum nebenan, der glücklicherweise leer steht. Jetzt kann wenigstens der Café-Betrieb weitergehen. Plötzlich geht es auch besser, zusammen zu reden. Es geht um Werners Einsamkeit, und ich kann ihm gut nachfühlen, wie sehr ihn das fertig macht. Er hat keine richtigen Freunde, ständig wird er wegen seines Äußeren, seines Auftretens gehänselt, kriegt Sprüche zu hören wie: „Dich haben sie unter Hitler vergessen zu vergasen!“, und wird auch schon mal zusammengeschlagen. Er hat Schwierigkeiten, sich zu artikulieren, und er ist in seinen Bewegungen etwas behindert, als wäre er teilweise gelähmt oder übermäßig verkrampft - jedenfalls fällt ihm die Feinabstimmung seiner Motorik schwer. Offensichtlich gibt es immer irgendwelche beschränkten Zeitgenossen, die sich auf seine Kosten ihren Spaß machen müssen und ihr Mütchen an einem ohnehin Benachteiligten kühlen.

Wenn ich mir vergegenwärtige, was Werner in seinem Leben schon einstecken musste, aus welchen Abgründen er sich freigekämpft hat, bin ich immer aufs neue überwältigt von diesem fast übermenschlichen Ausmaß an Lebenswillen und Energie. Manchmal, zum Beispiel eben heute, bricht halt die Kehrseite davon durch: Auch er braucht Hilfe, braucht Kontakte und Freundschaften. Aber damit tut er sich schwer, er hat so wenig Grund, anderen Menschen zu trauen. Er lässt nicht so leicht jemanden an sich heran, und das macht sich bitter bemerkbar, wenn ihn wieder so ein Keulenschlag niederstreckt wie heute - es ist eben keiner für ihn da! Soweit ich in den letzten Monaten mitgekriegt habe, hat er sich wieder mit den anderen Mitgliedern der Irrenoffensive zerstritten, entsprechend dumm war es natürlich von mir, ihn auf sie zu verweisen. Er hat wenige Möglichkeiten, Konflikte mit anderen konstruktiv auszutragen; mit vielen Leuten, die ihn eigentlich mögen, hat er es sich schon verdorben. Er bleibt alleine, und so sieht er in Krisenzeiten offensichtlich keine andere Chance, als sich Zuwendung eben zu erzwingen.

Ich merke, es fängt an, mich zu wurmen, wie er uns gerade mit seinem spektakulären Auftritt erpresst hat. Jetzt, wo wir uns die Zeit genommen haben, mit ihm zu reden, ist Werner wieder klar und vernünftig, auch die Flasche Schnaps, die er intus hat, kann ihm nichts anhaben.

„Werner, du musst dich nicht wundern, wenn andere Menschen sich von dir zurückziehen oder dir nicht nahe sein wollen, wenn du dich so wenig um dein Äußeres kümmerst!“

„Ich möchte halt, dass die anderen mich so mögen, wie ich bin, nicht deswegen, weil ich mich für sie schön mache...“

„Schön und gut, aber du musst sie ja auch nicht so massiv abschrecken, wie du es machst, wenn du dich so wenig wäschst und ihre Geruchsnerve belästigst!“

„Ich habe halt zuhause kein Bad.“

„Aber du könntest ins Stadtbad gehen, da kann man sich ja gründlich reinigen...“

Wir haben nie so offen miteinander über diese Dinge geredet, erst mein Ärger über Werners Erpressung hat mich dazu gebracht, diese Schranke der Peinlichkeit zu überwinden. Jetzt kann ich mit ihm auch Klartext reden, ihn darauf ansprechen, wie er sich alle Freundschaften verscherzt und anderen Menschen mit seinem Misstrauen keine Chance lässt.

Eine Weile später: Wir haben jetzt alles beredet, was im Moment beredet werden kann. Aber es sieht so aus, als könnten wir Werner noch nicht einfach sich selbst überlassen, die Szene muss noch

irgendwie abgerundet werden. Außerdem scheint er noch nicht wieder imstande, alleine zu gehen; also packen wir ihn in Estas Auto und fahren ihn nach Hause. Zu dritt bringen wir ihn feierlich zu Bett, warten, bis er seine Kleider ordentlich über den Stuhl gelegt hat (das lässt er sich nicht abnehmen), bis er die letzte Zigarette geraucht und sich zum Schlafen zurechtgelegt hat. Ich vereinbare mit ihm ein Treffen am nächsten Tag im KommRum, Klaus versichert ihm noch, dass er von ihm als Psychiatrieopfer heute viel gelernt hätte - dann wünschen wir ihm einen erholsamen Schlaf und gehen.

Ich mache mir an diesem Abend Gedanken, ob es richtig war, ihn in diesem Zustand alleine zu lassen. Am nächsten Tag fühle mich in der Entscheidung bestätigt: Werner kommt zum verabredeten Gespräch, ist frisch gebadet, fein herausgeputzt, und stocknüchtern - meine Gardinenpredigt hat geholfen. Doch ein intensiver Kontakt wie an diesen beiden Tagen ist auf Dauer nicht aufrecht zu erhalten - auch wenn er Werner ganz gut tun würde. Aber wir haben nicht automatisch, etwa durch ein Betreuungsverhältnis oder durch Zusammenarbeit oder dicke Freundschaft, miteinander zu tun. Wir entfernen uns im Laufe der nächsten Monate wieder voneinander, die Chance, die in dieser Begegnung steckte, verstreicht ungenutzt. Allerdings bleibt mir die Auszeichnung, in den nächsten Jahren zu den Menschen zu gehören, an die sich Werner wendet, wenn er wieder in eine Krise geraten ist.

Alle paar Monate wiederholt sich dieser Zyklus: Eines Tages ruft er an, verlangt mich zu sprechen. Meist ist er dann schon ziemlich blau und schreit um Hilfe, sofort und auf der Stelle soll man zu ihm kommen. Manchmal hat er auch schon ein Röhrchen Tabletten geschluckt und setzt das ganz offen als Drohung ein. Wenn ich dennoch nicht darauf eingehen will, beginnt er zu kreischen, wirft mir vor, das KommRum sei nun auch schon eine Senatsstelle geworden und gehöre auch zur Psychiatrie - die schlimmste Anklage, die man aus Werners Mund hören kann. Zieht diese Beschimpfung auch nicht, dann knallt er den Hörer auf, und der Abend ist für mich verdorben - ich mache mir um ihn Sorgen. Bis jetzt grundlos: Werner ist auch in diesem Zustand noch clever genug, für sich zu sorgen, auch wenn er schon mal auf der Intensivstation landet. Einige Wochen später taucht er in der Regel wieder zu einem Kurzbesuch im KommRum auf, als wäre nichts geschehen. Dennoch lassen mich seine Anrufe nicht unberührt.

Es ärgert mich allerdings auch, dass er sich immer erst im letzten Moment ans KommRum erinnert. Er bleibt Einzelkämpfer, nutzt nicht die Möglichkeiten, die er bei uns sonst hätte. Er lässt nicht allmählich zu anderen Gästen Beziehungen entstehen, auf die er im Notfall zurückgreifen könnte, kommt nicht dann vorbei, wenn wir Zeit für ihn haben. Ich nehme an, es wäre zuviel Demütigung für ihn, der doch selbst so viel soziale Hilfe leistet, sich unter normalen Bedingungen an uns um Unterstützung zu wenden. Die Nähe zur Psychiatrie wäre für ihn wahrscheinlich zu groß, sobald er eingesteht, dass er etwas braucht. Erst wenn es nicht mehr anders geht, darf er sich das erlauben....

Trotzdem: Werner hat bei mir einen Bonus, er kann sich eine Menge leisten, bevor ich ernsthaft zornig werde. Habe ich gerade Zeit, dann gehe ich schon auch näher auf ihn ein, wenn er wieder mal fertig ist mit den Nerven. Ich helfe mit, zumindest den Status quo zu erhalten und ein Minimum an Kontakt zu garantieren, so dass Werner wieder alleine weitermachen kann.

Warum dieser Bonus? Von den Gästen aus dem KommRum, die ich näher kenne, ist Werner derjenige, der es von den äußeren Voraussetzungen her am schwersten hat - er ist wirklich ein Opfer der Psychiatrie, und ich finde, dass er ein Anrecht auf Wiedergutmachung hat. Gleichzeitig sehe ich in Werner so etwas wie ein Symbol der Hoffnung, dass es auch für andere Menschen möglich sein könnte, dem Dunstkreis der Psychiatrie zu entkommen und sich aus dem schlimmsten Bedingungen wieder herauszuarbeiten. Und schließlich: Werner ist für mich ein Lichtblick, das Gegenteil der genormten 08/15-Persönlichkeit, auf die hin wir alle getrimmt werden, er, der so sehr

anders ist, in keine Norm passt, und diese Eigenständigkeit über all die Jahre ungebrochen durchhält.

Ich will ihn aber hier nicht als interessanten Exoten vorführen; ich habe oft genug erlebt, dass mich seine alltägliche Art, anders und unbequem zu sein, auch selbst stört. Doch dann gibt es wieder diese Augenblicke, wo Werners Müdigkeit und Anstrengung wirklich, ohne Taktik und Theater, sichtbar wird, wo mir einfach die Sprache wegbleibt und therapeutische Sätze oder irgendwelche Äußerungen von persönlicher Betroffenheit mir nur noch hohl erscheinen. Neulich war es so, als wir über seine letzte Krise sprachen. Es war, wie gewohnt, gerade noch mal gut gegangen, aber: Es würde ihm auch nichts ausmachen, wenn er von einem dieser Alkohol- und Schlafmittel-Exzesse nicht mehr aufwachen würde. Jetzt, mit 40, sei sein Leben vorbei - es war eben nichts. Diesmal empfand ich es nicht als Erpressung oder Koketterie - das war bitterer Ernst. Auch mein Hinweis darauf, aus welchem Sumpf er sich emporgearbeitet hätte, was kaum ein anderer schaffen würde, traf ins Leere. Alles schön und gut - aber was jetzt? Was ist das für ein Leben, das er führt, wenn er sich mit anderen, gleichaltrigen Männern vergleicht? Sie haben ihren Beruf, ihre Partnerin, sie werden nicht so fertiggemacht und gedemütigt wie er, und er ist doch nicht weniger wert. Lohnt es sich überhaupt, sich noch weiter zu quälen?

Ein Leben lang immer im Kampf: Mit 19 Jahren ist Werner aus der DDR geflüchtet. Er war dort schon unbequem und schlidderte mit seinen frechen Sprüchen öfter knapp am Knast vorbei. Aber er lebte trotz seiner leichten Behinderungen weitgehend normal und arbeitete in der Werkstatt seines Vaters mit. Als die Musterung bevorstand, als er zur Nationalen Volksarmee eingezogen werden sollte, nahm er lieber das Risiko in Kauf, an der Grenze abgeschossen zu werden, als sich den zu erwartenden Attacken auf seine Eigenständigkeit auszusetzen.

Im Westen teilte er das Schicksal vieler DDR-Flüchtlinge. Er fand sich in dieser fremden, anonymen Gesellschaftsordnung nicht zurecht, blieb einsam und ohne Kontakte und flüchtete sich in den Suff. Wenn er getrunken hatte, fühlte er sich besser und über sein loses Mundwerk in diesem Zustand konnte er seine ganze Enttäuschung und Verbitterung leichter nach außen wenden. Er fiel auf, und er legte sich mit den Institutionen dieser Gesellschaft an, machte Szenen, und er verlor. „Schizophrene Psychose“ lautete die Diagnose, als er wegen „drohender Verwahrlosung“ zwangsuntergebracht wurde - ein schlechter Witz, selbst wenn man an die Bewertungsmaßstäbe der Psychopathologie glaubt. Werner hatte nicht die „klassischen“ Symptome einer Schizophrenie, er war einfach „sozial auffällig“, wollte sich nicht anpassen und wurde entsprechend mit den Mitteln der Psychiatrie diszipliniert.

Weil Werner auch in der Klinik nicht klein beigab, bekam er einen Vormund vorgesetzt - er sollte nicht mehr für sich selbst entscheiden können. Reichliche Gaben von Psychopharmaka und eine Reihe von Elektroschocks konnten seinen Widerstand nicht brechen. Von einer Klinik in die andere wurde er verlegt, insgesamt acht solcher Einrichtungen lernte er gründlich kennen, darunter zwei Altenheime, für ihn als 25-jährigen besonders zukunftsweisend. Aber er sah auch etwas von der Welt draußen: Immer wieder gelang es ihm abzuhausen, mal ohne einen Pfennig für zwei Wochen ins sonnige Griechenland, bis er von zwei Pflegern eskortiert wieder zurückfliegen musste, dann wieder Richtung Belgien, auf der Suche nach einem unabhängigen Gutachter, der ihn bei seinem Kampf um die Wiederbemündigung unterstützen könnte.

Aber erst der Kontakt zur Sozialistischen Selbsthilfe Köln (SSK) ermöglichte Werner den legalen Schritt aus dem Netz der Psychiatrie. Das SSK ist eine Gruppe, die aus eigener Betroffenheit gegen Missstände und den alltäglichen Normalzustand in psychiatrischen Kliniken und Heimen zu Felde zieht, Skandale aufdeckt, und Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten für Menschen bietet, die sich aus diesen Einrichtungen befreien wollen. Einer aus dieser Gruppe übernahm pro forma Werners

Vormundschaft und half ihm so, sie loszuwerden. Aber Werner blieb nicht lange beim SSK, es zog ihn nach Berlin. Hier schien ein besserer Ort zu sein, die Wiederbemündigung zu verfolgen, fern von den psychiatrischen Anstalten, in denen er gelitten hatte. Außerdem schien diese Stadt mehr Freiräume für ungewöhnliche Menschen zu bieten.

Um diese Zeit sah ich Werner zum ersten Mal im KommRum. Die Irrenoffensive hatte sich gerade gegründet, und Werner wurde gleich einer ihrer hartnäckigsten Mitstreiter. Hier erhielt er auch die nötige Unterstützung, damit er im Gespräch mit den Experten, die er jetzt in Sachen Wiederbemündigung aufsuchen musste, nicht über den Tisch gezogen wurde. Ich erlebte seine Enttäuschungen mit, wie er, im Obdachlosenheim wohnend, sich lange vergeblich um eine eigene Wohnung bemühte. Keiner wollte anscheinend so jemand als Mieter haben: Die Psychiatrie hatte ihre Spuren hinterlassen, Werners Gesundheit war geschädigt, seine Behinderungen hatten sich verschlimmert. Dann gab es schließlich neue Hoffnung: Die Irrenoffensive zog in ein besetztes Haus, Werner immer vorneweg, und er träumte von einem gemeinsamen Projekt: Ein Unternehmen zusammen aufbauen, einen alten Lastwagen mieten und damit Transporte durchführen. So ließen sich vielleicht Verdienstmöglichkeiten schaffen für die Mitglieder der Gruppe, die sich als „Irre“ auf dem normalen Arbeitsmarkt nicht mehr verkaufen konnten oder wollten. Die Enttäuschung folgte auf dem Fuß: Den anderen war das Projekt nicht so wichtig wie Werner, sie konnten zur Not noch innerhalb der Normalität funktionieren, anders als Werner, dem kein Arbeitgeber richtige Arbeit zutrauen wollte (obwohl er sich in allen Dingen zu helfen weiß).

Aber immerhin hatte er mit der Irrenoffensive eine Gruppe gefunden, in der er sich zu Hause fühlen konnte. Das half ihm, sich über Wasser zu halten, bis er dank seines unermüdlichen Kampfes zu guter Letzt doch noch eine eigene Wohnung fand. Geschafft: Er konnte nun beweisen, dass er entgegen allen professionellen Voraussagen und Gutachten durchaus imstande ist, eigenständig zu leben. Bald folgte auch der endgültige Triumph: Im neunten Anlauf gewann er den Prozess um Aufhebung der Vormundschaft, er war wieder ein freier Mensch.

Nun wäre es nur recht und billig, dass Werner für das erlittene Unrecht Wiedergutmachung erfährt. Doch die Verfahren um eine finanzielle Entschädigung ziehen sich hin, und, vom finanziellen Aspekt einmal abgesehen: Wie lässt sich so etwas überhaupt wieder gut machen? Der Lebensabschnitt zwischen 20 und 30, in dem man sonst seinen Platz in der Gesellschaft findet und die Basis für das weitere Leben schafft, ist Werner einfach genommen worden, und die Narben und Behinderungen, körperliche wie seelische, sind durch keine Operation mehr wegzumachen.

Nötig wäre so etwas wie eine offizielle Rehabilitierung, eine klare Entschuldigung: „Wir haben uns geirrt...“. Doch so etwas ist in der Psychiatrie nicht vorgesehen, es existiert dafür keine Form und kein Ort. Über ein Jahrzehnt waren sich alle Psychiater und Gutachter einig, wie eine verschworene Bruderschaft, ohne sich zu kennen: So jemand wie Werner gehörte von der Öffentlichkeit ferngehalten. Für diese Ausgrenzung gibt es jede Menge gesellschaftliche Rituale, vom Verfahren der Zwangsunterbringung, mit ihren routinemäßigen Verlängerungen, über die Einrichtung der Vormundschaft bis hin zur Fahndung und dem Zusammenspiel der „Sicherheitsorgane“, wenn jemand vor den Schrecken der Psychiatrie davonläuft. Für den umgekehrten Weg nach draußen, für die Entscheidung, jemanden in die Selbständigkeit zu entlassen, ist das Instrumentarium karg und phantasielos.

Wenn „die Psychiatrie“ oder abstrakter: „die Gesellschaft“ keine ausreichende Form der Rehabilitierung kennt, müssten persönliche Kontakte das ausgleichen. Aber auch hier wirkt der lange Arm der Psychiatrie noch nach. Werner schottet sich gegenüber anderen Menschen ab. Er freut sich natürlich darüber, wenn jemand ihn unterstützt; aber ihm richtig nahe zu kommen, ist schwierig – zu viele Verletzungen hat er erlitten, als dass er dafür unbefangen sich öffnen könnte.

Sich jemand anderem zu überlassen, ist zu riskant, selbst in der schlimmsten Krise muss er das Heft noch in der Hand behalten; bereitwillige Helfer fühlen sich da leicht zurückgestoßen. Aber immerhin hat Werner sich inzwischen einen „Einzelfallhelfer“ gesucht, der ihm als Gesprächspartner zur Verfügung steht und die unablässigen Konflikte mit den Ämtern abfedert. Schon früher, im Kampf um die Wiederbemündigung, hatte er Werner unterstützt und so sein Vertrauen erworben.

Die andere Möglichkeit, zumindest im eigenen Umfeld Entschädigung für die Vergangenheit zu erfahren, nämlich durch die Geborgenheit in einer Gruppe, ist Werner zunehmend verbaut. Der Draht zur Irrenoffensive, die ihm lange Zeit Orientierungspunkt und Heimat war, ist nach einer Reihe von Konflikten inzwischen endgültig abgerissen. Im Psychiatriebeschwerdezentrum, wo Werner früher kontinuierlich mitgearbeitet hat, lief es ähnlich. Durch das ganze KommRum war es zu hören, wenn Werner außer sich geriet, sobald es Meinungsverschiedenheiten über die politische Strategie oder auch einfach nur persönliche Animositäten gab. In ohnmächtiger Wut, zusätzlich gehandikapt, weil die anderen schneller sprechen konnten, blieb ihm nichts anderes übrig als loszubrüllen, die Türen zu knallen und das Haus zu verlassen. Wer von den anderen hatte schon in gleichem Maße wie Werner am eigenen Leib die Realität der Menschenrechtsverletzungen in der Psychiatrie erfahren? Doch was hilft dieser Betroffenenbonus, wenn man sich nicht mit den anderen verständigen kann, und wenn in Diskussionen anstelle des persönlichen Leids die flotteren Argumente und die geschicktere Rhetorik zählen?

Werner hat sich auch vom Beschwerdezentrum weitgehend zurückgezogen, die Mitstreiter sind ihm nicht radikal genug, und auch im Café des KommRum lässt er sich nur noch selten sehen. Für uns gilt dasselbe: Seit wir von Senat finanziell unterstützt werden, sind wir für Werner ein Teil der Psychiatrie geworden (ähnlich wie auch die Irrenoffensive, die Senatsgelder für sich beansprucht). Egal ob das nun eine Begründung im Nachhinein ist, die Werner den Abstand erleichtert, oder ob seine Kritik berechtigt ist: Jedenfalls fällt auch diese Möglichkeit sozialer Anerkennung weg, die ein Gegengewicht zu den erlebten Demütigungen bilden könnte; Werner zieht weiter seinen zunehmend einsamen Weg.

Dabei gäbe es vieles, wofür Werner Anerkennung ernten könnte; er kann oder will sich nur nicht auf die übliche Weise verkaufen. Freilich ist er dankbar, es tut ihm gut, wenn man etwas Lobendes über ihn sagt. Manchmal legt er mir das auch in den Mund - er braucht Aufmerksamkeit wie jeder andere Mensch auch, ja sicher zur Entschädigung noch mehr. Aber den anderen dafür entgegenkommen, sich anbiedern, ihnen zu gefallen suchen - das ist seine Sache nicht. Äußerlich betreibt er meisterhaftes Understatement, ich falle wie alle anderen darauf herein und erlebe immer wieder Überraschungen, erfahre von Fähigkeiten, die man ihm auf den ersten Blick nicht zutraut, und die er dennoch auf seine eigene Weise und mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit umsetzt.

Eine ungewohnte Seite von Werner sah ich eines Tages, als ich an einer Bushaltestelle vorbeiradete: Da stand er, in Frauenkleidern, mit mächtig ausgestopftem Busen, und wartete auf seine Beförderung. Es war nicht etwa Faschingszeit, wo andere Leute sich das auch mal trauen; nein, ein ganz normaler Sonntag war für Werner der Anlass, seine Umwelt zu irritieren. An diesem Tag wurde mir deutlich, dass Werner anscheinend auch seinen Spaß daran hat, mit seiner Erscheinung zu spielen, und dass er gar nicht die Absicht hat, sich etwa zu verstecken vor den pikierten Blicken seiner Umgebung. Schon früher, das fiel mir jetzt wieder ein, hatte er mit Vergnügen eine Statistenrolle in einem Film („Der Mann auf der Mauer“) übernommen; zusammen mit einem Bekannten ließ er sich, als Freak durch den Volkspark Hasenheide stapfend, aufnehmen, spielte die Rolle seines Lebens: Immer etwas anders sein.

Ohne Scheu und wirkungsvoll tritt er auch bei öffentlichen Veranstaltungen zum Thema Psychiatrie auf - mal als Störenfried, wenn er unter Druck steht und Widerstand erwartet, mal gelassen, in der Art gestandener Honoratioren, wenn die Umgebung für ihn einigermaßen sicher ist. Auf diese Weise hat er sich bekannt gemacht; er fällt auf, und meldet sich zu Wort, bei provokativen Aktionen vor der Karl-Bonhöffer-Nervenklinik ebenso wie bei Demonstrationen, bei eher lockeren Treffen wie den alternativen „Gesundheitstagen“ genauso wie in der „offiziellen“ Politik. Da saßen vor einigen Jahren Experten aus verschiedenen Kliniken und der Gesundheitsverwaltung mit Vertretern von Verbänden und kritischen Gruppen im Rathaus Schöneberg zu einem Hearing über die Psychiatrieplanung in Berlin zusammen, als Werner den Saal betrat und begann, Flugblätter zu verteilen. Sofort stürzten sich die Saaldiener auf ihn und versuchten ihn wegzudrängen, ihrer automatischen Reaktion auf so eine Erscheinung folgend. Erst das Eingreifen des Ausschussvorsitzenden beendete den Tumult, Werner konnte in Ruhe seine Aktion beenden und auch die Pointe setzen: Mit spitzen Fingern überreichte er dem Vertreter der Universitätsnervenklinik feierlich ein Elektrokabel, als Hinweis auf den neu erwachten Drang dieser Einrichtung, Menschen mit Elektroschocks zu traktieren.

Die öffentliche Wirkung, die er in solchen Augenblicken erzielt, wenn er, als „Betroffener“, sich äußert, mitredet und die Experten verunsichert, bleibt wohl als größter Aktivposten seiner bisherigen Bemühungen um Wiedergutmachung übrig. Offensive statt eines verschämten Rückzugs: So ist es nur konsequent, dass er im Unterschied zu den anderen KommRum-Gästen, die ich hier vorstelle, mit seinem richtigen und vollständigen Namen, einschließlich seiner Adresse, erwähnt werden möchte:

Werner Fuß, Kulmer Str. 17 in 1000 Berlin 30

Er will sich nicht verstecken, sondern sich zu seiner Geschichte bekennen, sich durch sein Auftreten selbst das Forum der Rehabilitierung schaffen und den Skandal öffentlich machen: Seine Umwelt hat ihn mit Freiheitsentzug für die bloße Tatsache bestraft, dass er sich anders als der Durchschnitt der Bevölkerung verhält.

Mich kostet es hier nicht viel, mich neben ihn zu stellen, den Zeigefinger zu heben und anzuklagen. Aufschlussreicher könnte sein, meine eigenen Reaktionen auf Werners Anders-Sein unter die Lupe zu nehmen und zu unterscheiden: Wo neige ich selbst dazu, ihn in seiner Individualität nicht zu akzeptieren, und wo beeinträchtigen Werners Eigenarten mich tatsächlich? Denn ich fühle mich selbst auch nicht frei von ausgrenzenden Reaktionen, ertappe mich zum Beispiel ab und zu dabei, wie ich ihn anfahren will, wenn er gerade ungeschickt etwas von seiner Milch im Café verschüttet hat: „Kannst du denn nicht aufpassen?“ Das ist natürlich dumm, es hilft ja auch nichts, Werner hat es eben schwerer, seine Bewegungen zu steuern. Ich vermute, dass ich wieder einmal reflexhaft auf die begleitende Botschaft, in diesem Fall auf das verächtliche Ignorieren der „üblichen“ Maßstäbe von Sauberkeit reagiere. Diese Missachtung dessen, was „man“ tut, zieht sich durch alles, was Werner unternimmt. Er entwickelt dabei für sich höchst eigenwillige Problemlösungen, die sich reiben an meinem Verständnis davon, was „richtig“ ist - bis ich jeweils merke, dass mich meine befremdete oder belustigte Haltung als zu engstirnig entlarvt. Ein Zentimetermaßband ist zum Beispiel sein ständiger Begleiter; unablässig rollt er es auf und lässt es wieder los. Hierzulande ist das ein ungewöhnliches Mittel, Spannungen abzubauen, während in Griechenland fast alle Männer ein Kettchen mit derselben Funktion benutzen - dort ist das ganz „normal“. Ich weiß das, dennoch bin ich jedes Mal innerlich irritiert.

Ich weiß nicht so recht, ob Werner mit seinem Ignorieren des „Normalen“ einer weitergehenden Philosophie folgt, oder ob sein Anders-Sein nicht einfach Trotz ist: „Ihr wollt mich nicht haben, darum spiele ich auch eure Spiele nicht mit!“. Manchmal ist es aber auch einfach lästig, wenn

Werner die Wirklichkeit der anderen Menschen hartnäckig übersieht, so wie bei jener Wohngemeinschaft, die er nachts um ein Uhr aus den Betten klingelte, um jemanden um 20.- DM anzupumpen. Er provoziert Reaktionen wie „Werner ist schon selbst schuld an seinem Unglück“, auch bei Leuten, die ihn sonst gerne ab und zu als Gast willkommen heißen. Das ist möglicherweise das wichtigste Kriterium für die Unterscheidung von unzulässiger Ausgrenzung und berechtigter ärgerlicher Reaktion: Ob jemand, der anders ist, die Situation der Leute in seiner Umgebung noch sieht oder nur noch nach seinen eigenen Bildern und Bedürfnissen geht. Ich selbst fühle mich häufig von Werner funktionalisiert, als Helfer ausgenutzt und wieder links liegen gelassen, gerade wie er es braucht, und ich schwanke in meiner Einstellung dazu: Soll ich einfach meinem Ärger über ihn folgen, oder ihn, so wie er ist, weiter von dem Bonus des Benachteiligten zehren lassen? In seltenen Momenten wie zum Beispiel in der Szene, die ich zu Beginn dieses Kapitels beschreibe, kann ich diesem Dilemma entkommen, wird eine offene Auseinandersetzung möglich. Dann verschwindet meine Unklarheit, ich kann ihm meine Meinung sagen, und auf der Basis eines solchen klaren Kontaktes, wenn er Interesse spürt, fällt es ihm dann plötzlich auch nicht mehr schwer, sich „ordentlich“ zu benehmen.

Solange aber keine sichere, dauerhafte Beziehung daraus entsteht, ist die Rolle des Einzelkämpfers vielleicht die ideale Nische für Werner: Die anderen Menschen nach Bedarf für sich einspannen, sie ansonsten auf Distanz halten und das, was ihnen wichtig ist, was sie sich wünschen, ausblenden. Alleine kommt er so auch am besten klar in seinem Kampf gegen die Psychiatrie: Wenn die anderen nicht in die Richtung mitziehen, die er vorschlägt, dann überhört er eben seinerseits ihre Meinung und zeigt alleine, wie die Psychiatrie überflüssig zu machen und abzuschaffen ist.

Mit ihm zusammenzuarbeiten, fällt unter diesen Umständen schwer. Ab und zu fragt er um Unterstützung nach: Mal hat er gerade wieder einem Psychiater, der ihm in die Quere gekommen ist, den erbarmungslosen Krieg erklärt und sucht dafür Verbündete, mal arrangiert er Begegnungen mit Journalisten, wie unlängst mit einem Vertreter des SPIEGEL: Ich sollte mit einigen anderen Bekannten dazukommen und über die Berliner Psychiatrie Auskunft geben. Ich war leider verhindert, und dem Herrn aus Hamburg schien die Sache wohl nicht geheuer, er tauchte gar nicht mehr auf. Oder war dieser Termin doch nicht so fest vereinbart, und mit Werner waren seine Wünsche durchgegangen und einfach Wirklichkeit geworden? Es ist, selbst wenn Werner Kooperation sucht, fast unmöglich, von ihm herauszubekommen, was wirklich los ist. Er behält seine Informationen gerne für sich, setzt ein verschmitztes Gesicht auf und lässt mich im Ungewissen. Er hat das Heft in der Hand, keiner soll ihm dreinreden oder ihn umstimmen können.

Ähnlich ausgeschlossen fühle ich mich, wenn er, zu meiner Überraschung, von seinem Buch erzählt, das er in den Niederlanden herausbringen möchte. Er hat ganz klare Vorstellungen im Kopf: Er will über seine Erfahrungen mit der deutschen Psychiatrie schreiben, will aufrütteln. In den Niederlanden will er es deswegen veröffentlichen, weil er dort ungeschminkt seine deutliche Meinung über die Vertreter der deutschen Psychiatrie äußern könnte, denen er begegnet ist, ohne Beleidigungsklagen fürchten zu müssen. Nach den Niederlanden käme das Buch vielleicht auch in Großbritannien heraus, und mit dieser internationalen Rückendeckung könnte es dann vermutlich auch in Deutschland ohne Schaden für ihn selbst erscheinen. Diese langfristige Strategie klingt geschickt ausgetüftelt, und Werner berichtet detailliert davon, wie er nächtelange am Manuskript sitzt, und auf welcher Schreibmaschine er es tippt. Aber sobald ich darauf eingehe, näher nachfrage, wird er einsilbig, tut geheimnisvoll, und ich weiß nicht, ob er mich nicht einfach nur beeindrucken will: Was ihr Studierten könnt (Bücher schreiben), das kann ich schon lange.

Diese Konkurrenz mit uns, das heißt mit allen professionellen, ausgebildeten Helfern, die für ihre soziale Arbeit dickes Geld verdienen, stimuliert Werner zusätzlich in seinem Einzelkämpferdasein. Er versucht uns auf einem Feld zu schlagen, wo die Professionellen meist passen müssen: im

schonungslosen persönlichen Einsatz, ohne Rücksicht auf ein Privatleben. Im Wettbewerb zum nächtlichen Krisenberatungsdienst, den wir vom KommRum aus aufgebaut haben, richtete Werner unter seiner Privatnummer sogar ein eigenes Krisentelefon der Irrenoffensive ein, bis sein Alleingang von den anderen Mitgliedern gestoppt wurde. Unerschrocken bietet er seit sechs Jahren immer wieder Psychatriebetroffenen, die keine Unterkunft haben, Unterschlupf in seiner Wohnung. Zur Abwechslung nimmt er dann wieder Frauen aus der Drogenszene auf und lässt sich auch durch schlechte bis katastrophale Erfahrungen nicht davon abbringen, mit ihnen einen ambulanten Entzug in seiner Wohnung durchzustehen und den frustrierten Drogenberatern vorzuführen, wie man so etwas richtig macht. Es ist eine nach außen hin unklare Mischung von uneigennütziger sozialer Hilfe und Beziehungswünschen, die Werner da antreibt. Sie hat ihm schon eine Untersuchung wegen des Vorwurfs der Vergewaltigung eingebracht (die wieder eingestellt wurde), und viel Misstrauen von Leuten aus seinem Umfeld, denen sein Engagement an diesem Punkt recht zweifelhaft erscheint.

Ein ungewöhnliches, irritierendes, gefährliches und aufregendes Leben außerhalb der üblichen Gleise. Werner hat es sich inzwischen so eingerichtet, wie es ihm entspricht. In dem Haus, in dem er wohnt, fühlt er sich sicher, die Nachbarn kennen ihn und kämen nicht auf die Idee, nach der Psychiatrie zu rufen, wenn er mal aus der Rolle fällt. Seine Wohnung hat er sich Stück für Stück mit geschenkten Möbeln ausgestattet, auch einige ausrangierte Teile aus dem KommRum sehe ich, wenn ich ihn besuche. Er ist ein dankbarer, inzwischen aber auch durchaus wählerisch gewordener Abnehmer gebrauchter Gegenstände. Pfiffig schlägt er sich durchs Leben, immer auf der Suche nach günstigen Gelegenheiten, die sein Sozialhilfeempfängerdasein erleichtern helfen. „Krieg' ich da auch Prozente?“ war seine erste, von gesundem Geschäftssinn zeugende Reaktion auf meine Anfrage, ob ich ihn für dieses Buch porträtieren dürfte.

Er könnte sich ja auch zur Ruhe setzen und sein stabilisiertes Leben genießen - darüber haben wir öfter zusammen diskutiert. Er müsste sich ja nicht immer im Kampf gegen die Psychiatrie aufreiben und sich seine unvermeidlichen Beulen und Enttäuschungen dabei holen. Aber ich habe gut reden: Es ist seine Wiedergutmachung, die noch nicht stattgefunden hat und es ist dieser hartnäckige Kampf gegen Anstalten und Psychiater, der seinem Leben am meisten Sinn gibt und immer wieder neue Kräfte mobilisiert.

Kompetenzgerangel

Die psychiatrischen Kliniken sind voll von Menschen, deren Geschichte weniger glimpflich als die von Werner verlaufen ist. Sie hatten nicht mehr die Kraft, ihre Selbstbestimmung wieder zu erkämpfen. Selten genug, meist erst wenn engagierte Unterstützer von draußen sich nicht abschrecken lassen, die Isolation durchbrechen und Kontakt zu den „Patienten“ drinnen aufnehmen, wird die Spitze des Eisbergs sichtbar: Ältere Menschen werden bisweilen aus ökonomischen Gründen (eine Erbschaft lockt) entmündigt und eingesperrt, auf Initiative oder mit Billigung der Angehörigen; manche werden in psychiatrische Heime abgeschoben, weil sie ihren Verwandten oder Nachbarn lästig sind, oder einfach nur, weil sie so viel alleine sind und daher etwas wunderlich werden. Manche sind über die Jahrzehnte vergessen worden, haben sich selbst aufgegeben. Amtspfleger, die manchmal mehrere Hundert „Pfleglinge“ verwalten und die einzelnen gar nicht näher kennen, dürfen entscheiden, wie und wo solche „Patienten“ leben müssen, wie sie „behandelt“ werden sollen und was mit ihrem Geld geschieht. Auch die neue, humanere Version der Psychiatrie, die sich als sozial versteht, ist nicht frei von dieser Gefahr der Bevormundung, wenn sie zuviel für die armen „Kranken“ sorgen möchte: „Es ist noch zu früh, dass Sie unsere Station verlassen und in eine Wohngemeinschaft ziehen“ oder: „Wenn Sie die Medikamente nicht mehr nehmen, bekommen Sie wieder einen neuen Schub ihrer Krankheit“ - professionelle Besorgnis, die den Betreuten subtil das Vertrauen in ihre eigene Stärke untergräbt.

Ist Werner die große Ausnahme? Sind Menschen, die mit der Psychiatrie in Kontakt kommen, von vornherein schon so lebensuntüchtig, dass sie nicht mehr für sich selbst sorgen und sich auch nicht mehr gegen den Entzug ihrer Eigenverantwortlichkeit wehren können - oder verlieren sie ihre Lebenstauglichkeit erst durch die „Behandlung“?

An der Kraft scheint es ihnen ursprünglich ja nicht zu fehlen; alleine schon in der Andersartigkeit, im Abweichen von der Norm, liegt ein ungeheures Potential an Energie, hochexplosiver sozialer Sprengstoff (die heftigen Reaktionen der Normalen bestätigen das). Schlechter steht es schon um die Fähigkeit von Verrückten, die vorhandene Kraft auch richtig dosiert, realitätsbewusst, mit Gespür für die Situation und mit langfristiger Strategie für die eigenen Interessen einzusetzen.

Daran mangelt es tatsächlich vielen. „Ich-Schwäche“ heißt das wissenschaftlich - eine Standardformel, die besagen soll, dass jemand den Anforderungen des sozialen Lebens hilflos gegenüber steht und wenig Krisen und Belastungen aushält. Diese „Ich-Schwäche“ ist freilich kein konstantes Persönlichkeitsmerkmal, sondern abhängig von der Geschichte und den Lebensumständen eines Menschen, und sie ist durchaus korrigierbar.

Eine solche Veränderung setzt Bereitschaft voraus. Wer sich, als Ergebnis seiner bisherigen Lebenserfahrungen, ohnehin für machtlos und schwach hält, arrangiert leicht auch seine Aktivitäten gleich so ungeschickt, dass er, wie gewohnt, ohne Erfolg bleibt - da weiß man, was man hat, braucht sich nicht dem Stress von Hoffnung und Enttäuschung aussetzen. Verrücktheit hilft dann, sich der Verantwortlichkeit für die Situation, in der man lebt, zu entledigen und sich selbst für unzuständig zu erklären: „Der liebe Gott spricht zu mir, er sagt mir, was ich tun darf und was nicht!“. „Ich-Schwäche“ ist demnach eher eine Haltung, eine Rolle, als ein tatsächliches Fehlen von Fertigkeiten (die ließen sich schnell lernen, sobald jemand die Entscheidung getroffen hat, Spannungen aushalten zu wollen).

Die Worte „Bereitschaft“ und „Entscheidung“ können leicht missverstanden werden, so als wäre es lediglich eine Sache des guten Willens, ob jemand sich den Belastungen stellt, die das Leben für ihn bereithält. Es gibt durchaus viele einleuchtende Gründe, nicht lebensfähig zu sein, Gründe, die von der Lebenswirklichkeit eines Menschen bestimmt sind. Wenn jemand in seiner besonderen

Wachheit und Sensibilität unsere Ellenbogengesellschaft als Terror empfindet, den er nicht erleiden, an dem er sich aber auch nicht beteiligen will - warum sollte er sich für das Funktionieren entscheiden (es sei denn, andere Menschen oder Profis bieten ihm einen sicheren sozialen Rahmen, in dem er seinen eigenen Weg finden kann, mit der Härte des Lebenskampfes fertig zu werden). Oder: Wer immer zu hören bekam: „Du kannst das nicht“, wer in seiner Familie in die Rolle des Schwachen und Hilflosen gedrängt und dafür belohnt wurde, wer keine ausreichenden Erfahrungen mit seiner persönlichen Stärke sammeln konnte, wer in einer Situation lebt, die ihm nur Misserfolge beschert und nicht den nötigen emotionalen Rückhalt gibt - vor dem mag sich tatsächlich die Last des selbstbestimmten Lebens wie ein riesiger Berg auf türmen, mit existenziellen Ängsten in einem Ausmaß, das für seine gut funktionierenden Mitmenschen nicht nachvollziehbar ist. Sie haben keine Legitimation, ihm etwas vorzuwerfen, wenn er angesichts seiner geringen Chancen lieber weiterhin die Rolle des Schwachen wählt.

Kraft, Bereitschaft, Fähigkeit - das sind Qualitäten, die relativ sind. Die doppelte Bedeutung des Wortes „Kompetenz“ kann das erhellen: Wenn ich mich zuständig, als richtige(r) Frau/Mann am richtigen Platz fühle, wenn mir diese Kompetenz zugesprochen und zugetraut wird, dann bin ich auch eher befähigt, die entsprechende Aufgabe zu bewältigen, ich habe Zugriff auf meine Kenntnisse und Talente. Im anderen Fall fällt mir einfach nichts ein, ich kann mich nicht konzentrieren, ich bin mit Blindheit geschlagen, gerate schnell in Panik....

Die Psychiatrie, zumindest wie sie bislang überwiegend organisiert ist, bietet ihren „Patienten“ kaum die Chance, kompetent zu werden, spricht ihnen selten Stärke zu. Auch sie belohnt eher Verhaltensweisen von Schwäche, Passivität und Unterwerfung und erlebt Eigenständigkeit und Aktivitäten ihrer Insassen, sobald sie den engen vorgegebenen Rahmen verlassen, vorzugsweise als Störung. Die „Patienten“ lernen folglich, wie sie in der Klinik heil über die Runden kommen, aber nicht, wie sie draußen besser als früher leben können (daran ändern auch die Bemühungen wenig, von der Klinik aus im „sozialen Training“ Lebensfertigkeiten zu vermitteln - die Wirklichkeit des Krankenhausalltags ist einfach eindrucksvoller). So erzeugt die Psychiatrie selbst die Beweise für ihr Vorurteil, die „psychisch Kranken“ seien zu erfolgreichem sozialen Verhalten nicht fähig. Glücklicherweise gibt es Gegenbeispiele, etwa die Irrenoffensive. Diese Beispiele fordern uns auf, Bedingungen zu schaffen (oder auch nur zuzulassen), unter denen sich in Stärke verwandeln kann, was bei Verrückten als Schwäche gilt.

Die Irrenoffensive: Ein fester Stamm von zehn bis fünfzehn Frauen und Männern, drumherum manche, für die diese Gruppe eine bestimmte Zeit lang Lebensmittelpunkt und Orientierung war oder ist. Dazu kommen noch viele am Rande, als Sympathisanten oder gelegentliche Gäste. Diese erfolgreiche „Selbsthilfeorganisation von Psychiatrie-Opfern“ (neuerdings: „von Psychiatrie-Überlebenden“), wie sie sich im Untertitel nennt, verbindet persönliche Entwicklung und politische Arbeit. In Kleingruppen helfen sich die Mitglieder gegenseitig, mit ihrem Leben klarzukommen und den Sinn der eigenen Verrücktheit zu verstehen. Das Ziel dieser Auseinandersetzung: Sich keine Unterdrückung mehr gefallen lassen, sich aus Abhängigkeiten und Unselbständigkeit befreien.

Auf vielfältigen Feldern beteiligen sich die Mitglieder am Kampf gegen die Psychiatrie, den gemeinsamen Feind. In einer eigenen Beratung bietet die Irrenoffensive anderen Betroffenen Unterstützung an, insbesondere zum Thema der Psychopharmaka (in ihrer Sprache: Nervengifte). Offensive Irre treten auf Vorlesungen oder Veranstaltungen zum Thema „Psychiatrie“ auf, sie veröffentlichen eigene Zeitschriften und Bücher (z. B. Peter Lehmanns „Der chemische Knebel“ über die fatalen Wirkungen der Neuroleptika, einer Untergruppe der Psychopharmaka). Sie führen Prozesse, arbeiten an Gesetzentwürfen mit, registrieren „Selbstmorde durch die Psychiatrie“, planen ein Weglaufhaus usw..

Viele Mitglieder der Irrenoffensive haben sich durch ihre Mitarbeit dauerhaft von der Psychiatrie befreit und sich selbst und ihre Lebensumstände verändert. Welcher Therapeut wäre nicht zufrieden mit einem solchen Klienten: Früher immer wieder in seiner Angst, am Arbeitsplatz etwas falsch zu machen, in Panik geraten, orientierungslos und verzweifelt durch die Stadt geirrt und schließlich als „Psychotiker“ in die Klinik gebracht - heute ein selbstbewusster Arbeitnehmer, der seiner Firma offensiv gegenübertritt, Lohnerhöhungen und bessere Arbeitsbedingungen durchsetzt und nicht mehr daran denkt, anderen alles recht machen zu wollen.

Natürlich hat auch die Irrenoffensive nur beschränkte Möglichkeiten - zurecht wehren sich ihre Mitglieder dagegen, wenn psychiatrische Saulusse sich in selbstkritische Paulusse verwandeln und nun alle Probleme ihnen zuschieben: „Warum könnt ihr nicht... macht doch auch... habt ihr nicht Platz für eine Frau, die...?“ Die Stärke und gleichzeitig die sinnvolle Begrenzung der Irrenoffensive liegt in ihrer Haltung, dass jede/r Betroffene für sich selbst sorgen soll. Sie versteht sich als Selbsthilfeorganisation; jedes Mitglied vertritt in erster Linie seine eigenen Interessen. Wer die „Verrücktenburg“ (so heißen die Räume der Irrenoffensive) in der Erwartung besucht, andere würden ihm die Last der Verantwortung für sich abnehmen, bleibt bald wieder weg, wenn er nicht ohnehin schon barsch fortgeschickt wurde. Der gelegentlich rauhe Umgangston und die deutliche, offensive Sprache bewirken freilich, dass sich nur eine bestimmte Auswahl der Psychiatriebetroffenen der Irrenoffensive anschließt. Die von ihrer Verletzlichkeit nicht loskommen und mit Rückzug reagieren, sobald es Konflikte gibt, fühlen sich leicht abgeschreckt.

Es würde sie nichts hindern, eigene Selbsthilfegruppen mit dezenteren Umgangsformen zu gründen - nur: Solche kommen nicht so häufig zustande. Es spricht einiges dafür, dass die laute, sehr direkte und bisweilen chaotische Form der Auseinandersetzung, wie sie bei der Irrenoffensive an der Tagesordnung ist, eine solche Gruppe zu stabilisieren hilft. Wenn es Gruppennorm ist, sofort zu sagen, dass einem etwas nicht passt, dann ist schon etwas Wesentliches geschafft: Die Energie von Verletzungen, die man von anderen erlebt, dringt gar nicht mehr so weit ins Innere, wo sie verwirren und Zerstörungen anrichten kann. Sie wird rechtzeitig nach außen zurückgeschickt, unter Umständen als Schreien entladen, nicht blindlings ins Leere, sondern auf ein konkretes Gegenüber, das gleichberechtigt wieder zurückreagiert. Diese Art der Auseinandersetzung fördert das Gefühl für die eigene Lebenskraft und hilft, persönliche Grenzen klarer abzustecken, sich selbst stärker zu spüren.

Was die Gruppe bei allem Streit und Chaos zusammenhält und die brachliegenden Kräfte von „Betroffenen“ mobilisiert: Verrücktheit ist für ihre Mitglieder kein Makel mehr, sie bildet eher noch die Eintrittskarte in diese lebendige Gemeinschaft und gibt Anlass, sich zusammenfinden und unter Gleichgesinnten aufgehoben zu fühlen. Die Irrenoffensive hat die positive Seite des Begriffs „irre“ ausgebuddelt: Kreativität, besondere Empfindsamkeit, Phantasie, Energie, und die Bereitschaft, die engen Grenzen der Normalität zu überschreiten oder zumindest in Frage zu stellen. Ihren Mitgliedern verschafft das ein erfrischendes Selbstbewusstsein, Balsam für die Wunden von früheren Demütigungen. Es ist ihnen nicht zu verdenken, wenn sie ihrerseits nun gerne die Experten piesacken, von denen sie sich früher missachtet fühlten, und sie mit Genugtuung in ihrer professionellen Sicherheit stören - auch wenn sie dabei eine hartnäckige Schwarz-Weiß-Malerei pflegen und sich schwer von der Rolle der Opfer lösen können. Aber das ist eher eine Randerscheinung und schmälert nicht die Bedeutung der positiven Umdefinition: Sie scheint Berge zu versetzen, und hilft offensichtlich, die Krankenrolle und die damit verbundene Selbsterniedrigung zu überwinden.

Umdenken

Was die Mitglieder der Irrenoffensive ganz selbstverständlich, aus dem Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Wiedergutmachung heraus tun: Umdenken, ihre Situation zum eigenen Vorteil uminterpretieren, sich aus dem Korsett der Bewertungen durch andere befreien - das ist, auf eher wissenschaftlicher Ebene, in den letzten Jahren eines der fruchtbarsten Denkmodelle in der Entwicklung psychotherapeutischer Techniken geworden. „Reframing“ (den Bezugsrahmen verändern, sich eine neue Sichtweise zu eigen machen) heißt das auf Neudeutsch und meint die positive Umdeutung von hartnäckigen, störenden „Symptomen“.

Solches Vorgehen empfiehlt sich in festgefahrenen Situationen, wo jemand immer wieder versucht (oder gedrängt wird), sich zu ändern und sich dennoch immer wieder in einer Weise verhält, die ihm schadet. Es hilft ebenso in Situationen, wo jemand von seiner Umwelt in einer Rolle festgeschrieben wird. Bei Kindern, die als Versager verurteilt werden, bei „Psychotikern“ in der Familie wird das oft besonders plastisch sichtbar: Jede Aufforderung, sie sollten sich bessern, zementiert bislang in Wirklichkeit erst recht die Situation. Die anderen, die „Gesunden“ können ihre Aufmerksamkeit auf den „Kranken“ lenken und brauchen sich nicht um ihr eigenes Elend zu kümmern. Eine neue Sichtweise kann ein solches perfekt eingespieltes System aus dem starren Gleichgewicht bringen, etwa so: Die als verrückt abgestempelte Tochter einer Familie leistet in Wirklichkeit Übermenschliches. Sie opfert ihr eigenes Lebensglück dafür, dass ihre Angehörigen sich nicht mit den eigenen schmerzhaften Gefühlen und Enttäuschungen beschäftigen müssen. Sie erreicht durch ihr Opfer, dass drohende Konflikte innerhalb der Familie überspielt werden, dass die anderen ihre mühsam aufrecht erhaltene Fassade bewahren können und sich ihren Gefühlen von Sinnlosigkeit und Einsamkeit nicht zu stellen brauchen.

Die positive Umdefinition darf nicht denunzieren. Sie muss die Schutzbedürfnisse aller Beteiligten als verständlich und unerlässlich würdigen; die Familienmitglieder müssen ermuntert werden, sich in gleicher Weise weiter zu verhalten - dann kann es sein, dass sie genau das nicht mehr können, und dass die eigentlichen Konflikte auf den Tisch kommen. Das „Opfer“ ist von seiner Aufgabe befreit, muss nicht mehr verrückt sein.

Dieser Ansatz, ausweglose soziale Situationen durch einen Wechsel der Perspektive in Fluß zu bringen, entspringt einem Wandel im therapeutischen Denken. Galt früher, seit der Entwicklung der Psychoanalyse, der Mensch als ein hauptsächlich von seinen unbewussten Prozessen gesteuertes Wesen, so hat sich der Akzent heute mehr auf die aktiven, zielgerichteten Seiten des menschlichen Verhaltens verschoben. Unerwünschte „Symptome“ gelten jetzt als aktive Unternehmungen, die den eigenen inneren Seelenfrieden (und den der Umwelt) stabilisieren sollen, und zwar mit Hilfe eines Alibis: „Ich kann nicht“, „Ich würde gerne, aber es geht ja nicht“, „Ich bin nicht zuständig!“.

Wohl am deutlichsten ist diese Perspektive in der Methode der Gestalttherapie ausgedrückt, die dem Klienten nahe legt, den Satz „Ich kann nicht!“ zu ersetzen durch ein „Ich will nicht!“. Der Unterschied: Jetzt ist die Verantwortung wieder bei dem, der verrückt ist, ein Magengeschwür hat oder depressiv zuhause im Bett liegt. „Ich will nicht!“ ist offener Widerstand. Der vormals „Kranke“ nimmt damit entschieden die Position ein, die im Moment am dringlichsten ist: „Ich will mich vor Verletzungen schützen (oder mein soziales System vor einem Zusammenbruch bewahren)!“ Aus Sorge, dieses Bedürfnis nicht respektiert zu bekommen, wählte er zuvor die Strategie, mit Hilfe seiner „Symptome“ Auseinandersetzungen auf verdeckte Weise aus dem Weg zu gehen. Als „Kranker“ schien er entschuldigt, aber er blieb, mitsamt seinen Angehörigen, in einer Sackgasse stecken.

Die Phase der Stagnation ist zu Ende, sobald er wieder die Verantwortlichkeit für die eigenen Bedürfnisse übernimmt (oder zugeschoben erhält). Sie war ja auch nie wirklich weg. Wie bei einem Taschenspielertrick haben der „Kranke“ und diejenigen, die mit ihm zusammenspielen, sie nur vorübergehend weggezaubert. Wenn man aber Symptome als Strategien interpretiert, dann erkennt man unter diesem neuen Blickwinkel, wie auch „Kranke“ durchaus Macht ausüben und Entscheidungen treffen, in der vorgetäuschten Illusion, dafür nicht haftbar zu sein. Der Depressive legt nicht nur sich, sondern auch seine(n) Partner(in) lahm, bremst seine/ihre lebendigen Impulse, dominiert insgeheim die Beziehung. Der Verrückte hinterlässt die Menschen in seiner Umgebung ohnmächtig und verzweifelt, der psychosomatisch Kranke erreicht Schonung und verhindert direkte Konfrontation. Kein Zweifel: Es verbergen sich reales Leiden, schmerzhaft Verletzungen und abgrundtiefe Unsicherheit hinter diesen Strategien. Aber das ist erst dann möglich zu besprechen und zu lindern, wenn der „Kranke“ wieder für sich zuständig wird und sich dem Risiko von Auseinandersetzungen stellt.

Der Zuständigkeits-Reflex

Die Psychiatrie hat mit besonders schwierigen und verwickelten Problemen der Verantwortlichkeit von Menschen zu tun. Entsprechend viele Skrupel und Selbstkritik sollte man von ihr erwarten können, vor allem viel Bereitschaft, vordergründige Zuschreibungen von Schwäche und Inkompetenz ihrer „Patienten“ in Frage zu stellen. Aber genau das Gegenteil scheint der Fall zu sein. Immer noch kommt es vor, dass in minutenschnellen Verhandlungen, oft nach Aktenlage und ohne das Bemühen, die Betroffenen wirklich anzuhören, jemandem eine Pflegschaft aufgedrückt wird. Nach wie vor ist die Depot-Spritze (eine Dosis an Psychopharmaka, die für mehrere Wochen reicht) auch unter den Vorzeichen der Sozialpsychiatrie das Mittel der Wahl, um Patienten die tägliche selbständige Entscheidung abzunehmen, ob sie die Medikamente haben wollen oder nicht.

Die engagierten Psychiatrie-Arbeiter, die mit der Eigenständigkeit der Patienten gerne anders umgehen möchten, haben einen schweren Stand. Sie müssen gegen eine verbreitete Haltung ankämpfen, die beinahe reflexhaft, ganz selbstverständlich und automatisch auf verrückte Menschen reagiert, sobald sie in den Bannkreis der Psychiatrie geraten. Dieser „Zuständigkeits-Reflex“ ist nicht Ausdruck von Böswilligkeit, sondern ist einfach nur lange und unhinterfragt eingeübt. Er gehört zum Berufsbild, ist ein Bestandteil der gesellschaftlichen Aufgabe der Psychiatrie.

„Die gehört doch in die Klapsmühle!“ Dass eine Person, die so beunruhigend anders ist, frei herumlaufen und selbst über sich bestimmen darf, ist in unserer Gesellschaft noch lange nicht selbstverständlich. Sich selbst oder andere zu gefährden - das ist das gesetzlich festgelegte Kriterium, damit jemand zwangsuntergebracht werden darf. In Wirklichkeit geht das oft viel schneller, bei viel geringeren Anlässen, unter dem Druck der Nachbarn oder der Kollegen. „Wir sind völlig verzweifelt, wir können nicht mehr!“ drängen die Angehörigen. Sie fühlen sich oft überfordert und verlangen Entlastung, wenn ein Verrückter sie seit Wochen auf Trab hält. Die Psychiatrie erledigt das, sie zieht die Verantwortlichkeit des Störenfrieds ein wie den Führerschein eines Betrunknen.

Ein Führerschein ist ein konkretes Ding, das man sehen, vorzeigen oder wegnehmen kann. Verantwortlichkeit ist dagegen eine abstrakte Konstruktion, ein Begriff aus dem sozialen Zusammenleben, mit vielen schwierigen ethischen Implikationen. Ein Suchbild: Wo ist die Verantwortlichkeit versteckt, wenn eine verzweifelte alte Frau sich nach dem Tod ihres Partners ebenfalls töten will, weil ihr Leben für sie jeden Sinn verloren hat; wenn ein junger Mann in einer manischen Phase sich ausweglos verschuldet, oder wenn Ihr Nachbar, weil er sich von Ihnen

verfolgt fühlt, Ihr neues Auto demoliert? Liegt sie bei dem auffälligen Menschen selbst, bei den Menschen, die ihn gekränkt haben, bei denen, die mit ihm zusammenwohnen, bei der „Gesellschaft“?

Schnelle Antworten sind hier eher verdächtig, zu viele Gesichtspunkte gilt es abzuwägen: Etwa die Zwiespältigkeit der Verrückten, zum Beispiel wenn sie absolute Freiheit haben wollen, aber sich genau so verhalten, dass ihnen mit hoher Wahrscheinlichkeit Grenzen gesetzt werden. Da ist die Frau, die alle paar Wochen von Berlin in die Bundesrepublik trampt und es in der Regel binnen 24 Stunden schafft, in irgendeine Klinik eingewiesen zu werden, entweder schon in der DDR, weil sie dem Fahrer auf der Transitstrecke ins Lenkrad greift, oder später irgendwo nahe der Autobahn, wenn sie dem Chauffeur mit ihren Reden nicht mehr geheuer ist. Sie kann nichts dafür?

Gesellschaftliche Wertvorstellungen gilt es mitzubedenken und gegebenenfalls zu hinterfragen, vor allem die in unserer Kultur verbreitete Neigung, Risiken und Fehlerquellen auszuschalten, Krankheit, Schmerzen und Tod aus dem Bewusstsein zu verbannen. „Aber jemand, der in dem Wahn lebt, verfolgt zu werden, der leidet doch daran, der quält sich mit dieser Vorstellung, dem muss man doch helfen!“ Auf welcher Basis? Es ist gut, wenn jemand zu ihm Kontakt aufnimmt und sein Leiden teilt, um es, aus persönlicher Zuneigung, zu lindern, und es ist notwendig, gesellschaftliche Angebote zur Verfügung zu stellen, wenn das persönliche Umfeld nicht trägt. Aber es heißt auch abzuwägen, ob nicht mit zuviel an „mother's little helpers“ (egal ob es ein chemisches oder ein soziales Weg-Trösten ist) die Fähigkeit zu trauern und sich zu freuen Schaden nimmt. Schließlich ist es stellvertretend oft das eigene Leiden, das man beim anderen nicht aushalten kann und zur Behandlung bringt.

Auch die Sorge um die Absicherung der Helfer fließt mit in die Diskussionen über die Zuständigkeit für Verrückte ein. Irgendjemand muss eben dafür haften, „wenn etwas passiert“. Die Angst, zur Verantwortung gezogen zu werden, wenn jemand die Entscheidung trifft, sich umzubringen oder anderen zu schaden, verführt das Personal dazu, die Freiräume der Klinik-„Patienten“ einzuschränken, Fenster und Türen zu verschließen (und damit das Leben der Behandelten noch schwerer erträglich zu machen).

Schließlich prallen an diesem Punkt auch noch unterschiedliche Lebensphilosophien aufeinander: Welche Art von Leben ist lebenswert? Soll man einem Verrückten nicht den rauschhaften Zustand weniger Wochen gönnen, als Kontrast zum langweiligen Rest seines Daseins? Wer steht dafür gerade, dass die alte Frau aus obigem Beispiel ein menschenwürdiges Leben führen wird, wenn sie nach dem Tod ihres Mannes in ein Seniorenheim gebracht wird, wo sie besser beobachtet und an der Selbsttötung gehindert werden kann?

Gerade an diesem Beispiel wird noch einmal deutlich: Verantwortlichkeit ist auch ein soziales Problem. Immer wenn die Frage ansteht, ob „die Gesellschaft“ in Form der Psychiatrie sich in das Leben eines Menschen einmischen und die Verantwortlichkeit eines Individuums beschneiden soll, dann liegt etwas in dem sozialen System, in dem der Betreffende lebt, im Argen. Er lebt vielleicht völlig isoliert, die Nachbarschaftsbezüge funktionieren nicht, oder seine Familie wirkt mit ihm in verrücktmachender Weise zusammen. Das Verhalten, das Anlass zum „Eingreifen“ gibt, ist das letzte Glied einer langen Kette von ungelösten Konflikten. An diesem Symptom mit administrativen Maßnahmen anzusetzen, entspricht der kurzfristigen Logik, Schlimmeres zu verhüten, verschiebt aber nur das Problem. Wirklich an die Wurzel geht nur eine Strategie, die sich um die Rekonstruktion von Lebenszusammenhängen bemüht oder neue soziale Verbindungen schaffen hilft - im unmittelbaren Umfeld des Betroffenen, mit dem man gerade zu tun hat, und ebenso auf eher gesellschaftspolitischer Ebene: Im Kampf gegen die Ver-„single“-ung unserer Kultur, im Bemühen um einen menschengerechten Wohnungsbau, der Nachbarschaftsstrukturen

stärkt statt sie zu zerstören etc.. Auf der Basis eines gemeinsamen Alltags ergeben sich mehr naturwüchsige Gelegenheiten, sich dafür zu interessieren und davon betroffen zu sein, wie unglücklich jemand sein Leben einrichtet, als wenn ein Amt sich in ein Leben einmischt.

Rückgabestrategien

Eine prinzipielle Umkehrung der Haltung ist fällig: Statt reflexhaft die Zuständigkeit zu übernehmen, wäre es Aufgabe der Psychiatrie-Arbeiter, ihre „Patienten“ immer wieder mit ihrer Eigenverantwortlichkeit zu konfrontieren. Ich will nicht den Eindruck erwecken, als sei das einfach eine Frage des guten Willens, als gäbe es nicht Situationen, wo unter dem Druck, sofort reagieren zu müssen, nichts übrig bleibt als Zwang auszuüben. Nur: Solche Situationen als Beispiele in Diskussionen („Ja, was machst du denn, wenn einer mit dem Messer vor dir steht?“) erschlagen oft die Phantasie und die Bereitschaft, etwas Neues zu wagen. Beides aber braucht man, um längerfristig und vor allem für weniger dramatische Momente Strategien zu finden, die dem anderen die Zuständigkeit für sich zurückgeben. Dafür bräuchte es Zeit, Freiräume, flexible Arbeitsplätze, Risikobereitschaft des Trägers. Das geht nicht im Rahmen vorgegebener Dienstzeiten oder mit dem Druck eines vollen Wartezimmers im Nacken. Es ist in der Regel erst Ergebnis eines längeren Auseinandersetzungsprozesses, dass einer, der eben noch verrückt war, beschließt, wieder selbst auf seine Situation zu achten.

Ein Beispiel aus einer unserer Wohngemeinschaften: Einer der Bewohner hält es nicht aus, dass eine Phase zuende geht, wo er sich gut und kraftvoll gefühlt hat. Er will nicht akzeptieren, dass es ihm etwas ausmacht, dass er von einer angehimmelten Frau zurückgewiesen wurde. Er überspielt die Trauer mit Aktivität, die sich immer mehr steigern muss, um noch zu wirken, und beginnt mit seinen Verrücktheiten allmählich seine Mitbewohner zu nerven. Eine Betreuerin hält zu ihm in dieser Zeit intensiven Kontakt. Bevor die anderen, die für seine Krisensituation nicht aufgeschlossen sind, auf die Idee kommen, ihn abholen zu lassen, gelingt es ihr, die möglichen Folgen seiner Verrücktheit mit ihm zu erörtern und ihm die Verantwortlichkeit für sein weiteres Verbleiben in der Wohnung deutlich zu machen: Er hat die Entscheidung in der Hand! Frucht dieser Strategie: Er kommt jetzt von sich aus auf die Idee, sein Verhalten mit Hilfe von leichteren Beruhigungsmitteln soweit selbst zu steuern, dass der Konflikt mit seinen Mitbewohnern nicht noch weiter eskaliert.

Ich selbst experimentiere gerne mit dem aktiven Begriff des „Mandanten“ (von mandare = beauftragen) anstelle der passiven Bezeichnungen „Patient“ oder „Klient“. Solche Überlegungen helfen mir, in der Routine des Alltags nicht den Blick für die Zuständigkeiten zu verlieren: Wenn ich den Hilfesuchenden zum Auftraggeber ernenne, werte ich ihn auf, schreibe ihm Kompetenz (wieder im doppelten Wortsinn) zu. Als Helfer bin ich unter diesem Blickwinkel auch gezwungen, sehr genau darauf achten, wer in einer konkreten Situation jeweils mein Auftraggeber ist, um wessen Seelenleben es geht: Um das des offiziell „Kranken“, oder das seiner Angehörigen, seiner Nachbarn. Ich darf mich nicht reflexhaft auf den stürzen, auf den die anderen zeigen.

Die Kompetenz zuschreiben: Selbst bei Extremsituationen, die kaum noch einen Zugang zu jemandem denkbar erscheinen lassen, gibt es in der Regel eine Vorlaufzeit, oder eine Phase hinterher, in der die Auseinandersetzung um seine Zuständigkeit möglich ist. Schon bevor „es“ wieder soweit ist, kann man Vorsorge treffen. Roland zum Beispiel hat für sich eine individuelle Regelung gefunden: „Ich bin darauf angewiesen, dass andere mich vor mir schützen“ - das ist seine Haltung zu den Augenblicken, wenn die rebellische Seite in ihm die Oberhand gewinnt. Er hat seine Bekannten entsprechend instruiert: Sie sollen ihn bei den ersten Anzeichen gleich zum Arzt bringen und seine Äußerungen in diesen Zeiten nicht ernst nehmen. Das „Psychiatrische

Testament“⁴, entwickelt vom Psychiatriekritiker Thomas Szasz, und in Deutschland verfochten von der Irrenoffensive, bildet eine gleichsam offizielle Version solcher Willensbekundung: Man kann „im Zustand klaren Bewusstseins“ beim Rechtsanwalt eine Erklärung hinterlegen, wie man in einer verrückten Phase behandelt werden möchte - ob man Medikamente bekommen will oder nicht, ob man mit Zwang daran gehindert werden möchte, sich materiellen Schaden zuzufügen, oder ob man solche Nachteile in Kauf nehmen will, oder auch, wie man sich die Reaktion der Umwelt wünscht, wenn man im Banne der inneren Prozesse völlig apathisch und scheinbar ohne eigenen Lebenswillen nur noch vor sich hin vegetiert usw.. Die rechtliche Gültigkeit dieses „Testaments“ ist noch umstritten, aber alleine schon als Denkmodell und als Anregung für die individuelle Auseinandersetzung mit der Zuständigkeit für sich selbst kann es weiterhelfen.

Auch in die Situationen, in denen auf juristischem Wege einem Verrückten Rechte beschnitten werden, lässt sich ohne weiteres das Prinzip der Auseinandersetzung einführen (zum Beispiel wenn jemand unter Vermögenspflegschaft gestellt wird, weil er vielleicht sein Geld zu schnell verjubelt): Solche Maßnahmen dürften nur vorübergehend (statt wie bisher praktisch unbegrenzt) beschlossen werden. In kurzen Abständen müssten, bei umgekehrter Beweislast als bisher, die beteiligten Ämter nachweisen, dass die Zwangsmaßnahme weiterhin nötig ist. Einschränkungen der Selbstverantwortlichkeit dürften nur noch vorgenommen werden, wenn gleichzeitig gewährleistet ist, dass die fällige soziale Auseinandersetzung im Umfeld des „Patienten“ geführt wird, die ihn wieder zur Übernahme der Verantwortlichkeit befähigen soll.

Viel „sollte“, „könnte“, „müsste“ - viele Veränderungen sind nötig. Eine Reform der gesetzlichen Bestimmungen über Vormundschaft, Entmündigung und Pflegschaften scheint immerhin endlich in Sicht: Diese Eingriffe sollen ersetzt werden durch eine Betreuung, die dem Betroffenen mehr Mitsprache ermöglicht - allzu deutlich ist inzwischen geworden, dass die alten Regelungen mit den Vorstellungen von einem Leben in Würde schwer vereinbar sind.

Parallel zu den gesetzlichen Neuerungen steht ein Umdenken auf vielen Ebenen der „psychosozialen Versorgung“ an: Sie darf sich nicht länger an der Idee orientieren, dass „Patienten“ unselbständige Wesen sind. Selbst in einer Klinik könnten sie, nach einer Phase der Erholung, die Alltagsverrichtungen selbst übernehmen, selbst kochen, abwaschen, einkaufen. Sie sollten nach gründlicher Beratung (ohne suggestiven Druck) selbst bestimmen, ob sie Medikamente nehmen und welche. Dasselbe gilt natürlich auch für alle therapeutischen Maßnahmen. In jedem Kontakt muss die Frage eine zentrale Rolle spielen, wie viel Verantwortung der „Patient“ für sich übernehmen möchte: hier und jetzt genauso wie in seinem weiteren Leben. Schon atmosphärisch muss deutlich werden: Das sind keine zähneknirschenden Mitbestimmungszugeständnisse, sondern ein dringender Appell an den „Patienten“, gefälligst selbst über sein Leben zu bestimmen. Dass jemandem alle Verantwortung abgenommen wird, sollte die extreme Ausnahme sein, und nicht das Bild prägen, das die Psychiatrie nach außen vermittelt. Denn auch hier regelt das Angebot die Nachfrage: Wenn jemand in einer Therapeutischen Wohngemeinschaft in Stress gerät, wird er sich weniger gerne mit unangenehmen Gefühlen konfrontieren, wenn im Hintergrund immer noch die Klinik lockt mit der Verheißung, aufgehoben zu sein und passiv sein zu dürfen.

Was die Profis über aller Geschäftigkeit und eigener Kompetenz letztlich nie vergessen sollten: Die Frage der Verantwortlichkeit regelt sich im Kontakt mit Verrückten oft arbeitsteilig. Je vernünftiger und zuständiger die Helfer(innen), desto mehr kann der Verrückte seine Verantwortungslosigkeit ausleben. Umgekehrt: Erweitern die Helfer(innen) die Bandbreite ihrer Reaktionen, lassen sie ihre eigenen verrückten Seiten mehr zu, dann kann der Verrückte leichter die vernünftige und kompetente Gegenposition einnehmen. Es könnte den Profis nur gut tun...

4. TEIL Alltag - Konzepte auf dem Prüfstand

Michael - Sehnsüchtiges Kind im Manne

Sonntag Morgen, Birgitta und ich sind gerade angekommen. Wir beeilen uns, rechtzeitig mit den Vorbereitungen für das Frühstücksbuffet fertig zu werden, da sehe ich schon als ersten Gast Michael über den Hof stapfen. Er trägt seine Gitarre in der Hand - das verheißt nichts Gutes. Als er durch die Türe tritt, bestätigt der erste Blick in sein Gesicht meine Vorahnung: Er hat wieder seinen finsternen, abgeschotteten Gesichtsausdruck aufgesetzt: Keiner soll Zugang zu ihm finden.

Ich versuche, darüber hinwegzugehen, und frage betont locker: „Na, Michael, möchtest du heute wieder selbst Musik machen?“ Das ist genau die falsche Tonlage. Michael schaut mich einen Moment an, starr, ohne Kontakt aufzunehmen, und geht wortlos an mir vorbei. Ich erledige kurz etwas im Nebenraum, da höre ich auch schon den heftigen Wortwechsel zwischen ihm und Birgitta, und dann klirren die Scherben. Ich rase zurück. Michael hat versucht, unseren Kassettenrecorder auszuschalten. Er hasst die Musikberieselung von der Konserve, selbst Mozart konnte ihn heute nicht umstimmen. Birgitta hatte ihn wieder aus dem Raum hinter der Theke, unserem Allerheiligsten, verscheucht, und zur Rache warf Michael eben eine Blumenvase gegen die Wand. Das hat ihn offensichtlich noch nicht beruhigt, so setzen wir ihn kurzerhand vor die Türe. Wir haben jetzt anderes zu tun als uns von seinen Machtspielen tyrannisieren zu lassen. „Ach, so ist das hier!“ Verachtung klingt in seiner Stimme mit, aber er packt wieder seine Gitarre und zieht davon.

Mir klopft noch eine ganze Weile das Herz bis zum Hals, teils aus Zorn, teils, im Nachhinein, aus Angst vor einer Prügelei. Michael ist immerhin ein Stück größer als ich, eigentlich ein Bild von einem Mann - aber glücklicherweise setzt er in solchen Momenten seine Kraft nicht ein. Er lässt sich eher wie ein folgsames Kind wegschieben, ohne dass es wirklich zu einer Kraftprobe kommt, selbst wenn er mal für einen Augenblick explodiert.

Zu meiner Aufregung im Moment gesellt sich ein lähmendes Gefühl von Ohnmacht. Seit sechs Wochen geht das jetzt schon so mit Michael. In all den Jahren, seit ich ihn kenne, habe ich noch nie so krass seinen unaufhaltsamen Rückzug in sich selbst miterlebt. Begonnen hatte alles mit einem dummen Spruch von mir, gedacht, ihn aufzuheitern, mit ihm ins Gespräch zu kommen, als ich ihn eines Abends finster an seinem Tisch sitzen sah. Er schien sich, wie so oft, in seiner Existenz zu langweilen, mit seinen 40 Jahren ohne Aufgabe, ohne Sinn im Leben. Nach einer Reihe von Psychiatrieaufenthalten ist er auf dem Abstellgleis gelandet, hat keine eigene Perspektive. Ob er sich wieder über unsere Musik ärgern würde? Mit dieser Frage suchte ich Zugang.

Vielleicht lag zuviel Ironie in meinem Ton, oder ich rief eine unangenehme Erinnerung an eine frühere Diskussion über dieses Thema wach, in der er sich nicht durchgesetzt hatte. Innerhalb von Sekunden fiel jedenfalls die Entscheidung. Michael schien auf meine Frage einen Moment zu überlegen, stand dann auf, antwortete nicht auf mich, sondern begann laut zu fordern, wir sollten die Musik ausschalten. Er blickte dabei durch mich hindurch, sprach gar nicht mich an, sondern stellte seine Forderung in den Raum. Ich war nicht darauf versessen, die so oft schon gespielte Kassette zu Ende zu hören, aber einfach nachgeben wollte ich auch nicht. Schon war ich mitten drin im Machtkampf. Michael drehte auf. Nur noch diesen einen Satz gab er von sich, schritt durch den Raum, warf unablässig die Arme hoch und ließ sie wieder fallen: „Macht doch die Musik aus, macht doch die Musik aus!“, immer lauter, in immer neuen Variationen, immer melodischer. Er schien sich daran zu freuen, diesen Text zu singen, mit der Melodie zu experimentieren, klagend wie eine Sirene ansteigend und wieder abfallend, mit Spaß an der steten Wiederholung. „Macht

doch die Musiiiiik aaaauuus!“ Die anderen Gäste konnten ihn nicht mehr überhören, sein Singsang dominierte alle Gespräche. Zu seiner Melodie gesellte sich, als Begleitung, der Chor der Mitarbeiter und Besucher, die ihn bewegen wollten, ruhig zu sein - vergebens. In meiner Verzweiflung griff ich nach einem Fläschchen mit Seifenblasen, um ihn zu irritieren, dem Ganzen eine spielerische Note zu geben. Michael witterte meine Absicht, ging mir aus dem Weg, und die Seifenblasen hatten sich ohnehin ausgeschäumt, ich blamierte mich nur. Michael klagte weiter, ließ kein gutes oder böses Zureden an sich heran. Die Stimmung im Café blieb über Stunden gereizt. Ich war, wie schon oft, in Michaels Falle getappt, beinahe zwanghaft ging ich in der Rolle des empörten, an die Vernunft appellierenden Erziehers auf, der ein trotziges Kind überzeugen will - obwohl ich doch wissen musste, dass das bei Michael nicht zieht, sondern genau das Gegenteil bewirkt.

In den Wochen seither stets das gleiche Bild: Michael zog sein Machtspiel durch. Ungerührt von allen Vorhaltungen, allen verständnisvollen oder empörten Bemühungen, versuchte er, von uns den Verzicht auf Konservenmusik zu erzwingen. Als wollte er endlich einmal etwas in seinem Leben zu Ende bringen, sich durchsetzen, ohne Rücksicht auf Verluste, mit dem Kopf durch die Wand! Er steigerte sich noch, suchte den Zugang an die Musikanlage hinter der Theke, ließ sich aber widerstandslos wieder hinausschieben, um dann weiter seine Forderung nach Abschaltung aller Musikanlagen hinauszuschreien. Alternativ dazu spielte er wütend auf seiner Gitarre; aber selbst wenn wir dann ihm das akustische Feld überließen, die Musik abdrehten, konnte ihn das nicht beruhigen. Es ging ums Prinzip, nicht um gelegentliche Zugeständnisse.

Auch mein erzieherischer Impuls schien unerschöpflich, obwohl ich mich immer hilfloser fühlte: „Hör endlich auf mit dieser Scheiße! Sag lieber direkt, was du willst oder was dir fehlt!“ - „Mach doch die Musiiiiik aaaauuus...!“ Manchmal verließ Michael zornig das Café, um nach einer halben Stunde wiederzukommen und von vorne zu beginnen. Bisweilen standen wir dicht voreinander, brüllten uns an. Ich versuchte angestrengt, meine gesammelte Autorität in die Stimme zu legen, und Michael starrte durch mich hindurch, wild entschlossen, sich nicht unterkriegen zu lassen. Dennoch schaffte er es meist, die letzte Zuspitzung zu vermeiden, er ging gerade nicht soweit, dass wir ihn rauswerfen konnten. Die Anlässe schienen uns noch nicht dramatisch genug, auch wenn die anderen Gäste zunehmend ungeduldig wurden. Selbst Wilfried wurde aktiv, redete drohend auf Michael ein und versuchte, die Mitarbeiterinnen hinter der Theke vor seinem Drang an den Kassettenrecorder zu beschützen.

Mit der Zeit gewann ich die Überzeugung, Michael wollte sich absichtlich in seine Verrücktheit fallen lassen, so als sei er entschlossen, den inneren Zustand von Kontrollverlust, von Realitätsflucht mit allen Mitteln zu erzwingen, weil sein Leben ihm halt sonst nichts zu bieten hatte. Wie ein kleines Kind kämpfte er um jede Minute, die er nach Feierabend noch im KommRum bleiben konnte, bis der letzte Mitarbeiter das Haus verließ - als bräuchte er dringend die Anwesenheit von anderen Menschen. Zuhause wartete auf ihn nur eine trostlose Wohnung, die er hasste und verkommen ließ. Er schien sich an seinem Eigensinn zu berauschen, in den er sich Tag für Tag weiter hineinsteigerte. Immer tiefer zog er sich in seine Innenwelt zurück, bis eines Samstagabends, nach Betriebsschluss, die Café-Mitarbeiterinnen den Eindruck hatten, er könnte sich gar nicht mehr selbst orientieren. Sie fuhren ihn zum K.U.B.. Ich zitiere, mit Michaels Einverständnis, aus dem Bericht von Georg, der in dieser Nacht Dienst hatte:

„22 Uhr. Es ruft jemand vom KommRum an. Dort ist jemand, der ziemlich durcheinander ist. Sie wissen nicht, wohin mit ihm, und bringen ihn dann später vorbei...Er setzt sich hin, spielt Gitarre und singt: „Draußen vor dem Tore“. Er wiederholt diesen Satz immer wieder oder gibt einfach nur Laute von sich und schlägt seine Gitarre dazu an. Er ist kaum ansprechbar. Ich frage ihn, ob er Kaffee will. Er wiederholt nur das Wort „weg“. Ich gehe also weg. Er schmeißt kurz danach

ausgelegte Broschüren auf den Boden. Er will wohl doch nicht alleine sein. Ich gehe wieder zu ihm und setze mich nur hin. Zum Teil sitzt er einfach nur da und gibt ab und zu eine Silbe von sich, die er wiederholt, oder er spielt Gitarre. Ich gehe in die Küche, eine Flöte oder etwas anderes zu finden, mit dem sich Töne produzieren lassen. Es findet sich nur ein Besenstiel (Rohr), auf dem ich vielleicht vier Töne schaffe.

Er geht auf mich zu, hakt mich am Arm ein, sagt etwas von „Eingang“ und will raus. Ich soll mitgehen. Ich gehe schließlich mit. Ich merke, dass er zu einem U--Bahnhof will und sich nicht sicher ist, wo einer ist. Ich gehe mit ihm bis zum Nollendorfplatz und sage ihm, dass ich jetzt aber zurück muss. Ich bin mir unsicher, ob ich ihn einfach wegfahren lassen soll. Ich weiß nicht, ob er sich noch orientieren kann. Er selbst ist sich auch unschlüssig und kommt dann wieder mit zurück.

Wir setzen uns hin und ich spiele auf seiner Gitarre. Das Ganze hat etwas Meditatives. Zwischendurch schnappt er sich einen Blumentopf und will ihn draußen einpflanzen. Weil ich ihn nicht davon abbringen kann, gehe ich hinterher. Mit den Händen gräbt er ein Loch in den Rasen. Wir einigen uns schließlich, dass nur ein Teil der Pflanze dort eingepflanzt wird. Den Rest nehmen wir wieder mit zurück. Als ich zwischendurch mal mit meinem Kollegen rede, will er, dass ich auf der Gitarre weiterspiele. Er stellt sich in die hinterste Ecke des großen Raums und bleibt in starrer Haltung mit angehobenen Armen stehen. Um 3.30 Uhr lege ich ihm Matratzen hin, lege ihn hin und decke ihn zu. Er ist während der restlichen Nacht wohl immer mal wieder aufgestanden, mein Kollege hat ihn zweimal hingelegt.

Als ich mich auch hinlegte, hatte ich etwas Angst, er könnte aufstehen und irgendetwas kaputt machen, weil keine Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet ist. Doch das war unbegründet.

Um 7.30 Uhr kommt er und will raus. Er ist jetzt deutlich ansprechbarer als am Abend und antwortet auf meine Fragen. Er will heim. Er meint: „Wunderbar hier“.

Mich hat das alles sehr beeindruckt. Nach anfänglicher Unsicherheit hatte ich das Gefühl, ich brauche ihm nichts vorzumachen. Ich kann selbst auch Verrücktes machen. Ich muss nicht gut auf der Gitarre spielen, ich kann auch falsch spielen, kurze Melodien immer wieder wiederholen, ganz wonach mir eben ist. Irgendwie habe ich wohl auch ohne Sprache Kontakt zu ihm bekommen, und mich recht gut dabei gefühlt.“

Kurz nach dieser Nacht im K.U.B. folgte die Weihnachtspause des KommRum. Ich hatte Angst, Michael würde in diesen zwei Wochen völlig in seine innere Welt abrutschen und in einer Klinik landen. Doch: Kaum hatten wir wieder geöffnet, stand er wieder mit seiner Gitarre vor der Tür und knüpfte nahtlos an die Zeit vor Weihnachten an, bis eben die Vase flog.

Jetzt ist eine Grenze erreicht. Er soll sich nicht einbilden, er könnte hier einfach verantwortungslos Kind spielen. Es fasziniert mich zwar zu beobachten, wie er sich zurückfallen lässt in ganz frühe Abschnitte seines Lebens, wie er ständig irgendwelche Worte wiederholt und mit seiner Stimme experimentiert, als sei er gerade dabei, sprechen zu lernen. Er wirkt kontaktlos, wie ein autistisches Kind, und scheint gleichzeitig vom Bedürfnis getrieben, nicht alleine zu sein, um jeden Preis Aufmerksamkeit zu finden; wie ein Dreijähriger, trotzig, gegen jegliche Vernunft, hält er stur an seinem Willen fest, ohne sich um irgendwelche Folgen zu scheren.

Aber: Seine Auftritte wirken auch inszeniert, gewollt. Er ist eben keine drei Jahre mehr, sondern er spielt nur Kind, und er übt in Wirklichkeit mit seiner großen, finsternen Erscheinung eine gehörige Macht aus. Die Stimmung im Café wird seit Wochen von ihm bestimmt, und jetzt ist bei mir der Punkt erreicht, wo mein erzieherisches Nörgeln umschlägt. Michael hat dieses Nörgeln provoziert,

er kennt so etwas bestimmt gut, und es ist für ihn offensichtlich leichter zu ertragen als übersehen zu werden. Endlich wird bei mir daraus eine entschiedene, faktische Reaktion: Er soll gefälligst die Vase ersetzen, vorher will ich ihn nicht mehr sehen.

Es ist gleichzeitig jammerschade; ich mag Michael ja gerne, er gehört zu den markantesten Erscheinungen hier im Café. Gut gelaunt ist er eine Seele von Mensch, mit einem warmen Lachen, das mir ans Herz geht; wie ein großer, kuscheliger Bär, voller Witz, begabt mit einem ausgeprägten Sinn für Situationskomik. Es ist kaum mit Worten wiederzugeben: Da hatte Rudi (Sie werden ihn bald kennen lernen) auf seine gewohnte Art laut in den Raum hinein seine gestelzte Philosophie verbreitet, gewichtige Worte über Liebe und Frieden aneinander gereiht, als Michael plötzlich in breitem Fränkisch dazwischenfuhr: „Ach, Rudi, hör doch auf mit dem Schmarrn!“. Genau im richtigen Moment; ich und, wie das folgende befreiende Gelächter im Raum zeigte, auch die meisten Anwesenden hatten exakt dasselbe gedacht - eine Erlösung, wie eine Nadel, die einen Luftballon zum Platzen bringt. Drastischer ein anderes Mal: Michael hatte auf seiner Wanderung durch's Café schon seit Stunden gejammert, dass keine Frau etwas von ihm wissen wollte. Als wieder einmal seine und Wilfrieds Bahn sich kreuzten, fasste er diesen kurzerhand am Kopf und drückte ihm einen herzhaften, weithin schallenden Kuss auf den Mund. Wilfried pilgerte weiter, ohne eine Miene zu verziehen, und ich hatte Mühe, mir das Lachen zu verkneifen. Michael hatte das geschickt in Szene gesetzt. Wie in einem Cartoon ohne Worte hing seine verzweifelt-komische Botschaft von der Notgemeinschaft zwischen den verrückten Männern in der Luft, die von den Frauen gemieden werden und aufeinander angewiesen sind.

Leider ist er meist weniger guter Laune. In der Regel schleppt er sich mit hängenden Schultern und schlurfenden Füßen durchs Café. Seine Hose schlackert um die Hüften, theatralisch wirft er seine Arme in die Luft und lässt sie resigniert wieder sinken. Hat ihn seine Wanderung ermüdet, sitzt er gebeugt am Tisch, schon die Körperhaltung sagt: Ich lasse mich hängen. Er redet für sich, oder für alle, oder liest aus der Zeitung vor, gibt seine Kommentare dazu aus dem Stegreif. Wenn er nicht mehr weiter weiß, wiederholt er den letzten Satz und überlegt währenddessen den nächsten. In diesem Rhythmus kann er sich stundenlang weiterhangeln. Er erzählt seine Thesen niemandem im besonderen; er macht daraus einen allgemeinen Vortrag, und lässt darin über witzige Verknüpfungen sein Wissen einfließen, bemüht sich zu zeigen, dass er gebildet ist. Es scheint gar nicht in erster Linie um die Inhalte zu gehen. Michael hat zwar seine Schwerpunkte, etwa das Ost-West-Verhältnis, den Vergleich der politischen Systeme, deren Mängel er auch gerne für sein Elend verantwortlich macht. Wichtiger dabei scheint aber die Freude am Auftritt, an der Selbstdarstellung zu sein. Je mehr Leute zuhören, um so besser; am lautesten dreht er auf, wenn viele Frauen im Raum sitzen.

Zwischendurch, wenn man genau hinhört, lassen sich in Michaels Vortrag auch Anspielungen auf die aktuelle Situation entziffern. Er greift Worte auf, die er vom Nebentisch aufschnappt und baut sie geschickt in seine Rede ein. Hinter seinem irren Auftreten scheint er ein phänomenales Gespür für die Atmosphäre im Raum und für die schwachen Stellen der anwesenden Gäste und KommRumis zu haben, ein Gespür, das er vorzugsweise einsetzt, um zu schocken: Plötzlich spielt er in seinem Vortrag mit der Idee, es wäre doch toll, sich auszuziehen, und tut das dann auch - weil gerade einige Frauen das Café betreten haben. Vor allem wenn ältere Damen im Hause sind, meditiert er gerne laut über das Wesen des Orgasmus, kann nicht genug davon kriegen. Besondere Wirkung erzielt er mittwochs während unserer Beratungszeit. Dann erscheinen oft neue Besucher(innen), die sich noch recht unsicher fühlen, weil sie zum ersten Mal an so einem Ort sind und sich schämen, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen. Wenn sie im Café auf ihr Gespräch warten, gießt Michael mit seinen Auftritten noch Öl ins Feuer. Man muss keine Gedanken lesen können, um zu entziffern, was den neuen Besuchern ins Gesicht geschrieben steht: Mein Gott,

gehöre ich wirklich auch schon zu den Verrückten? Bilde ich mir das nur ein, oder kam Michael wirklich eine Zeitlang besonders gerne mittwochs? -

Inzwischen sind zwei Wochen vergangen, Michael hat sich nach unserem sonntäglichen Krach rar gemacht. Einmal war er inzwischen wieder hier, und meine Kollegen wussten Tröstliches zu berichten: Er sei gekommen, hätte erklärt, was beim letzten Mal los war. In der Hochschule der Künste hätte er sich Sonntag morgens niedergelassen, um in dieser Atmosphäre Gitarre zu spielen. Man hätte ihn von da vertrieben, und aus lauter Zorn sei er ins KommRum gegangen, um sich abzureagieren. Das sei natürlich der falsche Ort, wir hätten ja nichts mit seinem Ärger zu tun.

Das war wieder einer dieser Momente von Einsicht, von Verständnis, die Michael uns gelegentlich schenkt. Ich traue dem Frieden nicht so recht; er wirkt dann immer so, als würde er sich insgeheim ins Fäustchen lachen, sich sein Teil denken, wenn er sich uns zuliebe vernünftig zeigt, ohne aber jemanden wirklich an sich heranzulassen.

Dass diese „Einsicht“ auf mich gespielt wirkt, bedeutet nicht, dass Michael sich seiner Situation nicht bewusst wäre. Wenn er sich in sein kindliches Verhalten fallen lässt, dann gerade, um das klare Bewusstsein seiner Lebensbedingungen zu betäuben. Manchmal, in einfachen Sätzen, beschreibt er, wie es ihm wirklich geht: Keine Arbeit, keine Freunde, keine Frau, die mit ihm zu tun haben mag. Im Gerede von Ödipuskomplex und Inzest versteckt, blitzen hellsichtige Aussagen über die Beziehung zu seiner Mutter auf, die ihn verwöhnt, aber auch enttäuscht hat - eine Beziehungsklemme, aus der er sich sein Leben lang nicht lösen konnte. Gleich danach übertüncht er diese Klarheit wieder, spielt den Narren, den man nicht ernst nehmen muss. Um sein tatsächliches Elend nicht zu spüren, um nicht an seinem verpfuschten Leben zu verzweifeln, mimt er dann jemanden, der verzweifelt ist. Er verzieht sein Gesicht im Schmerz, kneift die Augen zusammen, beschimpft sich selbst für seine Unfähigkeit, im Leben zurechtzukommen. Im Saft seiner Selbstvorwürfe schmorend, lässt er uns keine Chance, mit ihm wirklich auf dieses Thema einzusteigen.

Er hat einen Beruf gelernt, findet aber keine Arbeit mehr. Konflikte, Anstrengungen hält er nicht aus; sobald er das Gefühl hat, man wollte ihm Leistung abverlangen, blockiert ihn der innere Konflikt zwischen Bemühen und Verzagen vollends. Je mehr er in seine Psychiatriekarriere abgerutscht ist, desto weniger mag er noch Mühen für etwas aufwenden. Vor einigen Monaten, als wir noch zusammen Schach spielten, konnte ich das hautnah miterleben. Eine Zeitlang entwickelte er Ehrgeiz, vertiefte sich alleine mit einem Theoriebuch aus unserem Bücherschrank ins Studium der Schacheröffnungen, besonders das Damengambit hatte es ihm angetan. Hatten wir aber ein Spiel begonnen, dann geriet er schnell unter Druck, versuchte möglichst jeden Fehler zu vermeiden. In einigen Spielen wiederholte sich der immer gleiche Ablauf: Eine Weile setzte er mir ziemlich zu, brachte mich in Bedrängnis, und sobald er auch nur einen winzigen Fehler gemacht hatte, ließ er in kürzester Zeit seine ganze Stellung zusammenbrechen, verlor ohne Gegenwehr, statt gerade jetzt zu kämpfen. Schließlich die Resignation: Er hatte keine Lust mehr zu spielen. Sich durchzubeißen, aus Fehlern zu lernen, Rückschläge zu verkraften und die Ungewissheit zu ertragen, ob der eigene Einsatz sich lohnt - all das bedeutet für Michael offensichtlich eine unerträgliche Last, eine quälende innere Spannung, die sich am schnellsten löst, wenn er gleich die Flinte ins Korn wirft. Keine gute Ausgangsbasis, um am bürgerlichen Leben teilzuhaben.

So kommt es, dass heute ein Amtspfleger den offiziellen Teil seines Lebens regelt, dass Michael oft pleite ist, auf milde Gaben anderer Gäste spekulieren muss, sich verwehrlos lässt. Eine Weile hatten wir versucht, Einfluss zu nehmen, hatten ihn gedrängt, sich unter unserer Dusche doch mal gründlich zu reinigen, neue Klamotten anzuziehen. Erfolg hatten wir nur, wenn wir ihn direkt an der Hand nahmen und ihn ein Stockwerk höher unter die Dusche schleppten. Diese konkrete

Handlung steht wohl auch symbolisch für Michaels Einstellung der ganzen Welt gegenüber: Es müsste schon jemand kommen und ihn gleichsam adoptieren, ihm seine ganze Liebe und Aufmerksamkeit schenken und ihn noch einmal ganz von vorne zur Selbständigkeit erziehen.

So jemand ist nicht in Sicht, und andere Lösungen verbaut Michael sich selbst. Therapeutische Wohngemeinschaften, bei denen er sich beworben hat, wollten ihn nicht haben, weil er zu „schwierig“ sei. Die Rehabilitationseinrichtungen, die ihn aufnahmen, hat er selbst wieder verlassen. Auch private Kontakte verscherzt er sich selbst, zum Beispiel mit Anton, den er häufiger abends nach Hause begleitete, um nicht alleine in seiner eigenen Wohnung sein zu müssen. Eines Tages hatte auch Anton genug von diesem Gast, der nachts durch die Wohnung geisterte und das Radio laut aufdrehte, wenn er nicht schlafen konnte. Als Anton sich abgrenzte, ihn nicht mehr einlassen wollte, versuchte Michael, die Türe mit den Füßen einzutreten - zugleich mit der Türfüllung war diese Freundschaft endgültig zerbrochen. Mit anderen, wie mit Edmund, findet er sich für gelegentliche Notzeiten zusammen. Einige Tage später gehen sie sich wieder aus dem Weg, irgendeine Kleinigkeit hat sie wieder entzweit.

Manchmal ist es nur noch lästig, dann aber auch wieder herzerweichend, wenn Michael zum Feierabend hin zu betteln beginnt, ob man ihn denn mit sich nach Hause nehmen würde. Fast wahllos fragt er, scheint selbst nicht an den Erfolg zu glauben, routinemäßig steckt er die Ablehnungen weg - er hat es sich ja schon gedacht, und gibt sich keine Mühe mehr, tatsächlich jemand für sich zu gewinnen. Das gilt noch mehr für seine Bemühungen um Kontakt zu Frauen. Dass eine Frau sich auf ihn einlässt, ist für ihn der entscheidende Maßstab, ob er sich als ein interessanter, liebenswerter Mensch anerkannt fühlt. Nichts beschäftigt ihn mehr, gleichzeitig bleiben seine Versuche stereotyp. Er geht nicht wirklich auf die Besucherin ein, wenn er eine anspricht, ist einfach nur von der Idee bestimmt, sie müsste sich auf der Stelle mit ihm zusammensetzen und endlich die ersehnte, erlösende Anerkennung aussprechen. In solchen Momenten werde ich hellwach, beobachte Michael argwöhnisch - schließlich habe ich schon einige Frauen nach seinen Annäherungsversuchen gehen sehen. Doch mit dieser Hab-acht-Haltung gerate ich mit ihm auf Kollisionskurs. Er verzeiht mir meine Beschützerrolle nicht.

Mein blaues Wunder habe ich mit ihm erlebt, als ich ihn eines Samstagabends beim Single-Treff davon abhalten wollte, einer Besucherin zu dicht auf die Pelle zu rücken. Er hatte sich zu einer Gruppe an den Tisch gesetzt und redete auf eine Frau aus dieser Runde ein. Sie drehte sich halb von ihm weg, aber entschied sich auch nicht eindeutig, ihm nicht zuzuhören. Voreilig versuchte ich ihr zu Hilfe zu kommen, als ich es nicht mehr aushielt, dass Michael den ganzen Tisch zum Schweigen gebracht hatte. Er wiederum nutzte die unentschiedene Situation und wusch mir kräftig den Kopf. Was ich mir einbilden würde, ihm vorzuschreiben, wie er auf Frauen zugehen sollte! Glasklar, ohne eine Spur von Verrücktheit, mit erwachsener Aggression wies er mich in meine Schranken, und er genoss seinen Triumph, als ich verlegen den Rückzug antrat. So direkt, so eindeutig kann er also auch sein - wenn er will, oder wenn er herausgefordert wird. Selbst nachdem die Frau, die er da belagert hatte, schon gegangen war, unterhielt er sich an diesem Abend noch lange mit Männern, die an diesem Tisch gesessen hatten, er gehörte dazu. So würde ich ihn gerne öfter erleben!

Stattdessen sehen wir ihn nun überhaupt nicht mehr, seit er sich bei seinem letzten Besuch so einsichtig gezeigt hatte. Wahrscheinlich ist er jetzt doch in einer Klinik verschwunden. Eine Weile beschäftigt er uns noch in der Teamsitzung: Was sollen wir nur mit ihm tun? Ich fände am besten, wenn jemand sich mit ihm auf eine Form von intensiverer Einzelfallbetreuung einlassen, ihn unter seine Fittiche nehmen würde. Aber von uns hat niemand dafür Kapazitäten frei, und ob Michael das überhaupt will...?. Unsere Möglichkeiten im Café sind jedenfalls zu beschränkt. Wir können

auf sein Leben keinen Einfluss nehmen, können höchstens für ein erträgliches Miteinander mit Michael im gemeinsamen Alltag im KommRum sorgen.

Erträgliches Miteinander? Damit mag ich mich noch nicht abfinden, das ist mir zu wenig. Ich vermisse Michael, und jetzt, aus der zeitlichen Entfernung, fallen mir auch wieder die Momente ein, wo ich meinen Spaß mit ihm hatte, wo ein Funke von Kontakt zwischen uns entstand. Eines Abends war er wieder auf die Idee gekommen, seine Langeweile zu überbrücken, indem er lauthals aus einem Buch vorlas, ohne Absprache mit uns und den Leuten am Nebentisch. Die Situation stand auf der Kippe: Nach einer Weile fing er wirklich an, mich zu stören - wie ein Lautsprecher aus der Ecke, ohne persönlichen Bezug, ohne Verständigungsmöglichkeit. Mein Ärger fand ein Ventil: Ich beschloss, es ihm gleich zu tun und selbst verrückt zu spielen. Mir wurde heiß und kalt, ein Gefühl von Unwirklichkeit durchschoss mich, als ich aus der Rolle fiel, mich neben ihn setzte und begann, aus der Zeitung vorzulesen. Minutenlang lasen wir stereo, und in dieser Zeit begann sich ein feines Gespinnst von Kontakt zu entfalten. Michael, zu Beginn meiner Lesung noch bemüht, sich nichts von seiner Irritation anmerken zu lassen, war plötzlich wieder emotional erreichbar. Fast hätte er gelacht, und an die Stelle des unzugänglichen Gesichtsausdrucks von vorher trat die sichtliche Freude an der gemeinsamen Spinnerei. Ich versuchte erst gar nicht, die Situation auszunutzen und „vernünftig“, mit ihm zu reden - das hätte nichts gebracht, unser Kontakt lag auf der Ebene des Spiels. Noch am nächsten Tag wirkte dieser spielerische Funke nach, Michael las seinerseits fröhlich aus der Zeitung, aber ins Leere. Ich war nicht da, und meine Kolleginnen, die mir davon erzählten, fühlten sich an diesem Tag eher genervt, als dass sie Lust gehabt hätten, das Kontaktnetz weiterzu“spinnen“.

Noch etwas anderes vermisse ich jetzt, wo er sich nicht mehr blicken lässt: Die Unmittelbarkeit, mit der er Kränkungen zurückspiegelt. Ich hatte den Zusammenhang selbst gar nicht gemerkt; erst mein Kollege Thöni, der uns beide an zwei Tagen hintereinander beobachtet hatte, stieß mich mit der Nase darauf. Ich hatte mich nur gewundert, dass Michael, den ich wieder zum Schachspielen bewogen hatte, am zweiten Tag unser Spiel zwischendurch einige Male unterbrach, aufstand, im Raum herumging und mich schließlich sitzen ließ. Ich saß erst dumm herum, und begann dann mich zu ärgern. Thöni machte mir die Verbindung deutlich: Bei unserem Spiel tags zuvor war ich es gewesen, der öfters aufstand, nebenbei einige Kleinigkeiten erledigte, Geschirr abräumte, mit anderen Gästen plauderte - meine überlegene Stellung im Spiel (und die sichere Stellung als Gastgeber im KommRum) hatten mir das erlaubt. Michaels Rollentausch am Tag danach spiegelte mir mein eigenes achtloses Verhalten wieder. „Ja, und dann kann man zwischendurch auch mal aufstehen!“ hatte er sein rastloses Hin und Her auch noch selbst kommentiert. Ich hatte diesen Satz, in seine sonstigen Reden eingestreut, gar nicht weiter beachtet, Thöni musste meiner Erinnerung erst nachhelfen.

Im Nachhinein fiel mir noch mehr ein. Michael hatte mich am ersten Tag ungeduldig gemacht, hatte fast das ganze Spiel über bei jedem Zug erst angesetzt, dann wieder seine Hand sinken lassen, aus Sorge, einen Fehler zu machen. Im lauten Selbstgespräch hatte er seine unentschlossenen Züge kommentiert, und ich hatte dieses Zögern schließlich nicht mehr ausgehalten. Statt ihm das direkt zu sagen, hatte ich mir Schlupflöcher, Nebentätigkeiten gesucht, um mich dieser Spannung zu entziehen.

Diese und ähnliche Situationen zeigen Michaels feine Sensibilität für Erlebnisse von Missachtung, für leichteste Anzeichen von Überheblichkeit des Gegenüber. Unerbittlich zahlt Michael uns das heim, indem er sich unzugänglich macht, sich abschottet und uns nervt. Dafür nehmen wir ihn dann nicht mehr ernst, wodurch sich neue Quellen von Missachtung auftun. Die Zuverlässigkeit seiner Racheaktionen könnte für mich ein Wegweiser sein, aufmerksamer zu werden und ihm gegenüber direkter zu reagieren.

Ich bin mir sicher: Würde ich nicht in Michaels Fallen tappen, die mich verleiten, ihn pädagogisch oder ironisch zu behandeln; gelänge es mir, ihm wirklich offen gegenüberzutreten: Dann könnte ich einen weit besseren Zugang zu ihm finden. Das ist viel verlangt - aber auch eine gute Möglichkeit für mich, bewusster zu arbeiten. Vielleicht hätten wir bei größerer Aufmerksamkeit in den letzten Monaten herausgefunden, was letztlich Michael ins Abseits getrieben hat, ob zum Beispiel irgendetwas im Kontakt mit uns schiefgelaufen ist. Andererseits: Es ist ja nicht einfach nur unsere Angelegenheit, sensibler zu sein. Genauso sollte auch Michael mehr Verantwortung übernehmen und uns sagen, was ihn stört, rechtzeitig und so, dass wir ihn auch ernstnehmen können. -

Vielleicht klappt es diesmal besser. Michael ist nach sechs Wochen Pause wieder aufgetaucht, wirkt zugänglicher als zuvor, aber auch gezähmt. Die Medikamente machen seinen Gang noch schleppender als sonst, und er stimmt mir so oft zu, wenn ich ihm meine Meinung über die Ereignisse der letzten Monate sage, dass es mir fast unheimlich wird. Sein leichtes Grinsen verrät mir, dass er sich insgeheim aber durchaus seine eigenen Gedanken macht und sich nur hütet, sie preiszugeben. Die Geschichte mit der Vase, die er eigentlich ersetzen sollte, habe ich inzwischen fast vergessen, mein Zorn ist verraucht; im Moment wäre es unpassend, darauf zu drängen - es ist gerade eher eine Art Heimkehr des verlorenen Sohnes.

Er hatte sich verfolgt gefühlt und war freiwillig in die Klinik gegangen (beschwert sich aber, dass er fixiert wurde und zwangsweise Medikamente bekam). Er wird wohl noch eine Weile drin bleiben: Seine Wohnung wurde zwangsgeräumt, weil er sie endgültig hatte vergammeln lassen, und bis er wieder eine neue findet, kann es unter den Verhältnissen auf dem Berliner Wohnungsmarkt lange dauern - es sei denn, sein Pfleger erledigt das für ihn. Ob ich denn eine Therapeutische Wohngemeinschaft für ihn wüsste? Ich bin skeptisch; aber da gibt es doch noch dieses Übergangswohnheim, von dem mir einer unserer Gäste erzählt hat? Der kommt zufällig zwei Minuten später vorbei und winkt auf meine Frage ab: „Die werden ihn nicht nehmen.“

Was er denn aus seinem Leben machen möchte? „Ja, vielleicht wieder arbeiten, ich hab' doch einen Beruf; einen Arbeitsplatz finden...“ Es klingt nicht besonders überzeugend. Ich sage ihm, dass ich mich freue, dass er wieder bei uns ist, und es entwickelt sich, nach anfänglichem Stocken, ein ausführliches Gespräch. Aus allerlei Bruchstücken setzt sich schließlich bei mir ein neues, klareres Bild zusammen: Michael muss wirklich mit der inneren Einstellung durchs Leben gehen, dass er zu Unrecht aus dem Paradies vertrieben wurde. Dass er sich mit diesem Verlust arrangieren soll, will ihm nicht in den Kopf. Er schwärmt vom Urkommunismus (deswegen beschäftigt er sich immer so mit den politischen Systemen), wo ein jeder überall hingehen kann, ohne an einen Zaun zu stoßen, wo alle alles miteinander teilen, wo man nur so viel arbeiten muss, wie gerade nötig ist. So verschoben das auch alles klingen mag: Ich spüre in diesem Gespräch seine Sehnsucht nach einer Gemeinschaft, die keine Grenzen mehr kennt, wo untereinander Solidarität herrscht, wo alle in Einheit mit der Natur leben. Da ist es nur stimmig, wenn er loszieht, um die armen, im Inneren des Hauses eingeschlossenen Blumen aus ihrem begrenzten Blumentopf zu befreien und sie draußen einzupflanzen. Oder: „Ich hab' einfach manchmal das Gefühl, ich möchte mich ausziehen und nackt durch die Gegend laufen. Kennst du das nicht auch?“ Mir fällt nur ein, dass es gerade draußen recht kalt ist, aber Michael ficht das nicht an. Ihm geht es um seine Freiheit, um das Natürliche, Spontane im Leben, auf das er nicht verzichten will. Ich komme mir einen Moment lang schäbig vor mit unserem sturen Festhalten an der Konservenmusik, dann siegt wieder die Vernunft: „Dieses urkommunistische Ideal ist ja toll; aber man muss sich ja trotzdem mit den anderen abstimmen, weil Menschen ja unterschiedliche Bedürfnisse haben und darüber miteinander in Konflikt kommen! Du kannst ja nicht davon ausgehen, dass die anderen automatisch die gleichen Wünsche haben wie du.“ Michael grinst, stimmt mir zu, und ich traue dem Frieden nicht

so recht. Ich denke, seine innere Überzeugung, dass ihm das Paradies zu Unrecht vorenthalten wird, wird nur schwer zu erschüttern sein. Mit „vernünftigen“ Argumenten jedenfalls ist diese Bastion nicht zu stürmen.

Zugänge

Michaels Auftritte stehen eher für die spektakulären, schwierigen Momente unserer Arbeit. Im Durchschnitt sind die Tage im Café stärker bestimmt von einem unauffälligen Mitleben der „verrückten“ Besucher. Sie sollen hier einen stabilen sozialen Boden für sich vorfinden, sollen möglichst selbstverständlich zur Normalwelt dazugehören. Wir vermitteln ihnen, dass sie hier genauso willkommen sind wie andere Gäste, wir interessieren uns für die Themen, die sie bewegen, wir machen deutlich, dass wir es nicht als Schande betrachten, wenn jemand mit der Psychiatrie zu tun hatte. Wir sehen auch keinen Grund, jemanden wegen seiner Psychiatriegeschichte in besonderer Weise zu behandeln: weder vorsichtig wie ein rohes Ei, noch misstrauisch wegen der den Irren angedichteten Unberechenbarkeit.

Eigentlich ist genau das die „Besonderheit“ des KommRum: Dass wir mit unseren verrückten Gästen ganz „normal“ umgehen, einen ganz gewöhnlichen Alltag leben. Aber wenn ich versuche, dieses „Normale“ zu beschreiben, gerate ich leicht unter Konkurrenzdruck: Muss ich das, was in unserem Café abläuft, auch aufplustern, spektakulär darstellen, um gegenüber dem pompösen Begriffs- und Institutionsapparat der Psychiatrie, gegenüber raffinierten therapeutischen Techniken dem schlichten, alltäglichen Miteinander, das ich oft viel hilfreicher finde, die gebührende Aufmerksamkeit zu verschaffen?

Unsere verrückten Besucher/innen verbringen ihre Zeit im KommRum überwiegend wie andere auch - sie essen, sie trinken, sie sorgen sich darum, ob sie sich mit ihrem schmalen Budget wohl noch ein Stück Kuchen leisten können, genauso wie manch einer ohne Psychiatrieerfahrung, der keine Arbeit hat und hier im KommRum seine Tage verbringt. Sie unterhalten sich mit anderen, vertreiben sich munter die Zeit oder langweilen sich, weil zu wenig geboten wird. Sie fühlen sich wohl oder leiden unter ihrer Einsamkeit und dem Gefühl, nicht interessant und zu nichts nütze zu sein - Themen, die auch viele „normale“ Gäste plagen.

Wenn sich jemand darüber hinaus im Café anders benimmt, als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen das tun würde, so ist dieses Verhalten alleine für uns kein Anlass, in besonderer Weise auf ihn zu reagieren. Es kann jemand dasitzen und sich mit seinen Stimmen unterhalten, oder, wie eine unserer langjährigen Besucherinnen, zeitweise verzückt in Glücksgefühlen schwelgen, scheinbar ohne Bezug zur Umgebung. Wer will, kann auch versuchen, andere auf sich aufmerksam zu machen, wie jener Gast, dem es ein Anliegen war, in der Mitte des Raums hochmütig stehen zu bleiben und sich darin zu üben, von den anderen angeglotzt und für merkwürdig gehalten zu werden. Das war offensichtlich sein Weg, sich endlich von der Meinung seiner Umwelt unabhängig zu machen. Da wir Mitarbeiter(innen) so etwas gelassen hinnehmen, gewöhnen sich auch unsere sonstigen Gäste nach anfänglicher Irritation in der Regel bald an solche Szenen, verlieren ihre eingepflichten Berührungängste. Dass jemand sich verrückt benimmt, ist kein Anlass mehr, sich von ihm abzusetzen oder ihn auszuschließen. Erst wenn er tatsächlich stört, die Grenzen der anderen nicht mehr achtet, dann ist es Zeit, auf das Ärgernis der Störung zu reagieren, nicht aber auf die ungewöhnliche Art, sich zu äußern. Die bange Frage: „Wo bin ich hier hingeraten, gehöre ich vielleicht auch zu denen?“ weicht, bei näherer Bekanntschaft, einer wohlwollenden, amüsierten oder gelassenen Haltung - zumindest bei denen unter unseren „normalen“ Besuchern, die nach dem ersten Kennen lernen wiederkommen.

Bald merken sie vielleicht auch, wie die Anwesenheit von Verrückten ihnen selbst gut tun kann. Eine einfache Überlegung: Wenn ich mit Leuten zusammen bin, die sich weniger als ich an gesellschaftliche Konventionen halten und deren Ruf ohnehin schon ruiniert ist, dann nimmt das auch mir den Druck, mich besonders tüchtig und frei von Fehlern zeigen zu müssen. Weniger Konkurrenz, mehr Freiräume: „Hier kann ich so sein, wie ich bin!“. Diesen Satz, den ich ab und zu

von Gästen höre, empfinde ich als das schönste Kompliment für die Atmosphäre im KommRum - die „Irren“ machen's möglich.

Ähnliches gilt auch umgekehrt. Für unsere Gäste, die sich über ihr Psychiatrieschicksal definieren, birgt die Konfrontation mit der Welt der „Normalen“ eine ständige Herausforderung, sich nicht zu weit von ihr abzusetzen. Rudi, unser Philosoph, brachte das auf den Punkt: In Treffs, die überwiegend für Psychiatriebetroffene eingerichtet sind, fühle er sich sicherer als bei uns; hier im KommRum sei er aber gleichzeitig auch mehr gefordert, sich nicht hängen zu lassen. Die Möglichkeit, vielleicht Kontakt mit „Normalen“ zu finden, regt ihn an, seine künstlerischen Fähigkeiten als Maler und Dichter zu entfalten und vielleicht doch eine anerkannte Nische in der bürgerlichen Welt zu finden.

Unser Job ist es, die Atmosphäre zwischen diesen beiden Polen auszusteuern. Wir haben dabei im Hinterkopf die Erfahrung, welche gedrückte Stimmung früher gelegentlich hier herrschte, als wir zuließen, dass Leute aus der Psychiatrie auf unseren Sofas die Tage verschliefen und die Stimmung von Klinik-Tagesräumen bei uns verbreiteten. Wir fühlen uns bestätigt durch Berichte aus manchen Clubs für Psychiatriebetroffene: Als engagierte Mitarbeiter(innen) diese Ghettos aufbrechen und für Menschen aus der Nachbarschaft öffnen wollten, mussten sie erleben, wie ihre treuen Besucher die neugierigen Zaungäste aus der Normalwelt mit gezielt eingesetzten Kostproben ihrer Verrücktheit verscheuchten. Dabei hatten sie vorher noch geklagt, sie wären es leid, immer nur unter ihresgleichen zu sein.

Ein schwieriger Balanceakt: Wir müssen wachsam registrieren, ob Gäste aus der Psychiatrie sich schnell wieder zurückziehen und wegbleiben, wenn sie an einem Abend bei uns keine Bekannten treffen und sich in der Normalwelt verloren vorkommen. Schon kleine Veränderungen im Mobiliar, im Angebot, in unserer Aufmerksamkeit und unserer Geduld gegenüber schwierigeren Besuchern können das Gleichgewicht zum Kippen bringen.

Als äußeren Rahmen für dieses Aufeinandertreffen verschiedener Szenen haben wir mit Bedacht die Form eines öffentlichen Lokals, eines professionell betriebenen Cafés (anstelle einer Begegnungsstätte oder Teestube auf Selbstkostenbasis) gewählt. Diese Entscheidung hat sich bewährt. So ein Café ist ein vertrauter, normaler Ort der Geselligkeit, erfordert keine Umstellung von Gewohnheiten, hat eine geringere psychologische Schwelle für Normalgäste. Die Gastronomie gewährleistet das nötige Ausmaß an Anonymität und Unverbindlichkeit, schiebt sich wie ein neutrales Drittes zwischen die Besucher. Sie müssen nicht sofort Kontakt eingehen, können sich hinter das Alibi einer Tasse Kaffee zurückziehen und sich im eigenen Tempo annähern. Gleichzeitig bietet das breite Angebot an Speisen und Getränken einen Anknüpfungspunkt für den ersten Kontakt (und, nicht zu vergessen: Es sichert uns ein unverzichtbares Maß an Unabhängigkeit von öffentlichen Geldern!).

Diese knapp 80 Quadratmeter innerhalb des KommRum sind aber weit mehr als nur ein Café. Das Umfeld von Therapie, Beratung, von Selbsterfahrungs- und Gesprächsgruppen bürgt dafür, dass die Auseinandersetzung mit dem persönlichen Glück und Leid, mit Kontaktwünschen und Einsamkeit, mit dem Sinn der eigenen Existenz hier offener als in anderen Lokalen auf den Tisch kommt. Das verwischt die überscharfe Trennungslinie zwischen „Normalen“ und „Verrückten“, denn mit solchen Fragen beschäftigen sich alle, die hierher kommen. Die unterschiedlichen Strategien, mit Konflikten und Lebenskrisen umzugehen, seinen Platz in der Gesellschaft zu finden, das eigene Leben befriedigender zu gestalten - sie sind einfach nur Variationen des gleichen Themas. Die Entfremdung von sich selbst und von den anderen, die mühsamen Versuche, wieder Verbindung zu den eigenen Wurzeln und zu anderen Menschen zu finden - das ist in den beiden, durch die Psychiatisierung in unzulässiger Weise voneinander geschiedenen Welten ständiger

Tagesordnungspunkt. Nur die konkrete Ausformung dieses Lebenskampfes erscheint bei den „Verrückten“ fremder, beängstigender.

Mehr als nur ein Café: Hier arbeiten hinter der Theke Leute mit offenen Augen für das zwischenmenschliche Geschehen im Raum. Sie helfen Kontakt herzustellen, man kann mit ihnen reden, wenn es einem nicht gut geht. Die angebotenen Aktivitäten und Gruppen erleichtern, quer über die unterschiedlichsten Biografien hinweg, den Zugang zu anderen Gästen - man muss sich hier nicht volllaufen lassen. Veranstaltungen zu aktuellen Themen, die alle Gäste gleichermaßen betreffen, sorgen mit dafür, dass hier nicht einfach die Illusion einer heilen Welt, abgeschottet vom Elend draußen, aufgebaut wird; gelegentliche Lustbarkeiten, rauschende Feste wie zum Sommerausklang die „Orientalische Nacht“ setzen den Kontrapunkt, schaffen den Ausgleich für das Übergewicht des Leidens und lenken ab von der ausschließlichen Beschäftigung mit sich selbst.

Spielräume

Ich will nicht die realen Unterschiede zwischen unseren Gästen unter den Tisch fallen lassen - schließlich erleben wir auch Situationen, wo wir auf Verrückte besonders eingehen müssen oder wollen. Wenn wir nicht vorhaben, sie zu „behandeln“, heißt das noch lange nicht, dass wir sie einfach sich selbst überlassen. Sie erwecken mit ungewöhnlichem Verhalten unsere Neugier, und ihre Signale gehen nicht spurlos an uns vorüber. Ihre verrückten Botschaften dienen der Kontaktaufnahme ebenso wie der Kontaktverhinderung, und wir wollen darauf auch entsprechend antworten, auch wenn diese Kommunikation dank der Vielschichtigkeit der verrückten Mitteilungen komplizierter ist.

Manchmal kommen wir auch gar nicht umhin zu reagieren, wenn jemand wirklich stört, provozieren will, oder gewalttätig wird. Das Beispiel von Michael zeigt, dass es Momente gibt, wo der bloße Appell an die Vernunft nicht ausreicht und das gute Zureden bloßes Geschwätz bleibt. Erst eine eindeutige emotionale Reaktion anstelle der rhetorischen Drohungen („Wenn du nicht, dann...“) hat eine Chance, zu ihm durchzudringen; die sichtbare persönliche Betroffenheit ohne wenn und aber stellt die Verbindung her. Wenn ich etwas wirklich nicht mehr aushalten kann und explodiere: Dann zündet der Funke, dann erst bin ich ernst zu nehmen. Nur so kann ich den engen Käfig der widersprüchlichen Botschaften sprengen, die den Störenfried früher gelehrt haben, bloße Worte nicht so wichtig zu nehmen, solange der persönliche Ausdruck seines Gegenüber vielleicht etwas ganz anderes signalisiert. Eine solche klare, engagierte Reaktion kann manche Situation entschärfen, die sonst zu unpersönlichen administrativen Zwangsmaßnahmen führen würde.

Uns ist es jedenfalls bisher gelungen, ohne solche Amtshandlungen auszukommen. Wir brauchten keine Polizei zu holen, und kein Gast brachte uns bisher dazu, an eine Zwangsunterbringung für ihn zu denken. Wir erlebten dabei freilich unsere Lehrzeit: Eines Tages kam Dieter, einer unserer Gäste, in seiner grenzenlosen Eifersucht auf die unglückselige Idee, seine Freundin würde in unserer Therapeutischen Wohngemeinschaft zu einem lasterhaften Lebenswandel verführt, sie würde von uns für Pornofilme missbraucht und dergleichen mehr - für ihn ein ausreichender Grund, einen Gast und zwei Mitarbeiter niederzuschlagen. Eine Weile schaffte er es, im Café Angst und Schrecken zu verbreiten; er hatte uns verkopfte Akademiker genau an unserem Schwachpunkt erwischt. Schließlich fanden wir den Dreh, wagten uns auf diese Ebene elementarer Auseinandersetzung. Erst natürlich, wie wir es gelernt haben, im Rollenspiel: Wir stellten entsprechende Szenen von körperlichem Gerangel nach, und merkten schnell, dass da Gefühle angesprochen waren, Hass, Gewaltphantasien, die auch uns nicht so fremd waren. Die Folge: Wir suchten uns jemanden, der unsere Selbstverteidigungsfähigkeiten entwickeln helfen sollte. Wir

mussten diese Künste nie im Caféalltag einsetzen, die Gruppe ist längst zur reinen Sportveranstaltung für einige wenige KommRumis zusammengeschrumpft. Aber wir haben Sicherheit gewonnen im Auftreten gegenüber Gästen, die auf der Klaviatur der Gewalt spielen wollen, wir lassen uns nicht mehr so leicht von der Angst lähmen.

Diese Sicherheit erlaubt es, andere, gewaltfreie Lösungen zu entwickeln für die Konflikte, bei denen eindringliche Worte auch nichts mehr nützen. Hilfreich erwies sich zum Beispiel das „Gießkannenprinzip“: Eines späten Abends hatte sich eine Frau im Raum neben dem Café auf eine Matratze geworfen und machte keine Anstalten, sich mit uns zu verständigen. Unser Plenum war zuende, wir wollten nach Hause gehen, und stattdessen standen alle zwanzig KommRumis hilflos um sie herum. Die Szene hatte eine Vorgeschichte, aus der heraus uns klar war, dass sie nicht bei uns Hilfe suchte, sondern uns ärgern und in eine unauflösbare Situation bringen wollte (das muss ich betonen, weil unsere Reaktion sonst etwas herzlos erscheint). Jeder Versuch, sie zum Aufstehen zu bewegen, endete in einem Fiasko: Sie tobte, kreischte, schlug um sich, und wir waren sicher, dass die Situation eskalieren würde, sollten wir versuchen, sie mit Gewalt nach draußen zu befördern. Da rettete der zarte Strahl einer Gießkanne unseren Feierabend. Verdutzt registrierte sie die kühlen Tropfen, während sie doch ganz anderes erwartet hatte; sie war plötzlich wieder klar, stand auf und verließ, nun wieder ganz selbständig, ohne weiteres Aufhebens das Haus.

Eine Variation des Themas: Einige Spritzer aus einer Wasserpistole lösten die Spannung, als Dieter eines Tages wieder im Café auftauchte, mit finsterner Miene auf unsere früheren Auseinandersetzungen zu sprechen kam und ein Machtspiel darüber inszenierte, ob er wohl sein Glas Wein bezahlen würde oder nicht. Nach einem ersten Anflug von Angst entschloss ich mich, mir dieses Theater nicht bieten zu lassen. Ich stürzte auf seinen Tisch zu und verlangte barsch das Geld; gleichzeitig half die Wasserpistole, den Konflikt ins Absurde zu verschieben. Dieter zahlte prompt in seiner Überraschung, dachte dann eine Weile nach und versuchte es noch einmal: Ich sollte die Wasserspritze vom Tisch wischen! Den Gefallen konnte ich ihm tun, und danach schien er sich zu langweilen. Mit seiner einschüchternden Art, Kontakt herzustellen, war er ins Leere gelaufen. Etwas Anderes fiel ihm nicht ein, und ich hatte in dieser Situation auch wenig Lust, mich um ihn zu bemühen.

Ansonsten geht es im normalen Café-Alltag eher darum, Zugang zu jemandem zu finden, der sich alle Mühe gibt, genau diesen Kontakt zu verhindern. Erst wenn hier die Möglichkeiten des gleichberechtigten „vernünftigen“ Gesprächs ausgeschöpft sind, greifen wir zu ungewöhnlichen Strategien, etwa nach dem „Wippe-Prinzip“: Wenn sich jemand mir gegenüber verrückt benimmt, wird ihm das schwerer fallen, wenn ich nicht den vernünftigen Gegenpart übernehme, sondern mich einfach auf seine Seite der Wippe setze, mich selbst verrückt verhalte. Ich erinnere mich an eine Szene mit Alfred, der gerne, ähnlich wie Wilfried, drauflosredet, von einer Situation, die ihn gekränkt hat (meist in Zusammenhang mit einer Freundin, die ihm „gestohlen“ wurde), blitzschnell ablenkt auf weitere Themen, die sich immer weiter verzweigen und nicht erlauben, wirklich mit ihm über seinen Kummer zu reden. Aber er entlässt mich auch nicht freiwillig, ich muss mich schon abrupt abwenden, um mich zu befreien, bevor mir schwindelig wird. Eines Tages hatte ich gerade die Türe zum Büro geöffnet, als er mich von hinten ansprach. Ich drehte mich um und hörte eine Weile zu, unentschlossen, ob ich weitergehen oder stehen bleiben sollte; schließlich ertrug ich die Situation nicht länger. Wieder dieser Kitzel, als ich aus der Rolle fiel: Ich blickte ihn ernsthaft und aufmerksam an, und drehte die Türe so zwischen uns beiden hin und her, dass sie manchmal fast geschlossen war, dann wieder weit offen stand. Sekundenlang konnten wir uns sehen, dann wieder einen Moment nicht - ich hörte dann nur weiter seine Stimme. Eine Weile wedelte ich so mit der Türe. In den Augenblicken, wenn ich ihn sehen konnte, merkte ich, wie Alfred sich bemühte, seine Verblüffung zu verbergen. Er sprach weiter - aber seine Rede wurde dabei immer

klarer, und schließlich kam er von selbst zum Ende und entließ mich aus dem Bann seiner Worte. Ich konnte die Tür endgültig hinter mir schließen.

Dieses Erlebnis mit Alfred blieb nicht das einzige dieser Art. Ein anderes Mal half es, dass ich schweigend hinter der Theke rhythmisch in Deckung ging und wieder auftauchte, bis er, der mich zuvor mit seinem Redeschwall überschüttet hatte, sich ein Schmunzeln nicht mehr verkneifen konnte - es gab wieder Kontakt zwischen uns. Doch: So etwas funktioniert nicht nach Plan. Es muss eine Idee aus der Situation heraus sein, nicht stereotyp. Es gilt, ein neues, unpassendes Element in die Szenerie einzuführen, dann kann sie nicht mehr dieselbe sein wie zuvor. Wenn ein Verrückter versucht, den direkten Kontakt zu unterbinden (aus Sorge, ihm nicht standhalten zu können), dann erleichtert ihm meine verrückte Antwort diese Absicht: Ich entschärfe ja die bedrohliche Nähe von mir aus, bin selbst nicht mehr so ernst zu nehmen - damit hat er wieder die Möglichkeit, auf mich zuzugehen.

Es ist etwas Spielerisches, ein Tun-als-ob, im gegenseitigen, unausgesprochenen, augenzwinkernden Bewusstsein der Situation, das mir hilft die zuvor unerträgliche Situation zu transformieren. Das gemeinsame Spiel erlaubt mir, mich aus der kommunikativen Zwickmühle zu befreien, in die mich der andere mit seinen widersprüchlichen Signalen („Ich muss mit dir reden/ich darf keine Verbindung zulassen“) gebracht hat. Jede Form von Veräppelung oder Lächerlich-Machen muss freilich aus solchen Momenten fernbleiben - dann können sie zu kleinen Bausteinen einer tragfähigen Beziehung werden.

Ursachen und Wirkungen

Menschen in der Umgebung eines Verrückten empfinden ihn vor allem dann als belastend und bedrohlich, wenn sie seinem Verhalten, seinen zum Teil heftigen emotionalen Entladungen keinen sinnvollen Auslöser zuordnen können. Es erscheint völlig unmotiviert, warum er sich verrückt benimmt, und so soll es ja auch wirken - Verrücktheit hilft, den Zusammenhang von realer Verletzung und der persönlichen Reaktion darauf zu vernebeln.

Ich brauchte eine Reihe von Erlebnissen (mit Rückmeldungen von den Kollegen, die meine Interaktionen mit Gästen von außen betrachten konnten), bis sich mein Blick für solche Ursache-Wirkungs-Verknüpfungen geschärft hatte. Es sind in der Regel ganz aktuelle Kränkungen, mitgebracht vom gleichen Tag draußen, oder direkt aus dem Geschehen im Café stammend, die sich bei unseren Gästen mit leichter Verzögerung und scheinbar ohne konkreten Bezug in Verrücktheit umsetzen. Es wäre zu bedrohlich, sie offen zu bereden - unter der Tarnkappe der Unzurechnungsfähigkeit findet sich vielleicht ein ungefährliches Ventil.

Anton, jahrelang ruhender Pol unserer Skatrunden, musste eines Tages erleben, wie seine bisherigen Skatkumpane ihn einfach übersahen und stattdessen am Nebentisch mit jungen Frauen Doppelkopf spielten. Gnadenlos, ohne Erklärung, ließen sie ihn, den Älteren, Psychiatriebetroffenen, mit dem man sich das ja leisten konnte, links liegen. Sein Stolz erlaubte ihm nicht, sich dazuzusetzen, sein Repertoire zu erweitern und eben auch noch dieses Kartenspiel zu lernen. Nach einigen Abenden, an denen ihm das widerfuhr, verkündete er, scheinbar aus heiterem Himmel, er würde jetzt eine Skatpause einlegen, und war ab sofort nicht mehr als dritter Mann zu gewinnen - ohne Begründung. Er entzog sich immer mehr allen Kontaktversuchen und widmete sich stärker als zuvor, und bisweilen recht demonstrativ, den Plaudereien mit seinen Stimmen. Sie wenigstens blieben ihm treu.

Wir hatten beide Ereignisse, die Missachtung und die Wiederkehr der Stimmen, beobachtet, und mussten nur zwei und zwei zusammenzählen, um Antons zunehmende Selbstisolierung zu verstehen. Eigentlich verblüffend einfach, hat man den Zusammenhang von Kränkung und verrückter Reaktion erst einmal akzeptiert. Selbst im Nachhinein lassen sich dann entsprechende Ereignisse rekonstruieren: Wir müssen nur nachdenken, ob der betreffende Gast kurz zuvor von uns oder einem anderen Gast missachtet, zurückgesetzt, oder von oben herab behandelt wurde. Die Verbindung ist freilich schwer zu sehen, weil die verrückten Reaktionen in der Regel zeitlich verzögert und auf eine andere Ebene, auf ein anderes Thema verschoben einsetzen, und oft überdimensioniert, dem Auslöser nicht angemessen erscheinen. Aber selbst bei größter Aufmerksamkeit entgehen uns ja viele Situationen im Café, die jemanden verletzt haben und das Ausmaß seiner Aufregung verständlich machen würden. Außerdem folgt eine verrückte Reaktion auch oft einem Alles-oder-Nichts-Prinzip: Viele Kränkungen wurden weggesteckt, bis eine relativ geringfügige schließlich das Fass zum Überlaufen bringt.

Dieses Wissen erleichtert uns die Orientierung. Manche Situationen, in denen wir verrückte Auftritte voller Unbehagen und ratlos über uns ergehen lassen müssten, füllen sich auf mit Mitgefühl, sobald klar wird, was dahinter steckt. Zumindest innerlich entsteht eine Verbindung zu dem Gast, den wir sonst eher als Störenfried erleben würden.

Aber wie lässt sich dieses Verständnis kommunikativ umsetzen? In meiner anfänglichen naiven Euphorie habe ich gelegentlich versucht, solche Kränkungen, die ich beobachtet oder auch nur vermutet hatte, mit einigen Gästen offen zu erörtern. Überfallartig - so würde ich das heute nennen, ungebeten, platt, zu direkt. Die da verletzt wurden, versuchen ja auf jede nur denkbare Weise, ihre Wunden hinter einem Schleier zu halten, sich nur ja nicht verletzt zu zeigen. Ich sehe es ja auch nicht gerne in der Öffentlichkeit breitgetreten, wenn ich mich blamiert habe oder gedemütigt wurde.

Ich stieß mit meinem Nachbohren auf Schweigen, fand wenig Resonanz - und doch: Es ging nichts verloren. Kleine Andeutungen, wenn ein Gast Wochen oder Monate später aus heiterem Himmel einen Satz von mir wieder aufgriff, den ich über einen schmerzhaften Punkt hatte fallen lassen - daran merkte ich, wie so ein kurzer Wortwechsel weiterwirkte, im Schutz der verstrichenen Zeit abgemildert. Mit beiläufigen Bemerkungen, in den Strom seiner Rede eingestreut, antwortet mir Wilfried immer noch auf den Text, den ich über ihn geschrieben habe. Es ging ihm nahe, so massiv auf seine Kränkungen hingewiesen zu werden; aber diese Attacke von mir hat ihn auch aus seinem Rückzug gerissen. Übergangslos spricht er, während ich ihm eine Tasse Kaffee reiche, von den alten griechischen Philosophen, und erst als er schon wieder auf ein anderes Thema übergewechselt ist, schalte ich: Ich hatte ihn doch mit Diogenes verglichen... Scheibchenweise setzt er sich mit meiner Rückmeldung auseinander.

Inzwischen bin ich geduldiger geworden. Es gibt zwar auch Momente, wo man jemanden durchaus mit der Nase auf seine wunden Stellen stoßen und damit Kontakt finden kann - sofern man mit seinem persönlichen Kontakt dafür gerade steht. Aber in der Regel genügt es, wenn ich mit kleinen Andeutungen einem Gast gegenüber zeige, dass ich die Kränkung nachempfinden kann, die er gerade erlebt hat - kurze Blickwechsel vielleicht, gleich wieder schonend beendet. Über viele solcher kleinen Momente kann ein Geflecht von Vertrauen entstehen. Nur: Gerade diese Spuren von Verständigung, die bisweilen die Abgründe der Einsamkeit überbrücken, lassen für mich (auch für die Gäste?) noch schmerzhafter spürbar werden, wie viel an Beziehung fehlt. Die Erlösung scheint zum Greifen nahe, und dennoch kann oder darf das alles nicht offengelegt und verhandelt werden - der Ansturm der Gefühle wäre zu gewaltig.

Reisebegleitung

Wir haben nicht nur mit den netten Ticks, der alltäglichen Verrücktheit unserer Stammgäste zu tun. Manche unserer treuen Besucher/innen sehen wir bisweilen dramatisch verändert und machen uns um sie Sorgen. Wir gehen dann mit ihrer Aufregung um, schaffen es im Allgemeinen, etwas Zugang zu ihnen zu finden, sie zu beruhigen. Sie kosten uns einige Anstrengung, aber wir können mit ihnen leben. Dann ist Feierabend, und einige Tage später hören wir dann vielleicht, dass einer von ihnen wieder in eine Klinik gebracht wurde, weil er „draußen“ etwas angestellt, seine Wohnung demoliert hat, oder auch nur wegen seines Zeterns im Treppenhaus den Nachbarn auf die Nerven gefallen ist.

Eine ungemütliche Klemme: Solange jemand sich in einer verrückten Phase im KommRum aufhält, gibt es keinen Grund, „einzuschreiten“. Die Atmosphäre bei uns kann ihn darin unterstützen, mit seiner inneren Aufregung in einem erträglichen Rahmen zu bleiben, nicht völlig in seine isolierte Wirklichkeit abzuheben. Wir haben ja auch schon Gäste erlebt, die nach einiger Zeit von selbst wieder klar und ruhig wurden. Die Sicherheit, die sie im KommRum fanden, hat verhindert, dass sich ihr Innenleben hochschaukelte. Im Rahmen unserer Möglichkeiten begleiten wir sie in dieser Krise. Meist reicht alleine schon ruhige, besonnene räumliche Anwesenheit ohne tiefgehende therapeutische Interventionen, ein klarer Kontakt, der keine zusätzlichen Verwirrungen schafft. So können Spielräume entstehen, die helfen, das innere Chaos wieder zu sortieren. Unter diesen Umständen sehen wir keinen Grund, jemanden irgendeiner speziellen Behandlung in der Klinik zuzuführen oder ihm gar Medikamente aufzuzwingen. Wir können ja mit ihm auskommen.

Aber: Unser Aktionsradius, in dem wir vom Café aus für ein de-eskalierendes Umfeld sorgen können, ist beschränkt; wir haben keine Möglichkeiten, jemanden zuhause aufzusuchen oder ihn außerhalb des KommRum in seinem Leben zu begleiten. Wenn er nach unserem Feierabend sich alleine überlassen ist, in einer Umwelt, die weniger gelassen reagiert, setzt dann unter Umständen doch wieder der Kreislauf von Isolation, Verunsicherung, Erregung, aggressiver Reaktion der Umwelt, weiterer Isolation usw. ein, bis schließlich gar kein Zugang mehr möglich ist. Manchmal hilft offenbar die Zeit, die jemand im KommRum verbringt, nur den Zeitpunkt seiner Einweisung hinauszuzögern.

Natürlich lässt mich diese Situation unbefriedigt. Aber ich kann als Ausweg vorläufig nur langfristige Strategien und Fernziele formulieren: Mit Nachdruck arbeiten wir darauf hin, dass unser geplantes Krisenzentrum bald verwirklicht wird - denn es wird schon von der personellen Ausstattung her und durch seinen Betrieb rund um die Uhr mehr Kapazität haben, jemanden längere Zeit in seiner Krise zu begleiten und ihn auch in seinem Umfeld zu unterstützen und dort um Verständnis für ihn zu werben. Mit solch konkreter Einbeziehung von Nachbarn und Angehörigen und mit vielfältigen Formen von Öffentlichkeitsarbeit können wir dazu beitragen, dass sich in der Bevölkerung ein Wissen um die „Verrücktheit“ ausbreitet, das zugespitzte Situationen entspannen kann. Denn verständnisvolle, angstfreie Reaktionen von außen helfen, dass Krisen auch für die Betroffenen selbst kalkulierbar bleiben - so kann er sie auch außerhalb eines besonderen Rahmens durchstehen, ohne die meist fatale Konsequenz der Psychiatrisierung.

Im Café-Alltag versuchen wir, auf lange Sicht das Netz von Solidarität zwischen unseren Gästen zu festigen, so dass sie sich gegenseitig in Krisenzeiten unterstützen, sich nicht alleine lassen - erst der völlige Abbruch des Kontakts lässt individuelle Wirklichkeiten absolut werden. Wir selbst feilen an unseren Fähigkeiten, zu Menschen in diesem sensiblen Zustand einen Draht der Verständigung zu spannen. Unsere jüngsten Erfahrungen mit Michael will ich hier als Beispiel verwenden. Sie machen mir Mut; sie zeigen aber auch, wie intensiv wir uns um jemanden bemühen müssen, damit er nicht immer wieder in der gleichen Weise in seine Innenwelt abrutscht:

Nachdem er aus der Klinik wiedergekommen war und die Medikamente abgesetzt hatte, erlebten wir mit Michael eine Phase, in der so viel Verständigung möglich war wie nie zuvor. Unsere intensive Beschäftigung mit ihm während seines Kampfes gegen die Konservenmusik und in der Zeit danach war nicht vergebens gewesen. Das Kapitel dieses Buches, das ich über ihn geschrieben hatte und ihm zu lesen gab, tat ein Übriges: Er erfuhr in dicht gedrängter Form, wie er auf mich wirkt; dieser Text zeigte ihm auch, wie viel wir uns mit ihm beschäftigten. Er überraschte uns in der Folgezeit mit offenen, sehr persönlichen Gesprächen, und erst nach einer halben Stunde solcher Nähe musste er jeweils wieder dichtmachen und sich auf seine Politmonologe zurückziehen, um sich nicht zu sehr zu entblößen. Eines Abends saß er plötzlich sogar im „Offenen Gesprächskreis“, er, der sich früher nicht auf andere Leute und schon gar nicht auf eine Gruppensituation einstellen wollte. Er erzählte von seiner Einsamkeit, sprach davon, wie er sich selbst alle Kontakte unmöglich macht, fragte die anderen Teilnehmer/innen, wie es ihnen mit dem Thema „Beziehung“ ginge. Er steckte mit seiner Offenheit auch die anderen an - es wurde eine intensive Sitzung.

Aus seinen Monologen wurde ein Dialog, als ein neuer Gast auf seine Vorträge einstieg und mit Michael zusammen den Kern eines selbstorganisierten Politstammtisches bildete. Sie redeten über Entfremdung, über die Besitzverhältnisse an den Produktionsmitteln und die Akkumulation des Kapitals, diskutierten stundenlang mit anderen am Tisch, denen die marxistische Ausrichtung der beiden nicht behagte. Parallel dazu setzte sich Michael mit seiner Verrücktheit auseinander: „Andere Leute hängen doch auch so herum wie ich und wissen nicht, wohin mit sich - das ist doch etwas ganz Normales!“ Eine Weile besuchte er auch die Treffen der Irrenoffensive.

Nach einigen Monaten so konzentrierter sozialer Aufmerksamkeit ließ Michaels Ausdauer wieder nach. Vielleicht war es ihm selbst nicht geheuer, dass er so lange sich „normal“ benehmen konnte; vielleicht gewann seine Enttäuschung wieder die Oberhand, dass dennoch Frauen nicht ohne weiteres mit ihm zu tun haben wollten, oder es fehlte an Angeboten, wie er diese Zeit für einen Neuanfang hätte nutzen können - jedenfalls begann er sich wieder zu langweilen, der nächste Abschwung setzte ein. Sein Blick wurde wieder starrer, seine Auftritte lauter, sein Bemühen um Aufmerksamkeit lästiger. Schließlich fiel er in die alten Gewohnheiten zurück, brachte seine Gitarre mit, um mit lautem, aggressivem Spiel die Musik vom Band zu bekämpfen. Seine Gedanken einer natürlicheren Lebensweise verfocht er aus der Position von jemandem, der ohnehin nicht an seinen Erfolg glaubt. So bewarf er eines Tages meinen Kollegen Josef mit einem Duftstein aus unserem Männer-WC, aus Rache dafür, dass wir die natürlichen menschlichen Ausdünstungen unterdrücken wollten - statt mit uns darüber zu diskutieren und uns zu überzeugen. Er begann verstärkt, sich öffentlich auszuziehen; er beschimpfte uns, wir wollten seine Freiheit unterdrücken, wenn wir uns gegen seinen Striptease verwahrten (weil seinetwegen wieder manche Frau erschreckt das KommRum verließ). Er schien es darauf anzulegen, wieder in seine frühkindlichen Gefühle von Verantwortungslosigkeit abzusacken. Aus den anderen Kneipen in Berlin, die er sonst besuchte, war er schon hinausgeflogen, und jetzt trieb er die Konfrontation auch bei uns auf die Spitze. Er schaffte es: Einige Male setzten wir ihn vor die Türe, zeigten ihm die Grenzen unserer Belastbarkeit.

Er reagierte gekränkt, badete in Selbstmitleid, verglich unsere Vorschläge, er solle sich doch nicht weiter so verwahrlosen lassen und endlich mal wieder duschen, mit der Judenvergasung im Dritten Reich. Aber die „Vorarbeit“, die wir in seiner letzten Krise geleistet hatten, machte sich bemerkbar: Es wollte ihm nicht mehr so recht gelingen abzudriften. An die Stelle der Flucht nach innen trat die reale Auseinandersetzung um die Grenzen, die wir ihm diesmal früher setzten. Viel Aggression brach bei ihm durch, düstere Drohungen stieß er aus, wenn wir ihm in seine Schranken wiesen - Ärger, so heftig, dass er offenkundig nicht nur uns galt, sondern gleichzeitig allen Situationen seines Lebens, in denen er seinen Willen nicht durchsetzen konnte. Aber er kam dennoch immer

wieder, er schien zu wissen, was er an uns hatte - schließlich beschäftigten wir uns in dieser Zeit zwangsläufig sehr ausführlich mit ihm, auf ihn konzentrierte sich einige Wochen lang unsere „Kontaktarbeit“.

Ich versuchte, mit einer Art Doppelstrategie die Verbindung zu Michael zu halten. Wenn er mir mit seiner lauten Musik auf die Nerven ging, bat ich ihn eindringlich, leiser zu spielen, zeigte ihm, deutlicher als früher, wie weit er äußerstenfalls gehen durfte; wenn er sich auf weniger lästige Weise äußerte, ließ ich mich mit ihm auf freundliche Geplänkel ein. Minutenlang, ohne uns anzusehen, kommunizierten wir als Vogelimitatoren: Jeder piffte eine kurze Sequenz, auf die der andere antwortete, jeweils beinahe beiläufig neben unseren sonstigen Tätigkeiten - ein nonverbaler Kontakt, quer durchs Café, der ihn nicht aus unserer Wirklichkeit entließ. Ich drängte mich bisweilen auf, mischte mich in seine Monologe ein, warf eigene Assoziationen, Brocken von Sätzen dazwischen, auch wenn er sauer war und versuchte, den Draht zu mir zu kappen; ich brachte ihm, wenn er finster am Tisch saß, die Zeitung vorbei, bemühte mich, ihn respektvoll zu behandeln.

Diese Strategie scheint sich auszuzahlen: Auf Phasen, in denen ich schon befürchtete, dass Michael wieder abgleiten würde, folgte plötzlich wieder eine Zeit, in der er, ganz „vernünftig“ und „einsichtig“, sich entschuldigte und einige Tage lang braves Kind spielte, bis seine Wut schließlich wieder in ihm hochstieg - von einem Extrem ins andere. Die Eigendynamik seiner verrückten Episoden scheint aber zumindest durchbrochen, er steuert sein Verhalten selbst, statt sich einfach fallen zu lassen. Die Auseinandersetzung mit ihm um einen erwachsenen Mittelweg zwischen Unterwerfung und Egotrip steht uns freilich noch bevor.

Hugo - Schmerzhaftes Barrieren

Mein Kragenknopf kullert über den Boden, und noch bevor ich einigermaßen würdevoll reagieren oder mich auf Tricks der Selbstverteidigung besinnen kann, hat Hugo mich schon wieder losgelassen und ist blitzschnell aus dem Café verschwunden - ein ungewöhnlicher Abschied.

Dabei waren wir gerade dabei, uns wieder zu vertragen. Hugo hatte mich, nach längerer Abstinenz, wieder zu einem Schachspiel eingeladen und freute sich sichtlich über meine Zustimmung. Da beging ich den entscheidenden Faux-pas: Während er schon die Figuren aufstellte, erinnerte ich ihn daran, dass er die Tasse Kaffee bezahlen sollte, die er sich zwei Minuten zuvor an der Theke geholt hatte (bei uns gibt es keine Bedienung am Tisch, und wer sich etwas am Tresen bestellt, soll gleich bezahlen, weil wir in all dem Trubel das leicht vergessen).

Vielleicht war ich in diesem Augenblick zu kleinlich, vielleicht war es auch richtig, mich von seiner aggressiven Ausstrahlung nicht einschüchtern zu lassen und bange Herzen dennoch darauf zu bestehen, dass er sich an unsere Regeln hielt - egal: Meine Zahlungserinnerung brachte das Fass zum Überlaufen. Ich wies Hugo allzu deutlich darauf hin, dass er Gast sei und ich hier der Mitarbeiter.

Folgerichtig griff Hugo in seinem jäh aufflammenden Zorn blitzschnell über die Theke, packte mich mit einer Hand vorne am Hemd und zog mich fast auf seine Seite dieser symbolischen Barriere. Mit dem Abspringen des Knopfes löste sich die Spannung im Raum, Hugo suchte das Weite.

Ich bleibe mit einem dämlichen Gefühl zurück, lange nachdem meine unmittelbare Angst und Aufregung abgeklungen ist. Seit Monaten stand es an, unsere Beziehung miteinander zu klären, heute hätte es spannend werden können - da rennt er einfach weg! Nicht dass ich in solchen Klärungen besonders fit wäre - ich fange dann leicht an, zu stottern und mich zu winden. Auch mein Job hier hilft mir wenig für diese Beziehungsklärungen - er schafft erst die ganzen Probleme. Ich bin im Café persönlich, als Hans Luger, präsent, bin gleichzeitig Mitarbeiter mit einer bestimmten Funktion, aber ohne formale Abgrenzungsmöglichkeiten. Ich trage keine Dienstkleidung, habe kein Arbeitszimmer, keine Rückzugsmöglichkeit, bin immer unseren Gästen ausgesetzt.

Jetzt ist genau deswegen der Kontakt zu Hugo abgerissen, und er lässt sich tatsächlich nach diesem denkwürdigen Tag bis auf einige hektische Gastspiele nicht mehr blicken.

An die zwei Jahre hatte ich beinahe täglich mit Hugo zu tun, und zeitweise war er wohl derjenige unter unseren Besuchern, auf den ich mich am meisten bezog - fast zwangsläufig, denn er verstand es, mich für sich einzuspannen. Eines Tages war er vor mir gestanden, hatte mich schnell taxiert, und unser Kontakt begann mit der gleichen Frage, die das vorläufige Ende einleitete: „Hast du Lust, eine Partie Schach zu spielen?“ - aggressiv, fordernd, einschüchternd vorgetragen. Im letzten Moment nahm er dieser Konfrontation die Spitze, mit einem charmanten Lächeln kommentierte er sich selbst ohne Worte: „Ich tue nur so wild, nimm's nicht so ernst!“

Ich hatte Lust. Seit Jahren hatte ich kaum noch gespielt, Hugo brachte mich wieder auf den Geschmack. Es entwickelte sich eine Schachbeziehung: Hugo belagerte mich, überfiel mich bei jeder Gelegenheit mit dem Wunsch, sich mit mir zu messen - für mich ganz praktisch, weil ich auf diese Weise nie in die Verlegenheit kam, ihn fragen zu müssen, wenn ich spielen wollte. Die Gäste, mit denen er befreundet war, standen in seinem Schatten und kamen in meiner Aufmerksamkeit zu kurz. Aber wie selbstverständlich räumten sie Hugo diesen Vorrang ein; sie

ließen sich auch nahezu widerspruchslos von ihm anschnorren, oder standen auf unseren Feten, während nebenan die Disco tobte, ohne zu murren mit ihm Dutzende von Schachpartien bis morgens um vier Uhr durch. Es war nicht so sehr seine fordernde Haltung, die sie dazu bewog. Da war noch etwas anderes, was auch mich faszinierte: ein bisweilen überwältigender Charme, eine ausgeprägte, schillernde Persönlichkeit - aber immer nur sekundenweise sichtbar, nie festzuhalten.

Neidlos erkannte ich ihm den Titel „Weltmeister im Assoziieren“ zu - ich habe noch niemanden erlebt, der die in seinem Kopf gespeicherten Begriffe derart in einer Flut von Assoziationen verströmen konnte. Gelegentlich blieb er im Gespräch an einem Satz, einem Wort hängen. Er setzte dieses leichte Stottern genial um, indem er auf andere Begriffe sprang, die so ähnlich klingen, mit denselben Buchstaben beginnen oder eine ähnliche Bedeutung haben, um von dort aus über weitere Verknüpfungen, über zeitliche, geographische, politische oder wissenschaftliche Zusammenhänge auf völlig andere Felder überzuleiten. Es machte mir Spaß, diesen Verbindungen zu folgen, zu entschlüsseln, welchen Bezug er eben wieder gefunden hatte, selbst weiterzuspinnen, mir mit ihm gegenseitig die Bälle zuzuwerfen.

Für mich war es ein Spiel, bei Hugo aber auch ein Ausdruck davon, wie er sein Leben steuert. An ihm wurde mir deutlich, welche wichtige regulierende Funktion dieser Denkstil des Assoziierens erfüllt. Wenn es nicht möglich ist, direkt vorwärts auf ein Ziel zuzugehen (zum Beispiel ein Gefühl von Aggression auszudrücken, sich abzugrenzen, einen persönlichen Wunsch zu äußern), weil dort Verletzungen drohen: Dann wendet sich der innere Impuls eben seitwärts, verästelt sich, erschöpft sich im leerlaufenden Spiel mit Begriffen, die sich aber wie unter Zwang zwischendurch immer wieder zurück auf den Punkt beziehen, auf den man nicht zugehen kann.

So ähnlich läuft wohl auch manches in seinem Leben ab, zumindest soweit ich es mir aus spärlichen Andeutungen rekonstruiere. 40 Jahre lang vieles angefangen, von vielen Berufen und Interessen kaum etwas konsequent verfolgt oder zu Ende gebracht, vieles wieder abgebrochen, zwischendurch Aufenthalte in der Psychiatrie. Daneben dann wieder ein Aufblitzen von Begabungen, die sich aber nur bruchstückhaft umsetzen. Da tauchte plötzlich aus Hugos Feder in einer Ausgabe der KommRum-Zeitung die Nachdichtung einer Stelle aus Homers „Ilias“ auf. Oder ich erfuhr zu meiner Überraschung, dass er sich mit einem philosophischen Gesamtkonzept beschäftigte, das gesellschaftspolitische und psychoanalytische Fragen mit einbezieht und eine neue, die politischen Systeme überwindende Perspektive entwickeln soll. Versuchte ich an solchen Stellen nachzufragen, in die Diskussion mit ihm einzusteigen, dann hielt er sich bedeckt. Er zog meine Fragen ins Lächerliche, beendete das Thema, so als würde ich ihn mit meinem Nachbohren bedrohen, als wäre er mir ausgeliefert, wenn ich Näheres über ihn wüsste. Nur ja nicht an einem Punkt stehen bleiben; hektisch von einem Punkt zum nächsten springen; nur ja kein festes Ziel für Angriffe oder die vernichtende Kritik von anderen abgeben - so wob er einen Schleier um seine Existenz.

Ich erinnere mich an eine Szene, als ein kleiner Junge im Café mit ihm ins Gespräch kam. Da wurde Hugo plötzlich ruhiger, legte seine Hektik ab. Er versteckte sich nicht mehr, und er erzählte, mit einem kurzen Seitenblick auf mich, dem Kleinen Einzelheiten aus seinem Leben, die er mir nie preisgegeben hatte (deshalb wäre es unfair, sie jetzt niederzuschreiben). Erwachsene sind offensichtlich zu bedrohlich, und Hugos aggressives, abweisendes Gebaren, sobald ihn jemand bedrängt oder ihm auch nur eine neugierige Frage stellt, scheint mir unter diesem Gesichtspunkt nachvollziehbar. (Das räumt aber nicht mein Unbehagen über die Momente aus, wenn Hugo mit der gleichen einschüchternden Haltung Leute um eine Tasse Kaffee oder eine Zigarette anschnorrte und die Drohung als Trick einsetzte, sich durchs Leben zu schlagen).

Sich nicht festlegen, sich nicht fassen lassen, kurze Andeutungen wie Schlaglichter in den Raum setzen, ohne anderen die Möglichkeit zu lassen, daran weiter zu diskutieren, oder gar mit ihm eine Verständigung zu erzielen: Dieses Lebensprinzip machte sich im Café-Alltag mit Hugo an vielen Stellen bemerkbar, und nicht nur, wenn es um ihn selbst ging. Ich erinnere mich an ein „KommRum-Forum“ - das ist ein Treffen der KommRumis mit interessierten Gästen, das wir ab und zu anberaumen, um Gelegenheit zum Austausch von Informationen, Anregungen oder Kritik zu geben oder aktuell anstehende Fragen zu erörtern. Diesmal ging es um das Thema Gewalt. Konkreter Anlass: Carlo, einer unserer Gäste, hatte einen Abend lang das ganze KommRum terrorisiert, und es gab Unstimmigkeiten mit manchen unserer Besucher darüber, wie wir reagiert hatten. Hugos kurzer Beitrag zu dieser Debatte: Das hätte alles mit der Landung von Eisenhower in Sizilien zu tun! Es folgte betretenes Schweigen, Hugo erklärte sich nicht näher, und in mir blieb der Eindruck zurück, Hugo hätte uns mit dieser Äußerung, die allem Anschein nach völlig neben der Diskussion lag, veräppeln oder verunsichern wollen.

Erst viel später ging mir ein Licht auf: Klar, Carlo stammte ja aus Sizilien, und aus dem, was ich über seine Schwierigkeiten, seine gelegentlichen Wutausbrüche wusste, war ersichtlich, dass sie viel mit seinem übermächtigen Vater zu tun hatten, der in der Nachkriegszeit in Sizilien als Politiker in lokalem Rahmen eine wichtige Rolle gespielt hatte. Hugo, der Carlo flüchtig kannte, hatte sich seinen eigenen, und, wie ich jetzt glaube, durchaus hellsichtigen Reim darauf gemacht - aber ohne sein Wissen konsequent umzusetzen. Er warf uns nur diesen einen Brocken hin, uns, die wir ja Experten für solche persönliche Hintergründe von auffälligem Verhalten sein wollen. Die Konsequenz: Wir verstanden ihn nicht, nahmen seinen Einwurf nicht ernst.

Ein anderes Beispiel: Ich hatte ihn gefragt, ob er nicht mit mir zusammen einen regelmäßigen wöchentlichen Schachabend organisieren wolle. Er sagte zu, wir legten zusammen einen Termin fest, schrieben unser beider Namen als Ansprechpartner auf einen entsprechenden Aushang. Das Ende vom Lied: Hugo spielte an diesen Abenden mit mir, als wäre das der Termin, den wir für uns beide vereinbart hätten - wenn er kam. Er ließ sich auf keine festen Verabredungen ein, machte sich ein Spiel daraus, mich im Unsicheren zu lassen: „Vielleicht komme ich“; „ich werde sehen, was sich machen lässt...“, mit zweideutigem Lächeln, das mir sagte, ich sollte von ihm keine Verbindlichkeit erwarten. Kam er, wenn ich schon mit jemand anderem spielte, dann schien ihm das gar nicht zu passen; als sich diese Situationen häuften, begann er den Termin überhaupt zu meiden.

Wie Richard Kimble: immer auf der Flucht. Dieses Lebensgefühl prägte sogar seinen Stil beim Schachspielen. Er konnte nicht langsam spielen, ertrug keine Spannung in der Partie: Mit aggressivem Zupacken tauschte er die Figuren ab, sobald die Chance dazu bestand. Wollte ich eine Pause zum Nachdenken einlegen, mit ihm diskutieren, welchen Zug er oder ich hätten besser spielen können, dann brauste er auf, beschimpfte mich, ich wollte ihn wohl belehren, ihm zeigen, dass ich etwas Besseres sei. Jeder Versuch, mich zu erklären, heizte seinen Zorn noch weiter an. Bisweilen sprang er dann auch auf und kümmerte sich scheinbar nicht weiter um mich. Ergebnis: Ich wurde allmählich unzufrieden, weil auf diese Weise keine Weiterentwicklung, kein gemeinsames Lernen möglich schien.

Nicht stehen bleiben, keine Verbindlichkeit eingehen: Auch in der Theatergruppe, in der er einige Wochen zu Gast war, hielt er sich an diesen Grundsatz. Einen Abend lang brillierte er mit Imitationen anderer Gäste. Beängstigend präzise spielte er pantomimisch ihre individuelle Art, das Café zu betreten und durch den Raum zu gehen - ein Naturtalent. Aber er machte nichts aus dieser Gabe, übernahm keine Rolle in unseren Szenen, wollte sich auf eine weitere Teilnahme nicht festlegen lassen.

Als sich die Gruppe eines Abends zum Essen traf, mit anschließendem Discobesuch, bei dem wir alle ob dieser ungewohnten privaten Situation etwas verloren herumstanden, verfinsterte sich seine Miene zusehends im Laufe der Stunden, und er kam schließlich auch nicht wieder zum nächsten Treffen. Denn mit diesem privaten Abend war anscheinend das Thema „Kontakt“, „dabei sein“, „sich einlassen“ endgültig auf dem Tisch, und ich denke, dass damit für Hugo ein sehr schmerzhaftes, konfliktreiches Kapitel aufgeschlagen war: Hatte er, der so begabte, aber im bürgerlichen Leben erfolglose Gast, eine reelle Chance, „dazu“-zugehören? Es kam bald der nächste konkrete Anlass für diese quälende Frage: Ich wollte zum Schiurlaub und hatte ein Haus in den Bergen gemietet. Per Aushang und Mundpropaganda im Café suchte ich Mitreisende unter unseren Gästen. Ganz zart und vorsichtig, seinen Namen in Bilderschrift verschlüsselt, trug Hugo sich in die Liste ein - ein Riesenschritt. Ich freute mich, vor allem schon darüber, was er mit seiner Art, sich anzumelden, alles ausdrückte, und dass er seine gewohnten Gleise mal verlassen wollte. Geld, sonst stets knapp und ein Dauerthema, spielte anscheinend für ihn diesmal keine Rolle. Meine diesbezüglichen Nachfragen wischte er jedenfalls locker vom Tisch. Ich war neugierig darauf, mit ihm einmal unter anderen Bedingungen zusammenzusein. Doch wie das Schicksal so spielt: Einige andere Interessenten sprangen wieder ab. Als Hugo erfuhr, dass außer mir und ihm voraussichtlich nur noch Birgitta mitfahren würde, meine Freundin und Kollegin im Café, die er schätzte, war es natürlich aus. Er giftete etwas von einem „flotten Dreier“, den er nicht mitmachen würde, und war nicht mehr auf dieses Thema ansprechbar. Plötzlich und ungeplant so nahe zusammen, ohne den Puffer einer Gruppe, und dann noch neben einer Beziehung ausgeschlossen - das hätte ich an seiner Stelle wahrscheinlich auch nicht mitgemacht. Aber ich wünschte, wir hätten zusammen darüber reden können.

Denn seit dieser geplatzten Gruppenreise stimmte es nicht mehr so recht zwischen Hugo und mir, es wurde noch schwieriger, uns zu verständigen. Ich wollte mich auch nicht mehr einfach zum Schachspiel überreden lassen, solange da so viel Ungeklärtes zwischen uns stand. So rannten wir öfter in gespannter Stimmung aneinander vorbei. Dazwischen dann wieder die Augenblicke, in denen sichtbar wurde, dass Hugo mehr sein wollte als einfach nur Gast, wenn er Aschenbecher für uns ausleerte, hinter die Theke ging und einen Wischlappen holte, um die Tische zu säubern, Momente, wo sich andeutete, dass er als gleichberechtigt akzeptiert werden wollte.

Schließlich die Zuspitzung, als er mich aus heiterem Himmel und fast beiläufig fragte, nein, eher andeutete, man könnte sich ja mal privat treffen und Schallplatten hören. Ich zögerte einen Moment, wollte ihm ausführlich erklären: Meine wenigen freien Stunden seien mir sehr kostbar, ich würde auch selten noch andere Leute außerhalb des KommRum-Umfelds sehen, weil ich im KommRum schon immer übersättigt wäre von den vielen Begegnungen. Ich könnte ihn aber gut leiden, und ich könnte mir auch vorstellen, dass sich unser Kontakt von der Ebene Wirt/Gast weg verändern und intensivieren könnte, aber das bräuchte Entwicklung, könnte sich allmählich aus gemeinsamen Aktivitäten rund ums KommRum ergeben; so wie eben, aus heiterem Himmel, sei mir das zu schnell. Ich würde vor allem gerne einen Weg finden, mich mit ihm auseinander zu setzen, statt immer nur von ihm angeblafft zu werden...

Das sind alles noch nicht mal Ausreden, es wäre nur eine etwas lange Erklärung. Aber ich kam gar nicht dazu, weil Hugo mir schon nach dem ersten Zögern mit einem Wortschwall über den Mund fuhr und die Situation beendete. Ich konnte, durfte mich nicht verständlich machen, er schien verletzt zu sein, aber er gab mir und sich auch keine Chance.

Von diesem Tag an trat Hugo zunehmend aggressiv im Café auf, prägte damit auf unangenehme Weise die Stimmung. Schon einmal hatte er einen Kaffee nicht bezahlt und ich hatte kaum gewagt, ihn darauf anzusprechen, um nicht wieder seine Wut abzukriegen. Einige Tage später folgte die

eingangs beschriebene Szene, sein Friedensangebot, und ich schaltete nicht schnell genug um. Der kullernde Kragenknopf markierte das (vorläufige) Ende unserer Beziehung.

Hugo hinterließ eine Lücke. Zwischendurch war er kurz mal zu Gast, sehr hager geworden, noch hektischer. Hatte er vorher im Gespräch jeweils noch einige Sekunden Kontakt zugelassen, so hatte sich sein Tempo jetzt drastisch beschleunigt. Er riss ein Thema an, sprang sofort auf das nächste weiter, ließ gar keine Chance mehr, noch Zugang zu finden, oder einfach etwas auf seine hervorsprudelnden Sätze zu erwidern - es sollte eben keiner eine Gelegenheit haben, ihn zu treffen. Nach einer Viertelstunde war er auch schon wieder weg, nur noch Gerüchte über sein aggressives Gebaren an anderen Orten in der Stadt erreichten uns.

Schließlich, vor einigen Wochen, der Hauch einer Aufarbeitung unseres Konflikts: Da saß er überraschend, wieder ganz der alte, für kurze Zeit im Café, und wir ließen zusammen die Geschichte mit dem Kragenknopf in Andeutungen, aber eher als heitere Anekdote, Revue passieren. Sie war uns beiden offensichtlich noch länger nachgegangen. Ob es jetzt weitergeht - wir werden sehen. Die Barriere ist ja immer noch da, unbesprochen, ungeklärt. Wie wird er wohl auf diesen Text reagieren, wo ich doch damit genau das tue, was ihn so in Rage bringt: ihn festzulegen? -

Das, was Sie eben gelesen haben, ist der erste Entwurf dieses Kapitels. Ich lasse ihn hier, von stilistischen Korrekturen abgesehen, so unfertig stehen, weil mir, mit Nachhilfe von Birgitta, der ich diesen Text zu lesen gab, daran allerlei Lichter aufgingen:

Dieses Kapitel sei an manchen Stellen deutlich unpersönlicher, es werde weniger von mir sichtbar als bei einigen anderen Gästen, die ich beschrieben hätte. Verhaltene Formulierungen wie: „Hugo hinterließ eine Lücke“ oder: „derjenige unter unseren Besuchern, auf den ich mich am meisten bezog“ ließen nicht ersichtlich werden, was ich selbst von ihm wollte, wie wichtig er mir sei. Merkwürdig, dass dieser Text so vergleichsweise kurz und unbestimmt bleibe, obwohl, oder wahrscheinlich eben weil es um ein so brisantes Thema gehe. Jedenfalls sei Hugo mit seinen Wünschen bloßgestellt, während ich mich mit den meinen bedeckt hielt.

Das sitzt. Ich will es natürlich erst nicht wahrhaben, aber es lässt sich nicht lange verbergen: Ich tue mich sehr schwer, hier offen zu sein („Was denken die professionellen Kolleg(iin)en, welche Blößen gebe ich mir ...?“).

Schon während des Schreibens - ich hatte das später ausgeblendet - habe ich vorsichtig nach unverdächtigen Formulierungen gesucht. Und tatsächlich: Es ist wenig davon in den Text eingeflossen, wie nahe mir die Geschichte mit Hugo ging, während ich da am Schreibtisch saß. Es war, als stünde er mitten im Zimmer. Ich war bewegt von zärtlichen und traurigen Gefühlen, als mir, in der Erinnerung, bewusst wurde, was da hinter Hugos aufbrausendem äußeren Verhalten an Nähe, an Liebe durchscheint und mich anspricht; die Ahnung einer Nähe, die nicht gelebt werden kann, sondern immer im Zustand der Sehnsucht bleibt, einer Sehnsucht nach unendlich zärtlichem, liebevollem Kontakt ohne Kampf, ohne Verletzungen, ohne Demütigungen, in gegenseitiger Achtung. Weiche, extrem verletzbare Seiten, die es um jeden Preis, und sei es um den der „Verrücktheit“, der Rolle des aggressiven Flegels, zu tarnen gilt.

Ich kenne diese Sehnsüchte gut, aber ich hatte die Chance, zumindest teilweise zu lernen, dass sie unrealistisch sind und dass man sich in dieser Welt behaupten muss, sich für seine Wünsche einsetzen muss, dass schmerzhaftes Auseinandersetzen und Kämpfe eine Nähe ganz anderer, realerer Qualität entstehen lassen können. Dennoch: Ich reagiere bei unseren Gästen, besonders eben bei Hugo, stark auf diese unterschwelligsten Sehnsüchte, die unerfüllbar sind, aber hinter einem

nach außen hin distanzierendes, abweisendes Verhalten immer mit der Möglichkeit locken: „Es könnte so umwerfend intensiv zwischen uns sein“ und gleichzeitig dämpfen: „Am besten wir machen das nicht konkret, sonst ist der schöne Traum bald vorbei“.

Ich selbst habe, im Unterschied zu Hugo, den Schutz, dass ich als „Psycho-Profi“ arbeite, der seine eigenen Haltungen reflektieren muss, seinen Abstand braucht. Dass ich solche Sehnsüchte teile, sie nachempfinden kann, hilft mir vielleicht, Zugang zu unseren Gästen zu finden und ihr vordergründiges Abschreckungstheater, ihre verrückte Tarnung leichter zu ertragen. Aber ich muss natürlich aufpassen, nicht zusammen mit ihnen genau die Beziehungsmuster zu reproduzieren, die sie in ihre schwierige Lage geführt haben: symbiotische Beziehungen, verdecktes inniges Einverständnis, subtile Botschaften hinter dem Alltagsgeschehen.

Andererseits bin ich Hugo auch als ganz gewöhnlicher Mensch im Rahmen unseres Cafés begegnet. Wir haben jeder einen Teil unseres Lebens da verbracht, ich mag ihn, gerade so, wie er ist, ich freue mich nach wie vor, wenn er kommt; ich brauche ihn und unsere anderen Gäste, damit dieses soziale Projekt „KommRum“ leben kann, das ja mehr ist als ein Dienstleistungsbetrieb; es stecken darin auch viele Beziehungswünsche von mir, Träume von einem besseren Zusammenleben. Deswegen nehme ich lieber die Mühen der alltäglichen persönlichen Abgrenzung auf mich, statt mich stereotyp auf meine Profi-Rolle zu beziehen. In meiner Beziehung zu Hugo habe ich gemerkt, an welche Grenzen ich dabei stoße, wie ich, sicher auch wegen meiner eigenen Unsicherheiten und Ängste, manche dieser Konflikte um Nähe und Abstand anscheinend nicht klären kann.

Ich habe Hugo die Text-Rohfassung und diese ergänzenden Bemerkungen zugeschickt, und ihn um ein Gespräch darüber gebeten. Mit bangen und gemischten Gefühlen erwartete ich seine Reaktion.

Einige Male haben wir uns verpasst. Hugo kam ins KommRum, als ich nicht da war, fragte aufgeräumt nach „Goldhänschen“, aber er ließ es sich auch anmerken, dass er mir nicht hinterherlaufen wollte. Die Termine, die ich ihm vorgeschlagen hatte, nahm er nicht wahr - wir leisteten uns aus der Ferne ein kleines Gerangel: Wer bestimmt unseren Treffpunkt? Schließlich begegneten wir uns, alter Tradition folgend, beim Schachabend, absolvierten freundlich einige Partien, und verabredeten uns auf einen Extra-Termin, um zu besprechen, was ich geschrieben hatte.

Ich wartete recht nervös. Hugo kam etwas später, wirkte fahrig, entschuldigte sich für seine Verspätung - und ließ mich links liegen. Ich wartete wie bestellt und nicht abgeholt. Nach einiger Zeit kam Hugo wieder an meinem Tisch vorbei. Er überreichte mir die Texte, die ich ihm geschickt hatte, mit einem hübschen roten Schleifchen umwickelt, und polterte gleichzeitig in gewohnter Weise los, ich wollte mich wohl über ihn stellen. Das würde gut dazu passen, dass wir sowieso im Auftrag des Senats die „psychisch Kranken“ überwachen wollten. Er ließ sich an einem anderen Tisch nieder; als ich mich nach einer kurzen Bedenkzeit zu ihm setzte, sprang er auf: Mit jemandem, der mit ihm so wie mit Tieren im Zoo umgehe, rede er kein Wort mehr. Schon ganz verzagt, richtete ich meine letzte Frage an ihn: Ob ich den Text über ihn denn nun veröffentlichen könne? „Das musst du schon selbst entscheiden!“ Sprach's und zog gleich danach von dannen.

Schweren Herzens habe ich mich entschieden. Es würde am Bild unseres Cafés Entscheidendes fehlen, hätte ich meine Beziehung zu Hugo weggelassen und die brisanten Fragen von nötiger Abgrenzung und möglicher Nähe ausgeklammert, die daran sichtbar werden.

Sehnsüchte

Auf der Suche nach dem Lebenselixier Kontakt - so sitzen sie nebeneinander im gleichen Raum, tarnen ihre Wünsche, zeigen sie offen oder suchen sich Ersatz dafür. Da ist der schwergewichtige, alkoholabhängige Bauunternehmer, der bei uns regelmäßig seine Tasse Kaffee trinkt. Trotz oder wegen seines Geldes bleibt er einsam; aber er käme nie auf die Idee, sich soweit herabzulassen und zuzugeben, dass er etwas von anderen braucht. Er sitzt schweigend da, hat seine Ohren überall, und geht in der Regel ebenso wortlos wieder seiner Wege. Daneben Werner, erstmals wieder hier nach seinem letzten Auftritt vor drei Wochen: Da war er betrunken gekommen, hatte sich an mich geklammert, wollte Trost, da ihn wieder jemand verächtlich behandelt hatte. Ich konnte mir nicht unbegrenzt Zeit für ihn nehmen, und aus Trotz nuckelte er jedes Mal, wenn ich einen Gast bedienen musste, an seiner Schnapsflasche und zeigte mir die kalte Schulter, sobald ich mich ihm wieder zuwenden wollte. Als er auch noch das Beschwerdezentrum bei der Arbeit störte, warf ich seine Flasche in den Müll und schickte ihn nach Hause. Heute haben wir uns wieder versöhnt, er isst in Ruhe seine Schmalzstullen - vielleicht schaut er nachher sogar wieder beim Beschwerdezentrum vorbei. Neben ihm unterhält sich angeregt eine Gruppe von Müttern, während ihre Kinder nach der Kinder-Bauchtanzgruppe noch durchs Café toben. Als sie etwas zur Ruhe gekommen sind, erobert sich Edmund die Aufmerksamkeit des Publikums. Eben hat er noch vergeblich nach belegten Schrippen vom Vortag gefragt (es ist schon Gewohnheitsrecht, dass er kostenlos die übriggebliebenen bekommt), und jetzt hält er zum Amusement der Anwesenden aus dem Stegreif eine juristische „Vorlesung“. Würdevoll schreitet er vor der Theke hin und her und deklamiert seine Thesen, bevor er uns mit großzügiger Geste entlässt („Sie haben ausstudiert, meine Damen und Herren!“) und sich unter Beifall wieder auf die Socken macht. Sobald er weg ist, schiebt sich Marions Stimme in den Vordergrund. Sie wohnt jetzt tatsächlich in einer Wohngemeinschaft, zusammen mit zwei Frauen, die etwas älter sind als sie und sie gerne bekochen und als Nesthäkchen verwöhnen, und es scheint ihr gut zu gehen. Ab und zu, wie heute, besucht sie uns, sitzt dicht an der Theke und begleitet unsere Verrichtungen, während wir Salate vorbereiten, mit ihrem unablässigen Kommentar: „Was macht er denn jetzt, was ist das denn für ein Gewürz...?“ Kein einziger Handgriff entgeht ihren Argusaugen, unablässig hält sie uns auf Trab mit ihren Fragen und ihren lauten Überlegungen, was sie wohl als nächstes bestellen soll. Zwischendurch schäkert sie mit Michael, der sich mit zweideutigen Anspielungen an sie heranmachen will, sie lacht mit, hält ihn aber souverän auf Abstand.

Einzelne psychiatriebetroffene Männer starren ab und an mit hungrigen Augen auf meine Kolleginnen hinter der Theke, während die Kartenspieler einen Tisch weiter nur Augen für ihr Blatt zu haben scheinen. Immerhin haben zwei von ihnen in den letzten Wochen endlich in der psychologischen Beratung erzählt, was sie wirklich bewegt. Die Köpfe an diesem Tisch wenden sich aber doch neugierig zur Tür, als sie mit dem gewohnten lauten Schnappen geöffnet wird: Es ist der Autobastler aus dem Hof nebenan, der in seiner Freizeit Oldtimer wieder aufmöbelt und gerade mit einem Bekannten zur Kaffeepause kommt. Hinten in der Ecke schließlich tagt die Zeitungsgruppe; Rudi, unser Dichter, unterhält sich mit einem Knacki auf Freigang, der die KommRum-Zeitung nutzen will, um auf seinen vierzehnjährigen Kampf zur Wiederaufnahme seines Verfahrens aufmerksam zu machen...

„Hier werde ich endlich anerkannt, so wie ich bin, ich werde wahrgenommen und geschätzt, bin nicht einfach irgendeine Nummer“; „hier finde ich endlich Freunde, den Partner/die Partnerin fürs Leben, auf jeden Fall Menschen, die sich freuen, wenn ich komme, die gerade mich meinen“; „hier kann ich endlich meine anstrengende Fassade fallen lassen, mich zeigen mit all meinen Wunden und Narben“; „hier kommen mir die anderen entgegen, erleichtern mir den Schritt auf sie zu, der mir selbst so schwer fällt, sie interessieren sich für mich, verstehen mich, obwohl ich nicht so viel

zu bieten habe, sogar in der Psychiatrie war...“. Solche Sehnsüchte, die eigene Benachteiligung ausgleichen zu können, treiben viele unserer Gäste ins KommRum.

In diesen Wünschen ist schon viel von dem ausgedrückt, was guter Kontakt zur Heilung von Wunden beitragen kann. Neben Verständnis und Aufgehoben-Sein gehören zu einer wirklichen Begegnung aber auch die zwischenmenschlichen Grenzen, selbst wenn sie bisweilen sehr weh tun. Durch sie lernt man die eigenen Konturen, die eigene Identität kennen, wird darin gefestigt, und ist weniger anfällig für die Versuchung, unter Stress die eigene Persönlichkeit zu verflüchtigen. Eindeutige Grenzen, von anderen Menschen gezogen, zwingen dazu, sich real mit den anderen auseinander zu setzen, sich in Verhandlungen mit den anderen Individuen zu begeben, statt sich in der symbiotischen Ursuppe zu verlieren. Eine Mahnung für uns als Helfer/innen: Jemandem nur akzeptierend überall hin zu folgen, ohne uns selbst als Personen mit eigenen Bedürfnissen sichtbar zu machen, verstärkt noch die Orientierungslosigkeit des anderen.

Die Abweichungen von dieser Ideallinie der Begegnung sind auch im KommRum-Alltag die Norm, es gelingen allenfalls gelegentliche Annäherungen. Wir sind hier als Kontakt-Agent(inn)en hart gefordert und wir haben dabei natürlich unsere eigenen Begrenzungen und Schwierigkeiten. Mal sind wir selbst nicht offen für Begegnungen und verbreiten miese Stimmung, mal verhalten wir uns uneindeutig. Manche Besucher können wir auch gar nicht leiden, und dem geballten Ausmaß an Bedürftigkeit in diesem Café können wir nicht annähernd gerecht werden, produzieren zwangsläufig Enttäuschungen und verletzten Rückzug.

Dazu kommen die Barrieren, die die Gäste errichten, wenn sie, trotz aller Sehnsucht, zunächst ihre eigenen gewohnten und gewohnt erfolglosen Beziehungsmuster wiederholen. Das Repertoire an Strategien ist breit gestreut; neben dem Trick, auf verrückte Weise den Kontakt zu kontrollieren oder gleich zu verhindern, gibt es eine Reihe von anderen wirksamen Rollen, mit denen sich psychiatrienerfahrene und andere Gäste in durchaus vergleichbarer Weise ihre Mitmenschen vom Leib halten.

Eine kleine Auswahl: Etwa der Typ des „Langweilers“. Wenn man es nicht mehr mitansehen mag, ihn alleine am Tisch sitzen zu sehen, wenn man ihn anspricht und versucht, ihn miteinzubeziehen, beisst man sich die Zähne aus. „Willst du vielleicht lernen, Schach zu spielen?“ „Ooch nee, dazu habe ich eigentlich keine Lust.“ „Was treibst du denn so den ganzen Tag?“ „Ooch, eigentlich nischt. Mir fällt einfach nischt ein!“ „Hast du keine Hobbys?“ „Ach, mich interessiert eigentlich gar nischt weiter.“ Pause. „Hast du denn Freunde?“ „Ach, Freunde, weeßte...“ „Das klingt ja ganz enttäuscht!“ „Ooch, nee, das macht mir nischt aus, weeßte, ich brauch' keinen, ich hab meine Rente, sitze zuhause, komme mir vor wie Robinson auf seiner Insel...“. Jeder Impuls von außen versickert, es folgt keine Resonanz, der „Langweiler“ geht kein Risiko ein, investiert „nischt“. Wenn man sich lange genug bemüht hat, folgt vielleicht am nächsten Tag die Belohnung, ein scheues Lächeln, ein weiches Gesicht, das zeigt, dass wohl doch einiges von der Mühe angekommen ist, und dann: „Willst du dich heute vielleicht mit zu uns setzen?“ „Ooch nee, kein Interesse.“ „Worauf wartest du denn?“ „Auf 'ne Frau; aber man findet ja nischt richtiget, wo soll man denn suchen...?“

Oder die „Meckerer“: Ihnen passt nichts, der erste Kontakt besteht in einer Beschwerde. Der Service ist nicht gut genug, die Musik ist zu laut, der Raum zu kalt, die Bedienung zu unfreundlich, es wird zuwenig für die psychisch Kranken getan, es ist eine Unverschämtheit, so viel Geld für eine Tasse Kaffee zu verlangen. Mal nörgelig, mal aggressiv vorgetragen, erreicht die Klage ihren Zweck: Wir reagieren gereizt und sind froh, diesen Gast von hinten zu sehen. Gelingt es einem von uns, einen solchen Auftritt gelassen als Kontaktversuch zu werten und gleichbleibend fröhlich die Vorwürfe wegzustecken, erntet er beim nächsten Mal vielleicht einen freundlichen Blick, bevor die

nächsten Vorwürfe einsetzen - es ist eben die Art von Beziehungsaufnahme, die dieser Besucher gelernt hat.

So jemanden kann man, zur eigenen Entlastung, noch blöde finden. Schwerer machen es einem dagegen die „Abschrecker“: Schweigend alleine am Tisch, jedem Augenkontakt ausweichend, eine Ausstrahlung von Einsamkeit, die sofort meinen Helferimpuls weckt, mir ein schlechtes Gewissen macht, aber gleichzeitig: Ich traue mich nicht hinzugehen. Irgendetwas an dieser Ausstrahlung, das Verkrampfte, Angestrengte, wirkt wie eine magische Bannmeile, sagt: „Komm mir bloß nicht zu nahe!“, bis der/die Betreffende nach einer Stunde Einsamkeit wieder geht, still oder auffällig, und mich mit Schuldgefühlen zurücklässt.

Das Gegenteil davon ist „Einsamkeits-Norbert“: „Ich bin so einsam, ich suche Kontakt!“ Ach, ist das schön, wenn jemand das endlich mal offen sagt. Ich setze mich zu ihm, wir plaudern eine Weile. Vor acht Jahren, drei Monaten und vier Tagen hat ihn seine Frau verlassen (er hat genau mitgezählt, kommt nicht davon los, sein Gesicht verzieht sich voller Hass, als er ihr Bild aus der Brieftasche vorzeigt). Die Trennung, vor allem das Gefühl, nichts wert zu sein gegenüber seinem Nebenbuhler, hat ihn in die Psychiatrie gebracht. Als er dachte, er wäre Jesus, kam er sich wenigstens bedeutend vor. Jetzt lebt er alleine, seine alte Mutter kommt ab und zu vorbei und kümmert sich um seinen Haushalt. Heute hat er sich wieder aufgerafft, seine vier Wände zu verlassen. Wie er denn Kontakt finden könnte? Wir überlegen, ich erzähle von den Gruppen im Café, als Möglichkeiten, mit anderen zusammen etwas zu tun, und auf diesem Weg leichter Gesprächsthemen und Anknüpfungspunkte zu finden. Er wiegt sein Haupt, ist nicht begeistert. Ich versuche, ihn mit Heino, der am gleichen Tisch sitzt, zu verkuppeln. Norberts Wohnung müsste renoviert werden, vielleicht könnte Heino ihm helfen, er hat doch vorhin geklagt, dass er nichts Sinnvolles zu tun hat. Beide reagieren mit leichter Panik, es wird nichts daraus. Na gut: Vielleicht sieht man sich ja mal wieder. Einige Monate später taucht Norbert erneut auf: „Ich bin so einsam, ich suche Kontakt...!“, er erzählt dieselbe Geschichte, benutzt die gleichen Worte, und greift keine Anregung auf. Mir vergeht die Lust, mich um ihn zu bemühen.

Besonders tragisch wirken diese Kontaktverhinderungsstrategien, wenn jemand wirklich stark unter Druck steht und in seiner Krisensituation dringend ein offenes Gespräch braucht. Manche erschweren dann sich und uns die Hilfe, wenn sie ständig kritisch überprüfen, ob man auch genügend und richtig auf sie eingeht, oder wenn sie aus Sorge, man könnte sie als Belastung erleben, nur ganz verhalten und einsilbig erzählen. Beide Strategien lassen die Chance verstreichen, vielleicht von uns wenigstens den Teil der ersehnten Zeit und Zuwendung zu erhalten, der ausreichen könnte, einen Prozess der Entlastung und Neuorientierung in Gang zu setzen.

Alles oder nichts

All diese verhinderten Begegnungen kosten auf beiden Seiten Kraft, unnötigerweise, und oft machen uns diese unentschiedenen Kontaktversuche, die widersprüchlichen Botschaften zu guter Letzt ärgerlich. Bin ich in solchen Momenten selbst ausgeglichen und nicht davon abhängig, dass mein Bemühen um Zugang Erfolg hat, dann kann ich auch die andere Seite sehen: Eine kaum erträgliche Unsicherheit, ob man, vor allem mit dem Makel des Psychiatriebetroffenen, auch wirklich willkommen ist. Diese quälende Spannung lässt sich vermindern, indem man sich gleich selbst, mit Hilfe von Maximalforderungen, einsam macht, bevor die anderen einen ablehnen können. Alles oder nichts - das Feld dazwischen, mit den kleinen und größeren Enttäuschungen, die jeder Tag im Kontakt mit anderen zwangsläufig mit sich bringt, ist zu wenig erkundet, zu gefährlich.

Da können schon winzige Signale von Unaufmerksamkeit den Wunsch nach ungeschmälerter Zuwendung stören. Jede kleine Ablenkung kann dazu führen, dass jemand sich wieder verschließt oder, wie Michael, aus Rache Theater inszeniert. Ich darf nichts anderes wichtig nehmen, mit niemand anderem sprechen, müsste dennoch meine Aufmerksamkeit absolut gerecht auf alle verteilen, niemanden benachteiligen, sonst füge ich neue Verletzungen zu.

Die Geschichte ihrer persönlichen Beziehungen hat viele unserer Besucher nicht ausreichend vorbereitet auf die Bewältigung von Enttäuschungen, jede einzelne schlägt voll durch. Wer als Lieblings- oder als Sorgenkind übermäßige Bedeutung gewöhnt ist, kommt mit Situationen nicht klar, die ihn nicht so herausheben. Manche unserer Besucher sind immer noch verstrickt in enge Beziehungen zu ihren Eltern, oder leben in der klassischen Mutter-Sohn-Konstellation, werden nicht frei für offene, weniger abhängige Kontakte und den nötigen Wechsel von Nähe und Distanz. Nicht besser geht es den anderen, den zu kurz gekommenen, die nur Enttäuschungen kennen, aber gerade deshalb Beziehungen idealisieren und es nicht ertragen, nur mit Teilen davon zu leben.

Entsprechend richten sich die Sehnsüchte unserer Gäste auf das passende gesellschaftliche Ideal, die enge Zweierbeziehung. Alle wollen nur das Eine - aber weniger unter dem sexuellen Aspekt; eher geht es darum, jemanden hundertprozentig für sich alleine zu haben. Der innere Druck und die Angst vor wirklichem Kontakt lässt die Bemühungen schematisch und beziehungslos werden. Manchmal verrät es schon die Sprache: „Hier lernt man ja nicht Richtiges kennen!“ - das Warten auf Partner oder Partnerin als jederzeit verfügbaren Gebrauchsgegenstand.

Sollten Sie sich schon gewundert haben, dass ich in diesem Buch fast nur über Männer berichte - hier liegt der Grund: Die Hoffnung auf den Idealpartner, mit dessen Erscheinen alle Probleme gelöst sind, fördert allzu leicht Missverständnisse. Wie ich zum Beispiel um Zugang zu Wilfried gekämpft habe: Gegenüber einer Frau erschien eine solche Kontaktaufnahme sofort in anderem Licht, entweder zu bedrohlich oder zu verheißungsvoll. Auf uns als Gastgeber richten sich dabei besonders viele Wünsche. Ein paar nette Worte zur Begrüßung, um eine Nuance zu freundlich, und gelegentliche Blickkontakte, um Sekundenbruchteile zu lang, haben manchmal über Wochen oder Monate bei einzelnen Besucher(inne)n unbegründete Hoffnungen genährt. Solche Erfahrungen haben uns im Café-Team vorsichtig werden lassen und eine Arbeitsteilung nahegelegt: Die Männer kümmern sich mehr um die männlichen, die Frauen mehr um die weiblichen Gäste.

Wir sind nicht dazu da, unseren Gästen all das zu geben, was sie brauchen. Unsere Chance ist, ihnen respektvoll zu begegnen, zu zeigen dass wir sie wahrnehmen und in ihrer Eigenart akzeptieren. Soweit es stimmt, können wir ausdrücken, dass wir uns für sie interessieren. Andererseits müssen wir deutlich die Grenzen ziehen, wenn jemand speziell von uns Mitarbeiter(inne)n sich alles Heil erhofft. Nicht immer gelingt es, die Balance zu halten: Um überhaupt Zugang zu jemandem zu finden, der sich gegen Kontakt sperrt und erst mal überzeugt werden möchte, dass sich jemand wirklich für ihn interessiert, muss man notgedrungen viel investieren. Der Übergang von diesem intensiven Anfangskontakt zum Alltag mit entsprechend weniger Aufmerksamkeit birgt viele Klippen, viele Gelegenheiten für Enttäuschungen der frisch geweckten Wünsche.

Im besten Fall gelingt es, das zu vermitteln. Oft aber reicht die Zeit nicht; in Sekundenbruchteilen hat der andere schon dichtgemacht, bevor ein solch heikles Thema wie eine aktuelle Kränkung besprochen werden kann. Wir müssen ertragen, jemand traurig und verbittert sitzen zu lassen oder ihn gehen zu sehen. Uns bleibt die Hoffnung, dass das soziale Feld, das wir hier anzubieten haben, letztlich doch attraktiv genug ist. Erfahrungsgemäß kommen die so Enttäuschten auch eines Tages wieder - sich zu Hause einzuspinnen, ist ja noch trostloser. Zunächst werden wir, die wir ihnen nicht genug gegeben haben, mit Missachtung gestraft; nach einigen Wochen pendelt sich auch das

wieder ein. Irgendwann einmal später ergibt sich vielleicht eine Gelegenheit, diesen Ablauf aus der Distanz zu besprechen: „Damals hat es so ausgesehen, als hättest du dich über mich geärgert, weil ich nur so kurz mit dir gesprochen habe...“ - eine Chance zu lernen, dass Verletzungen auch verhandelbar sind

Wirtsleute

Wenn wir KommRumis uns an einen eigenen Tisch im Café setzen und uns miteinander beschäftigen, bekommen wir bisweilen den Ärger von Besuchern zu spüren, die sich missachtet, ausgesperrt fühlen, eine Zwei-Klassen-Gesellschaft wittern. Manchmal haben sie damit auch recht. Hinter den internen Aufregungen und Diskussionen vergessen wir mitunter, dass wir dieses KommRum ja nicht nur für uns selbst betreiben. Andererseits müssen unsere Gäste auch ertragen, dass wir Mitarbeiter/innen uns aufeinander beziehen. Sie profitieren ja gleichzeitig davon, dass wir unser KommRum-internes gesellschaftliches Leben nicht im Verborgenen führen, sondern öffentlich, genauso wie sie, im Café.

Solche Konflikte sind natürlich vorprogrammiert, sind zwangsläufige Folge unseres Selbstverständnisses. Wir kümmern uns gegen Bezahlung um das soziale und seelische Wohl unserer Besucher - aber wir sehen das nicht einfach als Job, sondern als wichtigen Teil unseres persönlichen Lebens. Wir sitzen hier nicht unsere Stunden ab, sondern wir leben mit, genießen manche der Begegnungen, freuen uns auf viele unserer Gäste. Wir amüsieren uns und leiden mit ihnen, sind persönlich berührt, wenn wir zu jemandem Zugang finden, und erzählen auch mal den Besucher(inne)n, was uns selbst bewegt. Schließlich ist das KommRum für uns Mitarbeiter/innen der real gewordene Traum von einem Ort, an dem verschiedene Lebensbereiche zumindest in Ansätzen ineinander fließen, die sonst in unserer Gesellschaft streng voneinander getrennt sind: Privatleben, Arbeit, Freizeit, Geselligkeit, politische Aktivität.

Genauso wie unsere Gäste brauchen auch wir Kontakt; wir müssen selbst immer wieder emotional auftanken. Mich zwischen unseren Gästen zu bewegen, belebt mich; zu sehen, wie sie sich hier wohl fühlen, macht mich stolz. Sie auch in anderen Rollen zu erleben, nicht nur problembeladen, hilfsbedürftig, sondern ebenso mit ihrem Witz, ihrer Lebensfreude, gibt mir das Gefühl, vollständiger zu sein. Müsste ich mit Gästen und Klienten immer nur Probleme wälzen und würde ich in der restlichen Arbeitszeit ausschließlich anderen Profis begegnen (so wichtig für den Austausch und Rückhalt das auch ist): Ich hätte das Gefühl, reduziert zu leben, ein spezialisierter Fachidiot zu sein. Unsere Rolle stattdessen: Gastgeber, vergleichbar der sozialen Funktion eines Wirts, der für seine Gäste neben der gastronomischen auch wichtige zwischenmenschliche Aufgaben übernimmt, Seelenröster und Kummerkasten spielt und sich um eine angenehme Atmosphäre in seinem Etablissement bemüht. Dennoch ist er gleichzeitig ein Teil des sozialen Systems, in dem er wirkt, und tritt ihm nicht als Fremder gegenüber.

Die strengen Abgrenzungen verschwimmen - aber: Es wäre verantwortungslos und blind, so zu tun, als wären wir Mitarbeiter und unsere verrückten Gäste gleich, als gäbe es keine Unterschiede im Grad der „Betroffenheit“ - das hieße ihre Situation zu verhöhnern. Aber der Unterschied ist nicht prinzipiell, kein „Ihr“ und „Wir“. Er macht sich real an dem fest, was ich mit jemandem erlebe, wie unsere Begegnung aussieht, was zwischen uns möglich ist und was nicht. Ich habe mich zum Beispiel dagegen entschieden, einen meiner Klienten/Mandanten nach seiner Flucht aus der Klinik bei mir zu Hause aufzunehmen - es hätte von der Beziehung her nicht gestimmt, nur mit engen Freunden würde ich so etwas tun. Andererseits sitze ich gerne nach meinem offiziellen Feierabend einfach so im Café, unterhalte mich mit Kolleg(inn)en und Gästen. Manche der Verrückten mag ich lieber als normale Besucher, ich habe in einigen Punkten mit ihnen auch mehr

Gemeinsamkeiten als mit gut funktionierenden Durchschnittsmenschen. Das Gefälle zwischen mir als Profi und unseren Besuchern ist damit nicht völlig aufgehoben, aber es ist weniger steil.

So pendle ich im Café immer zwischen den Polen: Ich kann mit jemandem Schach spielen, anschließend genüsslich mit ihm den Ablauf der Partie erörtern. Ohne komplizierten Übergang schließt sich die Frage an, was ihn wohl ins KommRum geführt hat, und wie er hier Anschluss finden kann. Ist er schließlich aufgetaut und erzählt vielleicht von seinen geheimen, quälenden Gedanken, aus dem Fenster zu springen, weil er einfach keine Freundin findet, dann muss ich umschalten und möglichst geschickt meine professionelle Erfahrung im Umgang mit solchen Situationen einsetzen. Ich kann gleichzeitig leichter auf ihn eingehen und sein Leid ernst nehmen, je weniger ich auf die Rolle des Helfers festgeschrieben bin, je mehr andere Arten von Begegnung im KommRum (auch mit ihm) mir den nötigen Ausgleich meiner eigenen emotionalen Bilanz sichern.

Solche Rollenvielfalt bei uns fördert die Variationsbreite auch bei unseren Gästen. Wenn wir ihnen in verschiedener Weise begegnen, dann fächert sich auch ihr Selbstbild auf. Sie sind nicht mehr nur betreuungsbedürftig, weil wir eben nicht mehr nur Betreuer sind - das wirkt der Verfestigung von „Kranken-Rollen“ entgegen. Damit ist aber auch unsere Fähigkeit gefordert, uns eindeutig zu verhalten. Wenn wir uns nicht mehr auf die einseitige, schematische Helferrolle zurückziehen, dann müssen wir uns persönlich und immer wieder neu abgrenzen: Ständig klar machen, was ein Besucher gerade von uns haben kann und was nicht, und vermitteln, was unser Handeln jeweils bestimmt. Manchmal, siehe meine Geschichte mit Hugo, geht das allerdings auch schief; es gelingt nicht immer, eine Verständigungsbasis zu finden.

Uns persönlich angesprochen fühlen und professionell eine „Kontaktstelle“ betreiben: Erst die Kombination dieser beiden Zutaten macht die richtige KommRum-Mischung aus. Uns selbst ernst zu nehmen, uns auch einmal Unlust, schlechte Laune oder Ärger über einen Gast zuzugestehen, macht unsere Kontaktaufnahme letztlich glaubwürdiger und realistischer, als wenn wir uns die Haltung von allzeit bereiten Helfern aufzwingen würden. Im Hintergrund steht dennoch der politische Anspruch (ebenfalls über persönliche Erfahrungen und „Betroffenheit“ vermittelt), anderen Menschen über die Hürde ihrer Kontakthemmnisse hinwegzuhelfen. Dieser Anspruch ist durchaus nützlich; er ermuntert uns zu Planung und Reflektion unserer Kontakt-Arbeit über den Augenblick hinaus. Das erleichtert die Beziehungsaufnahme zu den Gästen, macht sie von individuellen Schwankungen unserer Kontaktlust unabhängig (zum Beispiel durch Absprachen: Wer von uns gerade keinen Bock auf Gäste hat, übernimmt dann eben mehr die gastronomische Arbeit).

Ein Thema, das in unserem Erfahrungsaustausch und den Diskussionen über unsere Kontaktaktivitäten immer wiederkehrt, ist das Prinzip „Eigenverantwortung“. Es hilft uns, nicht völlig von Mitgefühl aufgerieben zu werden, und bewahrt uns davor, uns in eine distanzierte Schutzhaltung flüchten zu müssen. Wir machen Angebote, schaffen eine Atmosphäre, die helfen soll, leichter Kontakt zu finden, bauen Brücken - aber diese Möglichkeiten zu nutzen, liegt letztlich in der Zuständigkeit des jeweiligen Gastes. „Wir wollen niemanden mit Kontakt versorgen“ heißt einer unserer Standardsätze, um der verbreiteten Erwartung vorzubeugen, im KommRum könnte man das Kontakt-Schlaraffenland finden: Es gibt keine Garantie für Kontakt, vieles ist, wie im „richtigen Leben“ vom Zufall abhängig.

Wir bemühen uns um einen Mittelweg zwischen „Zufall“ und „Planerfüllung“. Das erfordert freilich, mit Phantasie ans Werk zu gehen, denn für routinemäßige Strategien ist die Struktur dieses Cafés zu vielschichtig. Es ist schwer, genau einzuschätzen, ob eine neue Besucherin, die alleine sitzt, einfach nur in Ruhe ihren Kaffee trinken will und irritiert wäre, wollte man sie „integrieren“,

oder ob sie sehnsüchtig darauf wartet, endlich angesprochen zu werden. Unsere „Kontakt- und Informationszeiten“, verbunden mit dem Hinweis, dass wir zu diesen Terminen auf jeden Fall ansprechbar sind, dienen als Puffer; sie haben diese Momente von Unsicherheit schon verringert. Bei den verbleibenden Situationen gilt es zu experimentieren, Alibis zu finden: Kurze Blickkontakte, an denen vielleicht abzulesen ist, ob jemand mehr möchte; Serviceleistungen wie das Ausleeren von Aschenbechern, mit einem kurzen Satz nebenbei, aus dem sich alles Weitere ergeben kann. Bewährt hat sich der Spruch: „Ich bringe dir etwas Erleuchtung“ während des langwierigen Vorgangs, eine Kerze stabil auf dem Kerzenhalter zu befestigen - irgendeine Reaktion folgt darauf meist, an die ein weiteres Gespräch anknüpfen kann.

Spielregeln

Damit Sie kein falsches Bild bekommen: Der größte Teil des sozialen Lebens im KommRum-Café spielt zwischen unseren Gästen, nicht zwischen ihnen und uns KommRumis, auch wenn ich bislang meist unseren Kontakt zu einzelnen Besuchern beschrieben habe. Wir verstehen uns eher als Katalysatoren und Nothelfer für den Einstieg und für Krisen, als Garanten der Kontinuität, wenn jemand nach Jahren wiederkommt und von uns wiedererkannt wird, während das Publikum vielleicht schon gewechselt hat.

Über die Beziehungen zwischen unseren Gästen musste ich mir freilich im Lauf der Jahre allerlei Illusionen abschminken. Ich hing noch an den theoretischen Ansprüchen, unsere psychiatriebetroffenen Besucher würden unter dem Druck ihrer gemeinsamen leidvollen Erfahrung sich solidarisch zusammenschließen und gegen die erlebte Diskriminierung kämpfen, wenn sie nur dazu Gelegenheit bekämen. Pustekuchen! Freilich: Es gibt solche Solidarität, es gibt Freundschaften und Bekanntenkreise, die aus der gemeinsamen Psychiatriekarriere entstehen wie eben aus allen Situationen, wo Menschen zusammen sind. Aber genauso findet sich unter unseren Gästen das Bedürfnis, die erfahrene Abwertung durch die Umwelt an andere weiterzugeben, denen es noch schlechter geht; die gesellschaftliche Hackordnung setzt sich auch zwischen denen fort, die selbst viel einstecken müssen. Wie sollte es auch anders sein? Gelegentliche Flops wie mein misslungener Versuch mit Heino und „Einsamkeits-Norbert“ holen mich auf den Boden der Tatsachen zurück: Ich muss den „Verrückten“ dieselbe Freiheit wie mir selbst zugestehen, wählerisch zu sein in der Auswahl von Freunden. Und so regen sich eben Leute, die wegen ihrer Verrücktheiten in die Psychiatrie kamen, bei uns über andere auf, die sich gerade sonderbar benehmen, und gehen ihnen aus dem Weg, weil sie sich gestört fühlen. Sie tun sich andererseits mit anderen, genauso „Verrückten“ zusammen, die ihnen nahe stehen, halten untereinander Kontakt, wenn eine(r) wieder in der Klinik verschwunden ist, streiten und versöhnen sich. Es ist ein naturwüchsiges Netz von Beziehungen, das hier entsteht und diejenigen stabilisiert, die daran teilhaben. Künstliche Eingriffe in dieses soziale Geschehen produzieren eher Abwehr.

Das gleiche gilt für die Begegnungen zwischen den „normalen“ und den psychiatriee erfahrenen Besuchern. Da gibt es die unangenehmen Momente, wo „Normale“ gemeinsam einen, der sich „komisch“ benimmt, auslachen und sich darüber angestrengt gegenseitig ihre Normalität versichern. Daneben stehen andere Situationen, wenn Gäste sich an einem Tisch angeregt miteinander unterhalten, ohne dass die Psychiatriekarriere des einen Gesprächspartners dabei eine Rolle spielen würde. Unser eigenes Interesse an „verrückten“ Besuchern wirkt sicher als Modell besser als ein erhobener Zeigefinger.

Wir haben unsere Lehren daraus gezogen. Statt plumpe Verkupplungsversuche zu starten - mit dem Ergebnis, dass Leute, so direkt miteinander konfrontiert, plötzlich gar nichts mehr zu reden wissen - setzen wir inzwischen mehr auf Medien, die an sich schon Spaß machen. Sie schaffen auf

ungekünstelte Weise Ansatzpunkte für Gespräche. Das können die Gruppenaktivitäten im Café sein, wo sich etwa über die frisch produzierten Gemälde in der Malgruppe eine weiterführende Diskussion entwickelt, oder der spontane Einsatz unserer Videokamera, die nach der ersten Peinlichkeit den Hang zur Selbstdarstellung und gegenseitigen Kommentierung weckt.

Solche Medien erweisen sich auch als nützliche Hilfsmittel für den Übergang vom oberflächlichen Kontakt in die privateren, persönlichen Themen. Welchen Grund hätte ich, wie auch jeder andere Gast, jemanden im Café nach seiner Lebensgeschichte zu fragen, selbst wenn ich weiß, dass er sich insgeheim damit herumschlägt, wie wenig, nach bürgerlichem Standard, er aus seinem Leben gemacht hat. So etwas zu besprechen, geht ja sehr tief, setzt eine intensive Beziehung voraus. Leicht verunsichert es den, der gefragt wird, weil er nicht einschätzen kann, wie viel Interesse er in der unverbindlichen Café-Situation erhoffen darf. Das Alibi, etwa ein Buch oder einen Artikel in der KommRum-Zeitung zu schreiben oder einen Videofilm über ein bestimmtes Thema zu drehen, erleichtert den Einstieg für die Besucher, mehr von sich zu erzählen.

Also: Naturwüchsig, mit möglichst viel Eigeninitiative der Gäste und möglichst dezenter Unterstützung durch uns - so sollen die Beziehungen im sozialen Feld des KommRum-Cafés sich entwickeln. Ähnliches gilt auch für die Regeln auf diesem Spielfeld: Von uns aus sind keine offiziell vorgegeben, sie entwickeln sich von selbst. Allerdings vermittelt sich über die ganze Atmosphäre des Hauses, über die Mischung der Besucher/innen, über die Themen, die in der Luft liegen, und nicht zuletzt über unser Auftreten, über unsere Reaktion auf das Verhalten von Gästen, eine bestimmte Haltung. Auf diesem Wege nehmen wir durchaus Einfluss, und es gibt auch eine Idee der optimalen Kommunikation, die wir nie richtig ausformuliert haben, an der sich aber wohl alle von uns orientieren:

Idealerweise sollen sich alle, die sich im KommRum treffen, möglichst offen und eindeutig ausdrücken! Jeder soll klar sagen, was er empfindet, was er sich wünscht, wie er sein Gegenüber wahrnimmt und was ihm an dem anderen nicht passt. Jede(r) soll das Recht haben, darüber mit den anderen in Verhandlungen einzutreten, die ihrerseits ihren Standpunkt unzensiert deutlich machen, bis sich aus der Auseinandersetzung etwas Neues ergibt: Verständigung, oder zumindest Entlastung, wenn man endlich losgeworden ist, was einen gestört hat. Wenn alle entscheidenden Informationen auf dem Tisch, alle Gefühle ausgedrückt sind, ist wieder Platz für positive Empfindungen. Wer eindeutig abgelehnt wurde, kann sich offen ärgern und muss nicht länger Illusionen nachhängen. Leute mit unterschiedlichen Interessen können sich auf die Suche nach einem konstruktiven Kompromiss begeben, der beiden Seiten gerecht wird.

Eine heillose Utopie? Zumindest fällt es uns KommRumis, die wir doch „vom Fach“ sind, selbst immer wieder schwer, diesem Ideal auch nur in Ansätzen gerecht zu werden. Wie sollen dann erst unsere „verrückten“ Gäste, unter Umständen in kommunikativem Chaos aufgewachsen, damit zurechtkommen?

Ich denke, dass sich alleine schon der Versuch lohnt. Eine solche Utopie weist zumindest eine Richtung für persönliche Entwicklungen. Nichts anderes als offene Kommunikation sucht ja letztlich eine gute Therapie möglich zu machen, damit die Klienten/Mandanten ihr Leben selbstbestimmt zu führen lernen. Denselben positiven Effekt kann klare Kommunikation im alltäglichen Umgang haben: Es gibt keine heimlichen, zweideutigen Botschaften mehr, die verwirren. Alles, was jemanden beunruhigt, kann er nach außen bringen, statt sich innerlich damit abzuquälen und in die Isolation der eigenen Phantasien abzudriften. Offene Kommunikation lässt klar abgegrenzte Individuen miteinander in Kontakt kommen und hilft so, dass jeder deutlicher spürt, wer er selbst ist - die ideale Vorsorge gegen zukünftige Krisen der eigenen Identität. Jede gelungene Kommunikation festigt den Halt in der kollektiven Wirklichkeit.

Bruchteile davon lassen sich im Café-Alltag bei uns verwirklichen - die Realität ist wieder viel komplexer als papierene Konzepte. Da gilt es abzuwägen, ob ich nicht jemanden zu sehr verletze, wenn ich ihm sage, dass er stinkt. Da heißt es die Balance zu finden, wenn es mich drängt, einem Gast zu sagen, dass ich mich von ihm ausgesaugt und als Klagemauer missbraucht fühle, während ich gleichzeitig befürchte, dass er sich beim leisesten Anflug von Kritik aus dem Staub machen wird. Ist es angebracht, erst etwas Kontakt entstehen zu lassen, meinen Ärger wegzustecken, in der Hoffnung, ihm meine Empfindungen später klarmachen zu können - oder bin ich da schon in die Falle getappt? Was kann ich mit jemandem wie Hugo machen, der mich nicht ausreden lässt, wenn ich mit ihm klären will, was mich gerade an ihm stört? Was kann ich tun, wenn jemand das, was ich sage, anders versteht, als ich es meine, wenn er sich durch meine Worte herabgesetzt fühlt, seine Verletzbarkeit taktisch einsetzt, um mich ohnmächtig zu machen (obwohl ich ihn nicht verletzen wollte), und wenn er dann noch allen weiteren Gesprächen aus dem Weg geht, aber immer mit vorwurfsvollen Blicken herumläuft?

Eine Faustregel auch für diese Situationen: Eindeutige emotionale Reaktionen haben, gegenüber allem vernünftigen Argumentieren, die beste Chance, verstanden zu werden. So wie neulich: Gernot, der alle halbe Jahre kurz auftaucht und sich seine Ablehnungen abholt, hatte uns wieder aufgesucht. Wie gewohnt, brachte er mich mit seiner distanzlosen Art in kürzester Zeit in Rage. Er mischte sich in meine Gespräche ein und ließ sich nicht mehr abschütteln; er Fasste mich alle fünf Sekunden an und wollte nicht glauben, dass ich das nicht mochte; er hauchte mir seinen Alkoholatem ins Gesicht, beklagte sich, dass ich so abweisend wäre usw.. Jeder Versuch, ihm klarzumachen, dass er mit seinem Stil der Kontaktaufnahme sofort Abneigung bei mir auslöste, endete (nein, endete eben nicht) in einer immer weiter verlängerten Diskussion. Einfach nur vor ihm flüchten wollte ich auch nicht. Meine Verzweiflung verleitete mich zu einer ärgerlichen Reaktion „ohne Worte“: Ich schob zwischen ihn und mich eine Aktentasche als faktische Grenze, die ich jedes Mal, wenn er sie überschreiten wollte, mit Knall auf den Tisch setzte, um den nötigen Abstand zu markieren. Nach einigen Wiederholungen dieses Ablaufs brach hinter seiner klammernden Haltung massiver Zorn hervor - etwas von Gernot wurde für kurze Zeit sichtbar, seine Konturen wurden klarer, und zumindest den Rest dieses Tages über wahrte er die Distanz, die ich mir wünschte.

Ein punktueller Erfolg; ob Gernot davon profitieren wird, weiß ich nicht. Ich bin mir sicher, dass er sein Verhalten längerfristig ändern, etwas lernen würde, bekäme er oft genug in solcher Weise klare Grenzen gesetzt, statt dass die anderen Leute ihn, wie bisher, genervt meiden. Die offene Situation im Café kann dazu allenfalls Anstöße geben. Erst wenn jemand sich diesem Kontakt über längere Zeit aussetzt, statt bei Konflikten wegzubleiben, wächst die Chance, gemeinsam einen Prozess der Auseinandersetzung durchzustehen. Am Beispiel von Rudi, einem unserer Treuesten, will ich noch einmal ausführlicher beschreiben, wie eine solche Verständigung ablaufen kann.

Rudi - Verständigung mit einem Dichter

Wahrheit!

Unbegreifbar ist
die Wahrheit
Sie ist
unberührt
Sie ist alle Kraft
aus der
Stille!

Dies ist eines der Gedichte, die mir Rudi zur Auswahl gegeben hat, um ihn hier einzuführen; eines von den vielen, die er unablässig produziert, und oft, einer Eingebung folgend, gleich an seinem Tisch im Café niederschreibt.

Wichtige Worte reihen sich in seiner Poesie aneinander, kehren immer wieder: Liebe, der innere Frieden, Kraft, Ewigkeit, Nähe, Leben, Freiheit, Natur... Mit dazu passender, eindringlicher Stimme stellt er diese Begriffe auch im normalen Café-Alltag in den Raum, einzeln oder in immer neuen Kombinationen, unüberhörbare Monumente seiner Anwesenheit und seines Anspruchs, als Dichter, als Philosoph, seiner von Psychiatrieerfahrungen überschatteten Vergangenheit zu entrinnen.

Sein mächtiger grauer Schnauzbart unterstreicht schon rein optisch diese Rolle. Gleichzeitig signalisieren Lachfältchen um die Augen: Ich bin gutmütig, ich tue niemandem etwas Böses, ich will Frieden mit euch!

Früher hatte ich ihn hauptsächlich als einen von Hugos Skatbrüdern gesehen; jetzt erst, nach dessen spektakulärem Abgang, entdeckte ich Rudis prägnante Züge und fand Zeit, ihn kennen zu lernen. Aber auch er selbst trat nun aus Hugos Schatten, und übernahm schnell eine wichtige Funktion innerhalb des Cafés. Er entwickelte sich zu einer Integrationsfigur für die anderen psychiatriebetroffenen Gäste. Sie gruppieren sich um ihn und Anton, mit dem er befreundet ist; beide, Anton mehr mit seiner Ruhe und Rudi vor allem durch seine lyrische Sprache, drückten der Atmosphäre im Café ihren Stempel auf.

Ich erlebte, wie Rudi sich freikämpfte, wie er begann, seine Gedanken über die Welt zu artikulieren; erst noch tastend, probierend, wie jemand, dem, über den Alltagsgebrauch hinaus, die Sprache noch nicht richtig zu Gebote steht, aber den die Menge seiner Gedanken zunehmend dazu drängen, sich mitzuteilen. Er schien viel gegrübelt zu haben über unsere Gesellschaft, über Machtverteilung und soziale Ungerechtigkeiten. Ich konnte diesen Aufbruch aus der Sprachlosigkeit gut nachempfinden, fand manches von mir selbst darin wieder. Das schlug für mich eine Verbindung zu Rudi, ich begann mich mehr mit ihm zu beschäftigen.

Mit der Zeit gewann er Routine. Das Tastende, das Suchen nach Formulierungen blieb, aber verwandelte sich vom Ausdruck der Unsicherheit hin zu seinem Markenzeichen, seinem Stil, der ihm Halt zu geben schien. Mit bedeutungsvollen, tiefsinnigen Pausen zwischen den einzelnen Worten schuf er Spannung und sicherte sich das Interesse der Zuhörer, die gebannt auf das nächste Wort warteten, das er aus den Tiefen seines Geistes hochzuheben schien.

Schließlich erweiterte Rudi sein persönliches Sprachlabor über den engen Bereich eines Cafétisches hinaus, rief seine bedeutungsschwangeren Sätze öffentlich aus, setzte sie wie

Duftmarken in den Raum. Er schien sich zu freuen, wenn andere irritiert blickten - was sollten sie auch schon sagen auf Sätze wie: „Wer die Natur verletzt, verletzt sich selbst!“ oder: „Die Macht des Teufels ist die sterbliche Macht!“. Scheinbar unvermittelt, ohne erkennbaren Zusammenhang mit der Situation, manchmal wie ein bloßes Spiel mit Worten, dann wieder so, als spräche Rudi Dinge verschlüsselt aus, die ihn sehr bewegten - so beschäftigte er unsere Aufmerksamkeit.

Zusätzlich nutzte er seine Sprachspiele zur Kontaktaufnahme. Quer durch den Raum schleuderte er seine Lyrik, sobald er jemanden kommen sah, den er gerade besonders in sein Herz geschlossen hatte (am liebsten natürlich Frauen), unüberhörbar, und mit freundlichem Lächeln. Sprach er mich auf diese Weise an, dann ging ich, je nach Situation, entweder mit einer gleichfalls geschraubten Wendung auf ihn ein, spielte mit oder begnügte mich damit, ihm hilflos zuzunicken, wenn ich keinen Ansatzpunkt für eine Erwiderung finden konnte. Aber ich erlebte es vorläufig als nettes Geplänkel, als augenzwinkerndes gemeinsames Spiel, Ausdruck unseres harmonischen Verhältnisses. Ich saß nun häufiger mit Rudi und Anton zusammen, und sie schafften es sogar, mir Kartenmuffel das Skatspielen beizubringen. Siehe da, Rudi konnte durchaus noch normal reden, zeigte didaktische Qualitäten: „Hans, wie hoch würdest du mit diesem Blatt reizen?“ „Bis 24“. „Sehr gut, und warum?“...

Erst allmählich entdeckte ich in diesem freundlichen Idyll die Risse und Widersprüche, vor allem, wenn ich Rudi im Kontakt mit anderen erlebte, die weniger geduldig schienen. Gudrun, eine unserer Therapeutinnen, war längere Zeit bevorzugtes Ziel von Rudis Sprüchen. „Gudrun, das blühende Leben!“ und ähnliche Komplimente schallten ihr entgegen, wenn sie zwischen zwei Therapiestunden bei einer Tasse Kaffee ausspannen wollte. Sie reagierte anfänglich belustigt, später aber zunehmend gereizt auf dieses Bombardement. Als ich miterlebte, wie Rudi schließlich von ihrem Ärger erfuhr, erschrak ich über seine Reaktion: Hinter seinem Lächeln tat sich plötzlich ein Abgrund an Verletzlichkeit auf, seine Augen blickten verloren, wie aus unendlicher Ferne und Einsamkeit; völlig schutzlos schien er dieser Kritik ausgesetzt. Er hätte es doch nur freundlich gemeint; dass er mit seinen Kontaktversuchen gereizte Ablehnung provozierte, konnte er nicht fassen.

Durch dieses Intermezzo wurde ich erst aufmerksam auf die Zwischentöne, ich ließ mich von Rudis Lächeln nicht mehr so leicht bluffen, sah jetzt dahinter öfter die Zeichen von Panik in seinem Blick. Je routinierter seine Spruchweisheiten aus ihm hervorsprudelten, desto klarer spürte ich jetzt auch, dass da noch etwas anderes mitschwang: verdeckte Aggressionen, oder die Lust, mit lächelndem Gesicht andere zu piesacken, oder auch einfach nur sein Gefühl von Langeweile und Unzufriedenheit. Ich merkte deutlicher, dass er sich wenig auf meine Situation einstellte und mich mit seinen Sätzen überfiel, egal ob ich gerade dafür offen war oder nicht. Nach einer Phase, in der ich das Geplänkel mit ihm durchaus genossen hatte, fiel mir auf, wie er sein Philosophieren auch geschickt dafür einsetzte, den Kontakt zu mir wie zu anderen zu kontrollieren und mich auf Distanz zu halten. „Die Liebe ist die Wahrheit!“ - „Was willst du jetzt damit sagen?“ - „Wahrheit bedeutet inneren Frieden!“... Ich bekam zunehmend das Gefühl, gegen eine freundliche Gummiwand zu laufen, wenn ich etwas mit ihm klären wollte; unser Kontakt drohte wie ein Ritual zu erstarren.

In seltenen Augenblicken ließ Rudi erkennen, was sich hinter seinem freundlichen Lächeln an Aggression verbirgt. Gelegentlich zuckte ich zusammen, wenn plötzlich sein Gefühl, belästigt und verfolgt zu werden, ihn zu heftigen Gegenreaktionen veranlassten. Ein Pärchen, das sich am Tisch neben ihm nähergekommen war, traf mit seinem Geturtel Rudis Lebensnerv. Laut, mit drohendem Unterton, begann er zu schimpfen: Gewisse Leute würden sich absichtlich neben ihn setzen, um ihn zu provozieren, ihm vor allen Leuten zu zeigen, wie einsam er sei, ohne Kontakt zu einer Frau; verächtlich würden sie über ihn lachen. Ich erlebte mit, wie er sich unversöhnlich an einen anderen Tisch zurückzog, weil er sich von einem Gast von oben herab behandelt fühlte. Ich hatte ein neues

Spiel mit ins Café gebracht und Manuel, der mit Rudi zusammen in der Spielrunde saß, legte offensichtlich Wert darauf, besser zu wissen, wie dieses Spiel zu verstehen und zu spielen sei - bis Rudi sich abrupt abwandte. Alle meine Vermittlungsbemühungen blieben vergebens, Rudi hat seither mit Manuel kein Wort mehr gewechselt, unverrückbar steht das Feindbild.

Unser Kontakt wurde getrübt, je mehr solcher Erlebnisse mir die Grenzen meiner Möglichkeiten aufzeigte, mich mit Rudi zu verständigen. Diese Barrieren traten auf, sobald er sich durch andere in einem Maße bedroht sah, das ich nicht nachvollziehen konnte. Hartnäckig blieb er dann bei seinen Einschätzungen, man wolle ihm Böses, er ließ keine Information, keine Korrektur seiner Meinung an sich heran. Er selbst spürte natürlich auch diese Veränderung unserer Beziehung und seines Kontakts zu den anderen Café-Mitarbeiter(inne)n, und er konterte prompt auf seine Weise: Irgendwelche Leute wären in seiner Abwesenheit in seine Wohnung eingedrungen; seine Sachen hätten anders herumgelegen, als er sie zurückgelassen hatte. Etwas Düsteres hing in der Luft, als er diese Geschichte im Café zum besten gab. Ich konnte nicht beurteilen, ob seine Erzählung stimmte, fand aber das Bild vom Eindringen in seine Privatsphäre deutlich genug.

Nun kann ich mir zwar jeweils theoretisch rekonstruieren, was jemanden unserer Gäste bewegen mag, wenn er sich angegriffen und verletzt fühlt. Aber dieses abstrakte Wissen wird oft überlagert von der unmittelbaren Erfahrung, dass so jemand als „Opfer“ auch durchaus nerven kann. Im normalen Alltag bleibt wenig Platz für Verständnis, wenn Rudi sich als Ziel von Sticheleien und Demütigungen wähnt, eine Aura von Misstrauen um sich verbreitet und sich abschottet gegen gutgemeintes Zureden. Erst eine weitere Eskalation ließ mich schließlich etwas von den Dimensionen ahnen, die dieses Gefühl, anderen hilflos ausgeliefert zu sein, bei Rudi annimmt:

Moritz, ein schwächtiges, quirliges Kerlchen, ließ sich mal wieder im Café blicken. Schon länger wirkte er auf Rudi wie ein rotes Tuch, und folglich zog dieser sich gleich nach Moritz' Erscheinen schmollend in die hinterste Ecke zurück, mit dem Gesicht zur Wand. Er wollte nicht mit ansehen, mit welcher Leichtigkeit der andere, wie gewohnt, sich zu einer alleinsitzenden Frau gesellte und nach wenigen Minuten mit ihr zu knutschen begann. Für Moritz schienen solche Kontakte wie ein Spiel, ohne tiefere Absichten oder weitere Konsequenzen. Deswegen klappte es bei ihm auch, während Rudi mit seinen Ideen von ernsthafter, absoluter Liebe bei Frauen einfach nicht anzukommen schien. Als Moritz dann auch noch mich, Rudis Vertrauten (der ich trotz aller Konflikte weiterhin war), für sich zu gewinnen schien, lief das Fass über.

Moritz, ganz wichtig: „Du, Hans, hast du mal fünf Minuten Zeit für mich? Ich muss etwas mit dir besprechen!“ Ich stimmte zögernd zu, wusste nicht so recht, was das sollte. Tatsächlich schien es Moritz hauptsächlich darum gegangen zu sein, meine Aufmerksamkeit vor aller Augen zu gewinnen. Denn jetzt dachte er angestrengt nach, was er mich wohl fragen könnte. Schließlich: „Woher kriegt ihr eigentlich euren Kaffee?“ Bevor ich mich über das Missverhältnis von großspuriger Ankündigung und tatsächlichem Ergebnis wundern konnte, hatte Rudi schon reagiert. Er kam aus seiner Ecke hervorgeschossen, begann auf Moritz einzuschlagen. Dann ließ er sich von mir ohne größeren Widerstand festhalten, bis sein Gegner geflüchtet war.

Jetzt reichte es mir, Rudi hatte unsere Gewaltgrenze überschritten. Aber er ließ mir gar keine Zeit, meinen Ärger loszuwerden; aufgeregt versuchte er mir zu verdeutlichen, welche Gewalt ihm zuvor angetan worden war. Er nötigte mich auf einen Stuhl und stampfte dann aggressiv hinter mir hin und her, um mich nachempfinden zu lassen, wie Moritz ihn von hinten bedroht habe. Tatsächlich saß mir innerhalb von Sekunden die Angst im Nacken - eine eindrucksvolle Vorführung. Aber ich selbst hatte Moritz ja anders erlebt: Er gab sich zwar ganz wichtig, aber er bluffte, inszenierte nach meinem Eindruck nur den Schein von sozialem Erfolg. Ich kannte das schon als seinen Weg, Frustgefühle zu überspielen. Rudi allerdings wollte oder konnte diese Seite nicht sehen: Moritz

habe speziell ihm zeigen wollen, wie erfolglos er, Rudi, doch im Leben sei. Ich konnte Rudis Wunsch, ich sollte ihn doch in seiner Sichtweise bestätigen, nicht erfüllen. Zwar hatte ich nun eine Vorstellung davon, was Rudi empfinden mochte; aber ich sah auch Moritz: Er wollte angeben, was er doch für ein toller Hecht sei - aber das musste Rudi ja nicht notgedrungen so persönlich treffen. Hätte er sich nicht abgewandt, hätte er genau hingesehen, statt sich reflexhaft bedroht zu fühlen, dann wäre es nicht zu dieser Zuspitzung gekommen.

Wir fanden an diesem Abend keine Verständigung. Einige Wochen später schließlich folgte die erste ernsthafte Krise zwischen Rudi und dem Café-Team. Rudi erklärte, er würde nicht mehr ins KommRum kommen, weil wir nicht wollten, dass er hier eine Frau kennen lernte. Wir vom Café-Team fühlten uns missverstanden. Freilich hatten einige von uns in den letzten Wochen Rudi öfter angesprochen, weil sie es kaum noch mitansehen mochten, wie er sich hartnäckig um Kontakt zu Besucherinnen bemühte. Kaum hatte eine Frau alleine Platz genommen, da verließ Rudi manchmal schon seine Kumpels und setzte sich zu ihr, erzählte ihr vom KommRum, begann bald, ihr Komplimente zu machen und blumige Anspielungen zum Thema „Liebe“ und „Beziehung“ zu streuen.

Was störte uns daran? Im wesentlichen war es Rudis Stil der Belagerung: freundlich, aber nachhaltig. Die Frauen, zum ersten Mal im KommRum und entsprechend verunsichert, hatten unter diesen Umständen nicht den nötigen Freiraum, sich selbst erst einmal umzusehen, bevor sie sich näher auf jemanden einließen, der so ernste Absichten zeigte. Konkret: Wir fürchteten, sie würden sich nicht trauen, Rudi zurückzuweisen, und würden einfach nicht mehr wiederkommen. Rudi leuchtete diese Bedenken nicht ein, es blieb für ihn nur übrig: Wir wollen nicht, dass er eine Freundin findet.

Sein schmollender Rückzug hielt glücklicherweise nicht lange an. Er kam wieder, hielt vorläufig etwas mehr Distanz zu uns, und entwickelte stattdessen umso mehr Ehrgeiz, einen Ausstieg aus der Existenz als Psychiatriebetroffener zu finden. Schon seine Anstrengungen um Kontakt zu den jüngeren, „normal“ wirkenden Besucherinnen hatten ja auch diesem Ziel gedient: Weg aus dem Kreis der anderen „Verrückten“ und ihrer Resignation, endlich teilhaben am „normalen“ Leben, akzeptiert werden als interessanter Partner! Dazu gehörte nun freilich auch, dass er sich phasenweise von seinen alten Bekannten absetzte, nicht mehr, wie früher, mit Michael durch schräge Kneipen zog, sondern deutlich den Unterschied zu denen betonte, die sich aus dem Psychiatriesumpf nicht herauswagten.

Er gehörte schon länger zum festen Stamm der Samstags-Malgruppe. Als er eines Tages Gelegenheit hatte, die wechselnde Ausstellung im Café alleine mit seinen Bildern zu gestalten, bekam ich ganz nebenbei mit, mit welcher langfristigen Strategie er seinen Einstieg in eine neue Rolle plante. Er sei noch nicht so weit, seine Bilder jetzt schon verkaufen zu können; noch ein, zwei Jahre müsse er seine Maltechnik entwickeln, bis er sich auf den Markt wagen wolle. Hin und wieder zeigte er mir Bücher, die ihm als Vorbild für eigene Träume dienten: gut gestaltet, Gedichte kombiniert mit Fotografien oder selbstgemalten Bildern, ästhetische Produktionen. Mit so etwas Ähnlichem würde er gerne in die Öffentlichkeit gehen. Ob ich einen Verlag wisse, oder mich für ihn verwenden könne?

Voller Stolz legte er mir eines Tages einen Ausschnitt aus einer italienischen Zeitung vor. Als „il filosofo“ war er da abgebildet; mit tief sinnigen Bemerkungen hatte er den Reporter beeindruckt, der vom Urlaub einer deutschen Gruppe von Psychiatriebetroffenen (aus einer anderen Berliner Kontaktstelle, in der Rudi verkehrt) berichtete.

Aber ich erlebte auch wieder die Schattenseiten seines Auftretens als Philosoph. Eine Besucherin des „Verrückten Donnerstags“ saß auf dem Heimweg heulend in der U-Bahn, nachdem Rudi sie mit düsteren, bedeutungsschwangeren Worten, ohne Näheres von ihr zu wissen, auf das Elend ihrer Existenz hingewiesen hatte. Ich hatte erstaunt mitangesehen, wie seine Sätze, ganz allgemein gehalten, jedoch gefüllt mit Begriffen wie „Grauen“, „Elend“, „Verzweiflung“, „Angst“, sie wirklich mit ihrer inneren Verzweiflung konfrontierten. Mir war keine Chance geblieben, einzugreifen, da Rudi das alles sehr freundlich und zugewandt vortrug. Wie gebannt war die Frau seinen Worten gefolgt, bis die Assoziationen, die er mit seinen Worten weckte, sie in ihren Kummer fallen ließen.

Über eine Reihe solcher Situationen bahnte sich die nächste Krise an. Rudi wollte nicht verstehen, dass in seinen Worten, in freundlich dahingesagten Sätzen die Gewalt und die versteckten Aggressionen verborgen sein sollten, die wir partout daraus hören wollten. „Der alte Mann und das Mädchen“ hatte er eines Tages seinem Spezi Anton über mehrere Tische hinweg zugerufen, als dieser sich angeregt mit einer jungen Frau unterhielt. Es sei doch die Wahrheit, und die Wahrheit müsse man sagen dürfen, Anton sei doch (mit seinen 50 Jahren gegenüber Rudis 45) ein alter Mann, und es sei bestimmt keine Eifersucht von ihm dahinter, wie wir vielleicht denken würden. Natürlich dachten wir genau das: Dass er sich ausgeschlossen und zu kurz gekommen fühlte. Alle von uns, die die Szene mitbekommen hatten, sahen darin etwas Verletzendes, nur Rudi, der allzeit Lächelnde, hielt eisern an der Überzeugung von seiner Friedfertigkeit fest. Er sei es schließlich, dem hier im KommRum Gewalt angetan würde, der immer Sticheleien von anderen über sich ergehen lassen müsste.

Auch diese Krise ging vorüber, aber nicht infolge einer Verständigung, sondern einfach durch die Macht der Gewohnheit. Rudi kam, trotz gegenteiliger Androhungen, weiterhin, aber er hatte sich jetzt auf meinen Kollegen Thöni eingeschossen, der ihm am wenigsten verblümt die Meinung gesagt hatte. Rudi entwickelte ein klares, hartnäckiges Feindbild. Mit finsternen Andeutungen füllte er den Raum, wenn Thöni ihm in die Quere kam: „Irgendwelche Leute im KommRum wollen mir den Mund verbieten!“ oder „der böse Feind im KommRum“; aber zu einer direkten Auseinandersetzung kam es nicht. Rudi verschanzte sich weiterhin hinter seinen allgemeinen Sätzen wie in einer Wagenburg, erlaubte kein Durchkommen, blieb unkonkret, aber kein bisschen leise. Die anderen Gäste, seiner Stimmgewalt ausgesetzt, retteten sich in verstecktes Kichern. Rudi war nicht beizukommen, selbst wenn die ganze Zeitungsredaktionsgruppe, der er angehörte, ihn beschwor: „Nun sprich doch mal konkret!“ - „Die Masse unterdrückt den Einzelnen!“ oder „Das Wichtigste ist die Freiheit!“...keine Chance!

Oder doch? Eines Tages drehte er wieder den Spieß um: Jemand von den KommRumis hätte in einem seiner Bilder, die immer noch im Café hingen, herumgeschmiert. Ob ich das nicht erkennen würde: Mitten in die Grautöne sei ein feiner weißer Strich gemalt worden. Während der Café-Öffnungszeiten könnte niemand so etwas machen, das würde ja auffallen, und außerhalb dieser Zeiten hätten bekanntlich nur wir Gelegenheit, an die Bilder heranzukommen - eine klare Beweisführung. Ich konnte nicht erkennen, ob da etwas verändert worden war, so genau hatte ich mir das Bild vorher nicht angesehen. Aber ich war auch mehr damit beschäftigt, wie Rudi diese Anklage vortrug: Er forschte aufmerksam nach meiner Reaktion, so wie ich das schon öfter mit Leuten erlebt habe, die von außergewöhnlichen Erfahrungen und Bedrohungen berichteten und mich dabei mit listigem Blick beobachteten - eine Art Test.

Ich sagte Rudi wahrheitsgemäß, dass ich nicht beurteilen könne, ob da etwas verändert sei. Ich könne mir auch nicht vorstellen, dass jemand von meinen Kollegen ihm so etwas antun würde, bei allen Konflikten, die wir mit ihm hätten. Andererseits, da er von diesem Eingriff überzeugt sei,

stunden eben zwei verschiedene Sichtweisen der Wirklichkeit zur Diskussion. Ich könnte nicht entscheiden, welche von beiden richtig sei.

Ich habe die Chance genutzt, die Rudi mir gab, habe offensichtlich den Test bestanden. Rudi schien erleichtert, dass ich nicht behauptete, dass er sich die Attacke auf sein Bild nur einbilde - damit war er wieder versöhnt. Es sah aus, als hätte ich mir sein Vertrauen wieder erworben.

Soweit die Vorgeschichte. Das Vertrauen, um das es in dem eben beschriebenen Geplänkel ging, bildet die Grundlage für eine Verhandlung zwischen Rudi und mir. Es ließ mich nicht ruhen, dass es nicht möglich sein sollte, eine Verständigung mit Rudi zu finden. Wofür leisten wir uns dann den Anspruch, ein „Kommunikationszentrum“ zu betreiben?

Gerade mit Rudi ist es ja besonders vertrackt: Mit seiner Freundlichkeit und seinem Lachen wirkt er wirklich, um es in seiner Sprache auszudrücken, „wie ein Sonnenschein“. Er geht wie kaum ein anderer Gast im Café auf andere zu, bezieht sie mit ein ins soziale Geschehen und hilft, die von anderen Gästen oft verbreitete Stimmung von Resignation und Trübsinn aufzuhellen. Er ist einer von denen, die mich optimistisch stimmen, dass auch langjährig Psychatriebetroffene sich aus ihrer Misere befreien und ihrem Leben einen neuen Sinn geben können. Dagegen stehen die anderen Seiten, die uns den Umgang mit ihm erschweren und manchmal das Positive nicht mehr sehen lassen.

Ich verfiel auf die Idee einer „rituellen Verständigung“, mit dem aktuellen Aufhänger, dass ich über ihn in diesem Buch schreiben wollte. Ohne ein solches dazwischengeschaltetes Medium, so fürchtete ich, würde aus einer Verhandlung mit Rudi leicht ein Tribunal über ihn („Wir müssen mal ein ernstes Wörtchen mit dir reden!“). Rudi stimmte zu, und so sitzen wir nun zusammen. Ich lege mein Anliegen offen, erläutere ihm die geplante Überschrift „Verständigung mit einem Dichter“:

„Rudi, du bist für mich eine der zentralen Personen im KommRum-Café, und mir liegt daran, einen Weg mit dir zusammen zu finden, wie wir beide uns besser über Konflikte verständigen können, als das bisher gelaufen ist.“ Von meiner Seite aus sind es drei miteinander verknüpfte Punkte, die ich mit Rudi klären will: Erstens mein Unbehagen, wenn in seinen poetischen Sätzen verdeckte Aggressionen mitschwingen und atmosphärische Wirkungen hinterlassen, ohne dass Rudi dazu steht und ohne dass wir uns darüber auseinandersetzen können. Zweitens mein Ärger, wenn Rudi das, was ihn bewegt, in allgemeine Aussagen packt, so dass ich gar nicht konkret darauf reagieren kann, aber seiner Wortgewalt ausgeliefert bin. Und drittens meine Machtlosigkeit, wenn Rudi konkrete Kritik, die ich an ihm habe, zum Beispiel wie (nicht: dass) er sich den Frauen im Café nähert, missversteht und zu einem grundsätzlichen Verbot uminterpretiert.

Ich gehe davon aus, dass Rudi sich aus seiner Perspektive genauso über mich oder andere aus dem Café-Team ärgert. So steht Sichtweise gegen Sichtweise. Ein mögliches Ergebnis dieser Verhandlung könnte sein, dass Rudi sich weniger durch unsere Kritik bedroht fühlt und sich weniger dicht abschotten muss, oder auch, dass ich Rudi besser verstehe und ihn leichter so sein lassen kann, wie er ist.

Gleich zu Beginn fällt mir ein, dass ich eigentlich kaum etwas von seiner Geschichte weiß. Er hat sie, genau so wie seine Adresse und weitere persönliche Informationen, die man so im Alltag austauscht, immer geschickt im Ungewissen gehalten. Diesmal gibt er bereitwilliger Auskunft: „Ich habe wenig gelernt, bin Fabrikarbeiter gewesen, bin viel krank gewesen früher.“ Was heißt „krank“? Er druckst herum: „Ich war öfter in psychiatrischen Kliniken in Westdeutschland und auch in Berlin.“ Weswegen? Aus dem, was Rudi andeutet, setzt sich für mich ein Bild mit vielen alltäglichen Schrecken zusammen: Wie er, mit seinen schlechten Startchancen als „Ungelernter“,

es nicht ertragen konnte, wenn er bei der Arbeit gedemütigt, herumgeschubst und ausgenutzt wurde - die gleichen Themen, die heute noch seinen Alltag verdunkeln. Er drehte dann jeweils durch, fühlte sich verfolgt, war von der Idee erfüllt, die anderen hätten es gerade auf ihn abgesehen. So führte ihn sein Weg in die Psychiatrie.

Solche Lebensgeschichten habe ich inzwischen viele gehört; aber es tritt wieder der gleiche Effekt auf: So wie Rudi das eben gesagt hat, in sparsamen, knappen Worten, in denen aber plötzlich, anders als im üblichen Café-Alltag, spürbar wurde, wie er sich früher durchs Leben gequält haben muss - das wirkt ganz unmittelbar auf mich, weckt mein Mitgefühl. Es arbeitet weiter in mir, während wir auf ein anderes Thema überwechseln.

„Wie kam es dazu, dass du dich wieder aus der Psychiatrie freigekämpft hast?“ Rudi bleibt allgemein: Nette Leute, auch bei offiziellen Stellen, haben ihm geholfen, haben ihm, nach schrecklichen Jahren im Obdachlosenheim, eine eigene Wohnung besorgt, haben seine Rente für ihn durchgesetzt. So hat er jetzt seine materielle Sicherheit, hat die Freiheit, zu tun, was er selbst will. Er muss sich nicht mehr von anderen sagen lassen, was er falsch macht, muss sich nicht mehr in den Mühlen der Arbeitswelt schinden, die ihm so viele Wunden geschlagen hat.

Ich hake nach: „Es ist ja ungewöhnlich, wie du dich so aus dem Psychiatriesumpf herausarbeitest und dir eine Perspektive als Künstler aufbaust. Wie kam das?“ „Ich habe viel nachgedacht.“ Er hat anscheinend seine eigene Philosophie entwickelt, die ihm viel Sicherheit gibt und vor weiteren Psychiatrieaufenthalten bewahrt. Vor allem aber: „Ich habe meinen inneren Frieden gefunden, das ist ganz wichtig!“

Da ist er wieder, dieser plakative Begriff, der mir, von Rudi im Café aufgetischt, so als Allgemeinplatz erscheint. Plötzlich kann ich etwas damit anfangen, ich kann mir vorstellen, wie ihn früher die alltäglichen Kränkungen und sein ohnmächtiges, „verrücktes“ Aufbegehren dagegen gemartert haben. Wie wichtig muss da für ihn ein Zustand der Ruhe, der Ausgeglichenheit sein, so dass er alles daran setzt, sich ihn zu erhalten. Mir fallen jetzt die Groschen: Ich hätte es mir längst denken können; aber so wie Rudi seine allgemeinen Aussagen präsentiert, hat er mich bisher immer eher zum Widerspruch gereizt, und ich war mit Blindheit geschlagen für das, was dahinter steht. All die inneren Turbulenzen würden sich wieder melden, wollte er sich tatsächlich konkret mit jemandem konfrontieren; all die Ohnmachtsgefühle würden wieder zum Leben erwachen, er würde die Kontrolle über sich verlieren, schon bei „geringfügigen“ Anlässen, wie bei der Keilerei mit Moritz, und würde sich wieder in Teufels Küche bringen. Er hat nicht gelernt, seine Situation zu vermitteln, Konflikte zu verhandeln. Seine Philosophie, das Denken und Sprechen in allgemeinen Formulierungen erlaubt ihm, sich im Kontakt mit anderen keine Blöße zu geben.

Im weiteren Verlauf unserer Verhandlung finde ich anhand von Erlebnissen mit Rudi im Café, die wir Revue passieren lassen, einige Anhaltspunkte für die Übersetzung seiner Lyrik vom Abstrakten ins Konkrete. „Die Masse unterdrückt den Einzelnen“ heißt so viel wie: „Hier am Tisch mit euch kann ich mich nicht durchsetzen, ihr seid mir zu viele!“ Im Kontakt mit einzelnen kann er eher sicherstellen, dass er nicht untergebuttert wird; einer ganzen Gruppe gegenüber fühlt er sich ausgeliefert, mehrere gleichzeitig kann er nicht mehr in Schach halten.

Rudi ist sichtlich erleichtert, als ich ihn so übersetze. Anscheinend kann ich ihm jetzt überzeugend vermitteln, dass ich seine Methode, sich per Verallgemeinerung zu schützen, verstehe und billige. Dennoch liegt mir im Magen, wie es mir selbst im Alltag mit ihm geht: Da macht er mich durch seine Schutzmechanismen ohnmächtig. Wenn ich mir vorstelle, dass es Rudi früher wortgewandteren Leuten gegenüber ähnlich ging, dass er sich angesichts ihrer Argumentationsgewalt und ihrer Fähigkeit, Sprache als Machtmittel in Auseinandersetzungen zu verwenden, genauso

hilflos gefühlt hat: Dann muss er das heute ja als absolute Genugtuung empfinden, endlich andere Leute zappeln zu lassen, den Spieß umzudrehen. Als ich Rudi erkläre, wie hilflos er mich macht, und ihn auf dieses köstliche Gefühl von Rache anspreche, zieht es ihm die Mundwinkel auseinander, er grinst bis über beide Ohren. „Aber ich grinse doch gar nicht!“ beteuert er ganz unschuldig und muss schon wieder lachen.

Aber es wird gleich wieder ernst. Sein Philosophieren hat schließlich eine Kehrseite: Mit dieser Schutztaktik bringt er erst recht wieder andere Leute gegen sich auf, erreicht, dass sie aggressiv reagieren - nicht weil sie ihn nicht leiden können, sondern weil sie keinen Zugang zu ihm finden. Er bewirkt, dass manche tatsächlich über ihn lachen, wenn er seine Weisheiten laut im Café austretet. Dieser Gedanke lässt Rudi so still und nachdenklich werden, dass ich schon Angst bekomme, ich wäre zu weit gegangen; aber er fasst gleich wieder Tritt, anscheinend haben wir jetzt eine Basis, die erlaubt, dass er sich solche Rückmeldungen anhört.

Ich leite über auf den nächsten Verhandlungspunkt: Jetzt geht es um die unterschwelligen Aggressionen, die ich bei Rudi herauszuhören glaube, zum Beispiel jenen denkwürdigen Satz gegenüber Anton: „Der alte Mann und das Mädchen!“ Das wäre doch freundlich gemeint gewesen, außerdem sei Anton ja wirklich alt - so haut Rudi noch mal in die gleiche Kerbe. „Gerade mal fünf Jahre älter als du!“ „Ja, aber er lässt sich hängen...“. Mich erschreckt und ärgert Rudis Bedürfnis, sich so von Anton abzusetzen, der fraglos etwas mehr von seiner Psychiatriegeschichte gezeichnet ist und bisher weniger versucht, sich davon zu lösen. Braucht er es, Anton so schlecht zu machen, um sich selbst besser zu fühlen? Aber er würde Anton ja durchaus eine Frau gönnen, er sei gar nicht eifersüchtig! Allmählich rückt Rudi aber auch mit seinen Konkurrenzgefühlen heraus: Er würde Anton schon eine Frau wegschnappen, wenn er selbst an ihr interessiert wäre. Das plakative „freundlich gemeint“ scheint doch recht doppelbödig.

Es geht weiter zum nächsten Thema, zu seiner Abwehr gegenüber unserer Kritik. „Ich kann Kritik schon annehmen - aber sie darf nicht gelogen sein!“ Doch wer soll das entscheiden? Über die Diskussion, welche Kritik richtig sei, und ob die Café-Mitarbeiter(innen) ihm etwas Böses wollen, ihm einfach aus Bosheit etwas unterstellen, kommen wir auf den entscheidenden Punkt: Wer ihm deutlich sein persönliches Interesse zeigt, ihn ernstnimmt und anerkennt, wer auf ihn intensiv eingeht, wie ich das jetzt gerade tue, der darf ihn auch kritisieren.

Ich mache zum Abschluss die Probe aufs Exempel. Ich bin unzufrieden, dass Rudi sich selbst immer nur in der Rolle des Opfers sieht, und nicht die andere Seite, wo er mit seinen lauten Sprüchen auch auf den Nerven anderer Menschen herumtrampelt. Nach meinem Eindruck nimmt er ihre Wirklichkeit nicht gerne wahr, und genau so wie andere, denen er dasselbe vorwirft, lässt er selbst seine aggressiven Spitzen los. Ich sage ihm das, und nach kurzem Hin und Her („Ich sage ja nur drei oder vier Worte, das kann ja nicht so schlimm sein“) wird Rudi kooperativ: Er werde sich bemühen, leiser zu sprechen.

Es kommt im Moment gar nicht darauf an, ob Rudi sich daran hält. Ich habe jetzt, nach dieser „Verhandlung“, einfach ein besseres Gefühl zu ihm, sehe manches in anderem Licht. Ob das längerfristig anhält, und ob meine Kolleg(inne)n sich alle dieses Verhältnis einzeln mit Rudi erarbeiten müssen, kann ich noch nicht absehen. Ich habe jedenfalls eine Basis, auf die ich mich bei künftigen Konflikten mit Rudi beziehen kann.

Vorläufiger Gewinn: Ich kann mir jetzt im Café Rudis (weiterhin laut vorgetragene) Sprüche übersetzen. Wenn er allgemein über die Frauen aus Kreuzberg schimpft, dann verstehe ich, dass eine bestimmte Frau ihn abgewiesen hat. Wenn er, wie jüngst, scheinbar fröhlich behauptet, Frauen seien geisteskrank und schizophoren, und sich kurz danach darüber aufregt, bestimmte Frauen

würden ihn anlocken und ihm dann zwei Minuten später ihren Freund vorführen und ihn so wieder zurückstoßen: Dann weiß ich, dass er sich wieder vergebliche Hoffnungen gemacht hat. Trotzdem versuche ich natürlich, dafür zu sorgen, dass er nicht widerspruchslos solche Aussagen in den Raum stellen kann.

Rudi lässt sich von mir einiges gefallen seit unserem Gespräch, die Klärung geht in kleinen Schritten weiter: Er wäre es leid, hier im KommRum von überall her Sticheleien zu hören, schimpft er eines Tages vor sich hin (zur Erläuterung: Thöni hat gerade wortlos den Raum durchquert). Ich gehe in einer kleinen Pause während des Café-Betriebs darauf ein: Wenn es so viele Leute auf ihn abgesehen hätten, dann ja deswegen, weil er offensichtlich nicht unbedeutend, sondern im Gegenteil eine höchst wichtige Person sei. Er nimmt mir meinen leicht ironischen Unterton nicht übel, sondern freut sich, und für einen Moment, bevor die Alltagsroutine weitergeht, ist zwischen uns klar: Seine Verfolgungsgeschichten drücken einfach seine riesige Sehnsucht aus, von allen Leuten ernst genommen und geschätzt zu werden - er kann diesen Wunsch aber leichter in der negativen Form zeigen, in seiner Beschwerde, abgelehnt oder von allen Seiten bedroht zu werden; sein Misstrauen ist noch zu groß.

Gibt es ein Leben nach der Psychiatrie?

Welche Qualität hat in unserer Gesellschaft ein Leben, das geprägt ist von der einschneidenden Erfahrung, in psychiatrischen Einrichtungen gewesen zu sein? Wie steht es um die Würde eines Menschen und um sein Grundrecht auf Unversehrtheit der Person, wenn er dem Dunstkreis der Psychiatrie überhaupt nicht mehr entkommt, wenn, nach dem Urteil der Psychiater, seine „Krankheit“ als chronisch oder als unheilbar gilt? Fragen, die auch das KommRum-Café treffen: Was muss bei uns gewährleistet sein, damit jemand nicht ständig, als Folge seiner Psychiatrieerfahrung, neue Demütigungen einsteckt. Kann jemand in unserem Rahmen aus dem Teufelskreis von Verletzungen und verrückter Reaktion aussteigen, oder zumindest ein stabiles Gleichgewicht finden?

Rudi hat es offensichtlich geschafft. Er sammelt zwar immer noch, sehr hellhörig, seine Kränkungen, aber er hat sich mit seinem Philosophieren und seinen künstlerischen Aktivitäten die Chance geschaffen, Anerkennung zu ernten. Sie kann er in die Waagschale werfen, um die alten und neuen Verletzungen auszugleichen. Er hat seinen Preis dafür gezahlt, ist aus dem bürgerlichen Leben ausgeschert. Jede größere Ausgabe muss er mit dem Pfleger besprechen, der sein Geld verwaltet - aber er scheint sich eine stabile Basis erarbeitet zu haben.

Es gibt natürlich auch Leute, für die eine verrückte Episode mit einem Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik wirklich Episode bleibt. Das geht, wenn jemand in stabile Bezüge eingebunden ist und genügend Möglichkeiten hat, sich als erfolgreich und kompetent zu erleben, sei es im Beruf oder im Privatleben. So etwas ist eher wahrscheinlich bei Leuten, die auf der sozialen Leiter weiter oben stehen. Mir geht es in diesem Kapitel um die anderen, um die unter unseren Gästen, für die ihr Weg in die Psychiatrie letztlich nur fortgesetzt hat, was ihr Leben ohnehin schon prägte: nicht so wie die Mehrheit funktionieren zu können (oder zu wollen).

Die Existenz als Psychiatriebetroffene(r) birgt, neben der Erfahrung, ganz unmittelbar als „Bekloppte(r)“ verhöhnt zu werden, eine Unmenge kleiner, entwürdigender Details, die allesamt täglich die alte Wunde wieder aufreißen: „Ich bin nicht so viel wert wie die anderen!“

Nehmen wir die Psychopharmaka, die das Innenleben der Verrückten in festen, berechenbaren Bahnen halten sollen. Wie wird man wohl damit fertig, wenn dank solcher „Heilmittel“ das eigene Sexualleben beeinträchtigt ist oder ganz zum Erliegen kommt? Kann man sich daran gewöhnen, ständig einen trockenen Mund zu haben? Wie lebt es sich in dem Bewusstsein, für das chemisch erzwungene „normale“ Verhalten längerfristig mit bleibenden gesundheitlichen Schäden zu bezahlen?

Tragisch mitanzusehen, wie da einer unserer Gäste aus der Klinik wiederkam, vorsichtshalber noch einmal vollgedröhnt. Früher erntete er wenigstens noch Anerkennung, wenn er als ungekrönter Skatmeister im KommRum wie ein ausgebuffter Profi lässig eine Karte nach der anderen in die Mitte warf, die Kippe verwegen im Mundwinkel. Jetzt konnte er mit seinen zitternden Händen kaum noch sein Blatt halten. Ab und zu blamierte er sich nun vor seinen Mitspielern wegen eines - früher undenkbaren - groben Schnitzers, weil er, wie im Tran lebend, seine Gedanken nur schwer zusammenhalten konnte oder wegen seiner Sehstörungen eine Karte verwechselte. Die Zigarette ließ er lieber gleich im Aschenbecher, nachdem sie ihm ein paar Mal aus seinem zitternden Mund gefallen war. Er konnte seinen Kumpels immerhin dankbar sein, dass sie vorgaben, sie würden sein Elend nicht wahrnehmen. Aber dass gar keiner darauf reagierte, machte die Szene noch gespenstischer.

Er konnte immerhin noch sitzen, während manche andere, von ihrer medikamentenbedingten inneren Unruhe getrieben, immer wieder aufstehen und im Café auf und ab gehen müssen. Was lässt einen das ertragen?

Es ist vor allem die Angst, es könnte genauso ablaufen wie „beim letzten Mal“. Viele haben diese Erfahrung gemacht, von der mir eine Besucherin ausführlich berichtete: Eines Tages hatte sie dieses Elend so satt, wollte endlich wieder ein richtiger Mensch sein, statt den langen Rest ihrer Tage als Psychopharmaka-Marionette zu verbringen. Monatelang hatte sie die alltäglichen Kränkungen weggesteckt, wie in einem Trancezustand hatte sie vor sich hin gelebt, hatte sich selbst kaum noch gespürt, sah nur im Spiegel, wie sie immer dicker wurde. Tief hatte sich in ihr die Überzeugung der Ärzte festgesetzt, sie müsste ihr restliches Leben mit dieser chemischen Krücke verbringen. Sie könnte sich eben selbst nicht genügend steuern, wäre nur Spielball ihrer Krankheit. Sie hatte sich vorher, als sie verrückt war, überwältigt gefühlt von allen möglichen Bildern und Ideen, wie von außen gesteuert, ohne zu verstehen, was da mit ihr geschah. Aber genauso war es ja mit den Medikamenten: Sie hatten von ihr Besitz ergriffen und regelten jetzt an ihrer Stelle die ganze Lebendigkeit, wie eine Zwangsjacke, aber eben im Inneren des Körpers und viel weniger Fassbar.

So ging sie schließlich einfach nicht mehr zum Arzt, ihre Spritze abzuholen. Sie traute sich nicht, mit ihm über das Absetzen der Medikamente zu verhandeln. Er hatte sich bisher dafür nicht aufgeschlossen gezeigt, und sie fühlte sich einer Auseinandersetzung mit ihm und seinem „Fachwissen“ nicht gewachsen. Bald begann sie wieder etwas zu empfinden, das Leben kehrte zurück, die Welt wurde wieder interessanter und farbiger. Die lange gedämpften Gefühle schäumten bisweilen über - sie war es ja nicht mehr gewohnt, sie selbst zu steuern. Allmählich kroch Furcht in ihr hoch, als sie sich diesem Auf und Ab der Stimmungen so ausgeliefert sah. Außerdem merkte sie, wie in ihrem Körper allerlei aus dem Lot geriet. Sie hatte niemanden, der sie hätte beruhigen können, der ihr klargemacht hätte, dass das ganz normale Entzugserscheinungen waren, verursacht durch die abrupte Umstellung des Stoffwechsels, die nach einiger Zeit auch wieder ausgestanden wären - auf jeden Fall kein Beweis, dass die „Krankheit“ zurückkam. Zweifel meldeten sich, Angst vor der eigenen Courage, dass sie sich so trotzig, in einer einsamen Entscheidung, gegen den Rat ihres Arztes gestellt hatte. Sie übertönte ihre einsamen Bedenken durch betonte Forschheit nach außen, aber sie machte sich auch Sorgen, als sie einige Tage lang wegen ihrer inneren Unruhe nicht richtig schlafen konnte. So ähnlich hatte es doch damals auch angefangen! Immer aufmerksamer achtete sie auf die ungewohnt heftigen Signale ihres Körpers. Sie wurde zusehends aufgeregter, verlor die Orientierung, ihre früheren verrückten Ideen und Bilder fielen ihr wieder ein; vielleicht war ja doch etwas dran, vielleicht stimmte doch die neuartige Sicht der Welt, die sie damals gewonnen hatte, und die „normale“ war nur ein verschleiendes Trugbild? Zuletzt konnte sie nicht mehr unterscheiden, was Wirklichkeit und was Phantasie war, und so wurde sie schließlich wieder in die Klinik eingeliefert, nachdem sie auf einen Passanten losgegangen war, der sie schief angeblickt hatte. „Wir haben Ihnen doch gesagt, dass Sie die Medikamente brauchen..!“ So pflegen sich Prophezeiungen von selbst zu erfüllen.

Die Wirkung der Psychopharmaka reiht sich ein in zahllose andere alltägliche Erlebnisse, nicht vollwertig zu sein. Stellen Sie sich Ihren Alltag vor, getrübt von der allgegenwärtigen Frage, ob Sie sich das, was Sie gerne hätten, auch leisten können. Schließlich müssen Sie jeden Pfennig von Ihrer Sozialhilfe oder Ihrer Rente dreimal umdrehen. Gehen Sie, mit der Vision eines lebenslänglich so knapp bemessenen Budgets, ohne Hoffnung, dass sich diese Situation je ändern könnte, offenen Auges durch die Straßen! Sehen Sie Menschen in Restaurants dinieren, während Sie überlegen, ob Sie nicht doch noch den längeren Weg zu Aldi gehen sollen, weil die Dosen dort etwas billiger sind als im Supermarkt nebenan! Lassen Sie die Plakatwände auf sich wirken, die Aufforderungen zum seligmachenden Konsum, schauen Sie in die Schaufenster Ihrer Stadt,

betrachten Sie die schicken Klamotten, die man zur Zeit trägt, und die neue Generation der Videorecorder - während Sie selbst die Reparatur ihres uralten Schwarz-Weiß-Fernsehers nicht bezahlen können. Beobachten Sie, ob es Ihnen gelingt, sich mit dem Satz zu trösten, dass Reichtum nicht glücklich macht! Versuchen Sie, die Menschen zu übersehen, die mit quietschenden Reifen in ihrem Auto davonbrausen, die angeben, was sie sich leisten können, und entsprechend Aufmerksamkeit und Zuwendung bekommen! Überlegen sie, wie weit Sie wohl mit Ihrem schmalen Geldbeutel nach Süden kämen, während Sie die fröhlichen, braungebrannten Touristen auf den Postern in den Reisebüros mustern. Denken Sie darüber nach, ob es einen Sinn hat, diese Ungerechtigkeiten ganz in Ihr Bewusstsein dringen zu lassen! Was würde wohl dann geschehen?

Wer dank lebenslanger Anerkennung so selbstsicher ist, dass er auch gelegentliche Ablehnung durch andere gut verkraften kann, landet im Allgemeinen nicht in der Psychiatrie. Verrückte, ohnehin schon verunsichert und durch ihre Geschichte zusätzlich gebrandmarkt, bräuchten dagegen zum Ausgleich besonders viel Bestätigung, und haben doch in der Regel auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten einen schweren Stand. Im endlosen Gesellschaftsspiel um die Wirkung der eigenen Reize, bei der Konkurrenz darum, an wem Blicke länger hängen bleiben und über wen sie achtlos und desinteressiert hinweggehen: Fast immer bleiben Menschen mit der Erfahrung von Psychiatrie im Nacken außen vor. Die Zweifel an sich selbst trüben die Ausstrahlung, die Summe der Ablehnungen nimmt die Lust, sich noch schön und interessant zu machen. Und wieder die Psychopharmaka: Sie beeinträchtigen die Konzentration, verlangsamen das Denken, so dass es schwer fällt, spannende Gespräche zu führen. Sie nehmen den Bewegungen die Anmut und die erotische Ausstrahlung, schwemmen den Körper auf, jenseits aller Schönheitsideale. In Badeanstalten, wo das auffallen würde, geht man sowieso nicht mehr; man kommt sicherheits- halber gar nicht mehr auf die Idee, solche Orte der Lustbarkeit aufzusuchen. Als würde man da nicht hingehören - höchstens beim Ausflug mit dem Patientenclub, in der Sicherheit der Gruppe.

Leistung soll sich wieder lohnen - wie geht das, wenn die Chance gleich null ist? Auf dem „normalen“ Arbeitsmarkt gibt es auf absehbare Zeit kaum Verwendung für Psychiatriebetroffene, wenn sie dort einmal herausgefallen sind. Allenfalls auf einem Nebengleis, in „Beschützten Werkstätten“ oder Rehabilitationseinrichtungen können einige sich wichtig fühlen, wichtig für das Weiterbestehen dieser Einrichtungen und für die Sicherheit der Arbeitsplätze ihrer Betreuer. „Zuhause fällt mir die Decke auf den Kopf“ ist eine Standardformulierung unserer Besucher, die dann eben bei uns die viele Zeit verbringen, die sie jetzt haben. Wenn sie sich überlegen, eine(n) Partner(in) kennen zu lernen: Was hätten sie ihr/ihm schon zu bieten, wer „nimmt“ schon gerne jemanden, der/die ihm auf der Tasche liegen wird? Die Schmach, sich nicht selbst ernähren zu können, auf Ämter angewiesen zu sein; immer wieder zu hören: „Wer arbeiten will, findet auch Arbeit!“, der absurde Druck beim Sozialamt, sich doch um einen Job zu bemühen, den es aber nicht gibt - wie lässt sich aus solchen Versatzstücken ein positives Selbstbild zimmern? Dabei war es vielleicht gerade der Stress bei der Arbeit, die ständige Anspannung, die einen so fertig gemacht hat. Aber die anderen, die „Normalen“, scheint das nicht zu stören. Sie machen sich nicht so viele Gedanken, sind nicht so leicht verletzt. Sie finden ihre Kontakte über die Arbeit, gehören „dazu“ - es wird wohl doch irgendetwas im eigenen Kopf falsch sein.

Es fehlt noch ein wichtiges Detail am Gesamtbild: die Lethargie, die notwendig ist, um alle diese Szenen ertragen zu können. Eigentlich haben die Lebensbedingungen, die ich hier skizziert habe, alle Merkmale einer „revolutionären Situation“: So etwas kann man nicht aushalten! Der Unmut muss sich doch irgendwo Luft machen.

In der Tat liegt in diesem „Leben nach der Psychiatrie“ eine Unmenge an sozialem Sprengstoff. Manchmal wird bei uns im Café etwas davon sichtbar, etwa wenn Michael auf eine Frau, die sich mit ihm nicht einlassen wollte und ging, stundenlange Nachrufe hält, ihr Arroganz vorwirft. Dann

erschrecke ich bei diesem Auflodern von Hass und bin erleichtert, wenn er wieder in seine gewohnte Resignation versinkt.

Die Biografien unserer Gäste sind voll von heftigen, kurzlebigen Ausbrüchen, die sie mit umso größerer Sicherheit wieder in die Arme der Psychiatrie trieben. Solche Erfahrungen mit dem eigenen Aufbegehren legen es nahe, die Wirklichkeit etwas zu verschleiern und sich in Passivität und Apathie zu flüchten. Dann wird das Leben hauptsächlich von der Sorge bestimmt, ob man sich noch eine Tasse Kaffee leisten kann, der Datenaustausch über Klinikaufenthalte und Medikamente („Warst du auch schon mal in Bonnies Ranch?“ „Früher habe ich auch Imap gekriegt, jetzt geben sie mir wieder Haldol...“) ersetzt die persönliche Kommunikation. Das Leben bewegt sich in einem engen Kreis, schließt neue Erfahrungen aus, damit das labile Gleichgewicht nicht gestört wird. Manchmal, je nach Zusammensetzung des Publikums, entwickelt sich dann auch bei uns die Atmosphäre eines Wartesaales. Zigarette um Zigarette wird gedreht und gequalmt, rhythmisch wippen die Beine, manchmal von mehreren Gästen gemeinsam, wenn die Gewalt der Psychopharmaka sie ihre Glieder nicht mehr ruhig halten lässt.

Gegengewichte

Glücklicherweise setzen aktivere „Verrückte“ und die „normalen“ Gäste bald wieder andere Akzente, bringen heilsame Unruhe und munteres Leben in den Raum. Aber das alleine reicht uns nicht; wir möchten auch für die, die stärker von der Psychiatrieerfahrung gezeichnet sind, Gegengewichte schaffen.

Beim leidigen Thema der Psychopharmaka sind wir, als Nicht-Mediziner, gehandicapt, aber auch von einer Last befreit. So ein Mensch im weißen Kittel mit seinen Fremdwörtern nötigt natürlich mehr Respekt ab, wenn er mit seinen Patienten über Pillen spricht. Sich an ihn anzulehnen, seine Worte in der eigenen Unsicherheit für das Evangelium zu nehmen, gibt Halt, egal wie „gut“ er, objektiv betrachtet, wirklich verschreibt und wie verantwortlich er handelt.

Wir selbst haben kein Recht, Psychopharmaka zu verteilen, und sehnen uns auch gar nicht danach. Statt des schnellen Griffs zum Rezeptblock sind wir gezwungen, unsere Phantasie zu bemühen und uns andere Möglichkeiten der Hilfe und des Zugangs auszudenken. Aber wir sind damit konfrontiert, dass das Leben mancher unserer Gäste von der Wirkung der Medikamente bestimmt wird, und müssen uns dazu verhalten. Uns fallen dabei natürlich besonders die persönlichen Kränkungen auf, die sie sich zugleich mit Pillen, Tropfen und Spritzen einhandeln. In der heftigen öffentlichen Diskussion über Schaden und Nutzen von Psychopharmaka kommt dieses Moment immer zu kurz.

Unsere Strategie gegen diesen Verlust an Würde heißt: Jeder unserer Besucher soll in die Lage kommen, selbst darüber zu entscheiden, ob er Psychopharmaka nimmt, welche das sein sollen, und wie viel. In Gesprächen zwischendurch, in Beratungen und Gesprächsrunden kann das thematisiert werden. Für diese Entscheidung braucht er/sie umfassende Information. Solange bei uns die Idee einer eigenen qualifizierten Psychopharmakaberatung noch nicht verwirklicht ist, muss er/sie sich diese Auskünfte bei Ärzt(inne)n besorgen. Sich so als mündiger „Patient“ zu erleben, stärkt wiederum das Gefühl der eigenen Kompetenz. Gegebenenfalls muss dann auch der Arzt gewechselt werden, wenn der bisherige sich nicht kooperationsbereit zeigt. Zu unserer Aufgabe gehört es, unseren Gästen den Rücken für diese Auseinandersetzung zu stärken, damit sie sich trauen, Fragen zu stellen und sich nicht mit einem „Es ist besser für Sie, glauben Sie mir!“ abspeisen zu lassen. Genauso wenig dürfen wir sie natürlich selbst durch ein plattes „Weg damit!“ bevormunden.

Auf lange Sicht streben wir zumindest mit unseren Stammgästen ein solches Verhältnis an, dass sie uns ins Vertrauen ziehen, wenn sie sich entschließen, ihre Medikamente abzusetzen. Dann könnten wir sie dabei begleiten und ihnen raten, überlegt und langfristig, vielleicht mit Unterstützung von aufgeweckten Experten, „auszuschleichen“, statt abrupt aufzuhören.

In dieser Zeit der körperlichen Umstellung ist es unbedingt nötig, sich eine gute, sichere Atmosphäre zu schaffen. Dazu gehört, sich bewusst und gesund zu ernähren, sich öfter zu entspannen, sich des Kontakts mit Freunden zu versichern und zusätzlichem Stress aus dem Weg zu gehen. Von uns im KommRum verlangt das, dass wir für Menschen im Medikamentenentzug bevorzugt ansprechbar sind, um ihnen Sicherheit zu geben, wenn sie mit Gefühlen und Stimmungen nicht klarkommen. Am besten ist es, wenn sich eine ganze Gruppe zusammenfindet, in der mehrere gemeinsam versuchen, den Entzug durchzustehen, und in regelmäßigen Treffen alle anfallenden Ängste und Schwierigkeiten besprechen. Bewusst gestaltet, kann der Prozess, sich unabhängig von Medikamenten zu machen, auf diese Weise ein intensiver Lebensabschnitt, ein Wendepunkt im Leben werden.

Kann - sofern er eine persönliche Kurskorrektur mit sich bringt. Mit dem Absetzen sind persönliche Probleme ja nicht automatisch gelöst; sie kommen vielmehr jetzt erst wieder zum Vorschein. Deshalb müssen wir Gäste, die ohne Medikamente leben wollen, auch beraten, wie sie mit ihren Schwierigkeiten anders umgehen könnten. Vielleicht wäre eine Therapie ganz nützlich, oder alleine schon eine Änderung in ihrer Lebensweise, ihrer Wohnsituation oder ihren Beziehungen. Schließlich signalisiert ihre Verrücktheit ja, dass etwas in ihrem Leben der Klärung bedarf.

Sind wir, was Psychopharmaka betrifft, in einer günstigen Ausgangsposition, weil wir nicht selbst mit Medikamenten Demütigungen verabreichen, so trifft uns das Thema „Verletzungen durch den alltäglichen Konsumterror“ selbst, und zwar nachhaltig. Schließlich gibt es auch in unserem Café allerlei zu kaufen, zu genießen. Es geht mir schon ziemlich nahe, wenn ich mich mit einem Stück Kuchen in einer Pause neben Edmund setze, der mich den ganzen Tag schon gelöchert hat, ob ich ihm nicht einen Kaffee ausgeben könnte. Hungrig blickt er auf meinen Teller: „Na, schmeckt es dir?“ Manchmal schmeckt es mir dann wirklich nicht mehr, und ich spüre die Versuchung, solche Begegnungen zu vermeiden und lieber im ungemütlichen Büro zu speisen. Dabei ist Edmund mit seiner Rente noch gut dran, er hat genauso viel Geld zur Verfügung wie ich, aber er geht recht großzügig damit um, ist häufig pleite, und hat sich darauf eingestellt, hartnäckig die anderen Leute anzubetteln - mit Erfolg. Aber viele andere leben wirklich von Sozialhilfe, müssen sich jede Tasse Kaffee bei uns genau überlegen.

Für Berliner Verhältnisse sind wir mit unserem Angebot wohl am billigsten gegenüber allen vergleichbaren Cafés. Aber da wir nicht subventioniert werden, müssen wir zumindest kostendeckend wirtschaften; Gewinn machen wir sowieso nicht, die anderen Bereiche des KommRum müssen für das Café den Miet- und Stromanteil mittragen. Einige Schlupflöcher bleiben: Zweimal im Monat gibt es kostenlos Kaffee und Kuchen für Psychiatriebetroffene. Außerdem leisten wir uns in unserer Speisekarte einige Preisausreißer nach unten, geben gelegentlich auch mal jemandem etwas aus, und keiner muss hier etwas verzehren, auch wenn er sich den ganzen Tag im Café aufhält. Wir übersehen, wenn sich jemand von Mitgebrachtem ernährt, und lassen bei Engpässen vor dem nächsten Sozialamtstermin anschreiben.

Es ist eine Wahl zwischen zwei schmerzhaften Alternativen: Die vielen kleinen Momente zu ertragen, wo unsere Besucher/innen, die wenig Geld haben, mit dieser rauen Realität konfrontiert werden und sich damit auseinandersetzen müssen - oder die übergreifende Kränkung einer

Sondersituation, eines preiswerten Reservats zu schaffen, wo die Normalwelt ausgeblendet ist. Wir haben uns in diesem Dilemma entschieden, den Verletzungen anders zu begegnen als durch billigen Kaffee aus einer kleinen Kaffeemaschine in der Ecke. Lieber bieten wir unseren Gästen die Möglichkeit, zumindest gelegentlich am bürgerlichen Leben teilzuhaben. Dazu gehört, neben einem vielseitigen Angebot, auch eine liebevolle Präsentation, kleine Details wie Servietten unter die Käsebrötchen, der Keks neben die Tasse Kaffee, Blumen auf die Tische. Das Allerwichtigste: persönlicher Respekt gegenüber den Kunden, psychiatriee erfahren oder nicht, mit jeder Tasse Kaffee überreicht.

Dass solche Dinge wichtig sind, sehe ich an Wilfried. In dem Maße, wie er wieder mit uns Kontakt aufnahm, vertiefte er sich in unsere Speisekarte. Früher pflegte er eine Tasse Kaffee nach der anderen zu bestellen, ließ sie fast jedes Mal achtlos in die Untertasse überschwappen. Jetzt wird er wählerischer, kauft, obwohl er kaum mehr Geld dafür ausgibt, auch mal eine Tasse heiße Schokolade oder einen Eisbecher - als wäre er aufmerksamer sich selbst gegenüber, statt sich gehen zu lassen.

Manche Ideen, unsere Gäste an den kostspieligeren Freuden des Lebens teilhaben zu lassen, harren noch der Umsetzung, manche haben wir verwirklicht. Wer sich nie im Leben eine Videoanlage leisten könnte, kann bei uns damit experimentieren; wem der Weg ins Kino zu teuer ist, kann ab und an bei uns Filme sehen, und wer in seinem Etat keinen Pfennig übrig hat für die Veranstaltungen der Kulturmetropole Berlin, der erhascht bei uns einige Ausläufer davon, wenn auf unseren Feten Tanz und Theater geboten werden und Feuerschlucker, Pantomimen, Musikgruppen usw. auftreten.

Schwerer zu realisieren sind andere Ideen, die entwürdigenden Folgen der Armut zu entschärfen, wenn sie mehr Planung und Kooperation verlangen, etwa gemeinsame Aktivitäten in der Stadt. Hier steht die Neigung vieler Psychatriebetroffener, sich versorgen zu lassen, im Weg, und die verbreitete Strategie, lieber individuell die Schäfchen ins Trockene zu bringen (so wie Edmund sich auf die alten Schrippen spezialisiert hat). Dabei gäbe es, gemeinsam in Angriff genommen, viele Möglichkeiten, sich günstiger durchs Leben zu schlagen: Zum Beispiel gemeinsam zu kochen, oder als Gruppe im Großmarkt einzukaufen und den Preisnachlass bei größeren Mengen auszunutzen, oder sich gegenseitig in den Verhandlungen mit Ämtern zu unterstützen, um besser zu wissen und durchzusetzen, was einem zusteht. Ein starkes Gefühl von Solidarität bräuchte es dafür - das hat uns das kurzlebige Schicksal verschiedener solcher Gruppen gezeigt, die wir schon ins Leben gerufen haben.

Sie sind gescheitert oder erst gar nicht zustande gekommen, weil einer solchen Gruppe anzugehören anscheinend den „Makel“ erst offensichtlich macht. Erfahrungen mit Arbeitsloseninitiativen und „Sozialhilfegruppen“ bestätigen das: Nur wenige „Betroffene“ sind selbstbewusst genug, sich dauerhaft mit anderen zusammenzuschließen, die in der gleichen miesen Situation sind, von der man sich doch erhofft, dass sie möglichst bald wieder vorbei geht.

Sich selbst abzulehnen, geht einher mit der Haltung, auch andere, die in der gleichen Lage sind, zu verachten. Wie soll da das chronische Defizit an Anerkennung und Wertschätzung ausgeglichen werden? Mit einer Gruppe von Frauen, die zusammen auf einer Station einer psychiatrischen Klinik lebten und kurz vor der Entlassung einige Wochen zum „Verrückten Donnerstag“ kamen, erlebte ich das aus der Nähe mit: Sie kündigten an, als Gruppe Kontakt untereinander halten zu wollen, nachdem sie sich nun durch die Klinik nahegekommen waren. Nach der Entlassung bröckelte die Runde innerhalb von zwei Wochen ab. Mit den anderen noch länger zu tun zu haben, hätte die Erinnerung an die eigene Schmach, nicht hundertprozentig zu funktionieren, wachgehalten.

Das Gegengewicht, das wir von uns aus in die Waagschale werfen können, ist, aufmerksam zu sein auf kleine Details: Wer lässt wem den Vortritt, wenn ich einem Gast an einem Engpaß zwischen unseren Tischreihen begegne? An vielen solchen Szenen von Achtung oder Missachtung wird sichtbar, ob sich jemand als Bürger erster Klasse fühlen darf. Konventionen, mit denen wir sonst eher nachlässig umgehen, werden wichtig: Jemanden zu begrüßen, wenn er kommt, ihm einen Abschiedsgruß nachzurufen, wenn er sich wieder auf den Weg macht - selbst wenn diese Aufmerksamkeiten scheinbar ignoriert werden, wirken sie dennoch der Erwartung entgegen, übersehen zu werden. Edmund begann ärgerlich vor sich hin zu brummeln, schritt aufgebracht vor der Theke hin und her, als ich ihm zu seiner Überraschung erzählte, ich hätte meine neue Brille auf seine Anregung hin gekauft. Es stimmte tatsächlich; er hatte mich eines Tages aus heiterem Himmel darauf hingewiesen, meine Brille wäre wohl nicht mehr so zeitgemäß. Es dauerte zwar einige Monate, bis mein innerer Prozess so weit war, dass ich mich tatsächlich um ein anderes Outfit bemühen konnte - aber Edmund hatte mich auf die Idee gebracht. Dass ich ihm, dem Verrückten, einen solchen Einfluss auf meine Entscheidungen zugestand, passte nicht in sein Konzept, er musste sich erst einmal per Verrücktheit auf Distanz bringen. Erst als ich ihm eindringlich versichert hatte, ich wollte ihn nicht verarschen, wagte er an seine Wirkung zu glauben, sein Blick wurde um eine Nuance offener, weniger getarnt.

Der Prozess bei unseren Gästen, sich innerlich von jahrelang erlebter persönlicher Unterdrückung zu befreien, geht freilich nicht immer leise vor sich - zu heftig brodelte es in ihnen. Wir müssen die individuelle Emanzipation dann jeweils ausbalancieren mit den Erfordernissen, die der Betrieb unseres Cafés mit sich bringt: Einer unserer Stammgäste, sonst ruhig, gutmütig, von allen nach Belieben ausgenutzt, scheinbar anspruchslos und pflegeleicht, kehrte eines Tages plötzlich die andere Seite heraus, wehrte sich gegen die tägliche Ausbeutung und Erniedrigung. Es war ihm anzumerken, wie er an Selbstachtung gewann, wenn er nun stundenlang mit lauter Stimme vor sich hin schimpfte, und, offen oder symbolisch verstellt, endlich alles aussprach, was er so lange eingesteckt hatte. Er wirkte tatsächlich beeindruckender als sonst, mit einer klaren Botschaft: „Ich bin auch jemand, lange genug habe ich mich geduckt!“ Wir freuten uns über diesen Aufbruch, und sorgten uns gleichzeitig, er würde über das Ziel hinausschießen und wieder in der Klinik landen. Wir wussten auch zu würdigen, dass er das KommRum als Ort seiner Befreiung wählte - jahrelang hatte er hier mitangesehen, wie andere verrückt spielen konnten, ohne dafür verachtet zu werden, und hatte darüber Mut gefasst. Nur: Es kostete uns auch viel Anstrengung, unter solchen Bedingungen zu arbeiten, ihm die nötigen Grenzen zu setzen, ohne ihm sein Erlebnis wieder wegzunehmen, und gleichzeitig auch noch die anderen Gäste bei Laune zu halten.

Neben der Erfahrung, dass wir ihn nicht wegen des Merkmals „psychiatriebetroffen“ links liegen lassen und ihn nicht auf die Rolle des „braven psychisch Kranken“ festlegen, braucht jeder Gast aber auch die Anerkennung seiner individuellen Persönlichkeit und das Gefühl, dass wir gerne mit ihm zusammen sind. Ganz lebhaft steht mir noch jene halbe Stunde vor Augen, als ich, hinter der Theke eine Schüssel Salat vorbereitend, plötzlich gewahr wurde, dass ich mit Wilfried, Michael, Anton und Rudi, unseren zuverlässigsten Stammgästen, alleine im Raum war. Ich legte meine Lieblingsmusik auf, tanzte und pffif, während ich meinen Verrichtungen nachging, nahm mit Blicken und Grinsen Kontakt auf, blödelte herum und zeigte, so hoffe ich, deutlich, wie wohl ich mich mit ihnen fühlte. Ein feines Gespinnst von Zusammengehörigkeit und Zuneigung wob sich ohne viele Worte; 30 Minuten von seltener Intensität, bis das Café sich wieder füllte.

Auch dieses vorliegende Buch half, Gegengewichte gegen die täglich erlebten Missachtungen zu schaffen. Die darin porträtiert sind, nahmen manche Schmerzen in Kauf, die ich ihnen mit dem Text über sie zumutete. Dafür bekamen sie das Gefühl, von mir ernst genommen zu werden, und

die Anerkennung, viel Platz in meiner Aufmerksamkeit und in der Beschreibung des Lebens im KommRum einzunehmen.

Ein solch akzeptierender, wertschätzender Kontakt erlaubt schließlich auch, Äußerlichkeiten und Verhaltensweisen zum Thema zu machen, mit denen jemand sich selbst ins Abseits stellt. Das reicht von der Diskussion über Geruchsbelästigungen, über zerrissene Hosen oder einen Reißverschluss, der vielleicht seit Monaten nicht mehr schließt, bis zum Gespräch mit jemandem, wie er/sie es wohl schafft, in so kurzer Zeit andere Menschen gegen sich aufzubringen und ihnen die Missachtung geradezu nahe zu legen - Aufhänger für einen möglichen Neubeginn, den schmerzhaften Versuch, sich wieder um die Achtung seiner Mitmenschen zu bemühen.

Aber landet man nicht zwangsläufig wieder auf dem harten Boden der Tatsachen, sobald bei diesen riskanten neuen Anläufen, vielleicht doch „dazugehören“, die Wunde wieder zu schmerzen beginnt: Ohne Arbeit und ohne sinnvolle Beschäftigung kann man eben doch nicht mithalten. Jeder Mensch muss doch Spuren hinterlassen, produktiv sein, um sich wichtig zu fühlen! Was hat das KommRum da zu bieten?

Was bezahlte Arbeit betrifft: wenig. Außer kleinen Jobs wie Schneeschippen oder Fensterputzen gibt es wenig Chancen für unsere Besucher, sich etwas zu verdienen. Selbst wenn unsere wiederbelebte Arbeitsgruppe „Irre Jobs“ demnächst tatsächlich einige Arbeitsplätze schafft, wird das immer nur ein Tropfen auf den heißen Stein bleiben.

Andererseits: Manche unserer Besucher(innen) sagen ganz deutlich, sie hätten sich längst entschieden, sich gar nicht mehr auf die Arbeitswelt einzulassen. Das klingt dann in meinen Ohren manchmal etwas befremdlich, vor allem wenn jemand mit zweideutigem Unterton erzählt, er wäre „faul“. Ein cleverer Trick: Das allzu oft gehörte Urteil der Umwelt wird trotzig als eigenes, unwiderlegbares Argument eingesetzt. Leicht sehe ich da meine eigene Arbeitsmoral bedroht, kämpfe gegen diese Haltung an, bis ich mir unsicher werde, ob ich in vergleichbarer Situation nicht genauso handeln würde. Warum sollte man sich weiter herumschubsen lassen, bei jeder Anforderung innerlich zittern, ob man auch alles richtig macht, oder hinter leicht hingeworfenen Äußerungen der Kollegen verdeckte Andeutungen heraushören, man sei hier sowieso nicht erwünscht; warum sollte man weiterhin den Sündenbock spielen, wenn keine Aussicht besteht, dass diese Quälerei mal ein Ende hat? Spüre ich hinter der vorgegebenen „Faulheit“ bei jemand die Erleichterung, diesem Stress entronnen zu sein, dann kann ich ihn in Ruhe lassen.

Nun ist fremdbestimmte Lohnarbeit nicht die einzige und wohl auch nicht die beste Methode, sich selbst zu verwirklichen und durch eigene Aktivität Anerkennung zu gewinnen. Das Gefühl von Fähigkeit und Kompetenz, aus eigener Kraft etwas gestalten zu können, ist aber ein unerlässliches Heilmittel gegen die tief verwurzelten Gefühle von Ohnmacht - gerade bei Verrückten. So bemühen wir uns, Möglichkeiten außerhalb des direkten Arbeitszusammenhangs zu schaffen, in denen unsere Besucher ihre Talente entfalten und handfeste Ergebnisse sehen können. Das Spektrum ist breit, reicht von den kreativen Gruppen und individuellen künstlerischen Ambitionen über die Mitarbeit im Psychiatriebeschwerdezentrum bis zu den Augenblicken, wo sich einer der Gäste zu uns gesellt und sich freut zu helfen, wenn wir Routinearbeiten erledigen: Briefumschläge stempeln, Programme falten, den Hof fegen...

Auch soziale Fähigkeiten können sich in diesem Café entwickeln, vor allem dadurch, dass wir uns nicht sofort für jede Situation zuständig fühlen, nicht jederzeit als Konfliktlöser oder Aufpasser gegenwärtig sind, an die die Gäste ihre Kompetenz delegieren können. So übernahm zum Beispiel Roland, der sich längere Zeit beim „Verrückten Donnerstag“ eher als bedürftig dargestellt und über meine Untätigkeit geklagt hatte, eines Tages einige meiner Funktionen, gab anderen am Tisch

Rückmeldungen, wie er sie erlebte und wie sie es ihm erschwerten, Interesse für sie zu entwickeln - ein Kontrapunkt zu seiner Erfahrung, in der Kommunikation mit anderen immer der Unterlegene zu sein.

Freilich entscheidet jede(r) Besucher(in) selbst, ob er/sie aktiv sein beziehungsweise sich aktivieren lassen will. Uns graut vor einer „Betreuungs“-atmosphäre mit Beschäftigungstherapie im schlechten Wortsinn („Muss ich heute schon wieder töpfern?“). Unser Job ist zunächst, über unser Angebot an Aktivitäten zu informieren und den Gästen Brücken zu bauen, bis sie ihre Fähigkeiten umsetzen können. Andererseits verspüren wir auch durchaus mal Lust, jemanden auf Trab zu bringen, wenn er sich nicht von Fleck rührt. Feste Regeln gibt es dafür nicht. Über Versuch und Irrtum lernen wir, dass bei manchen eine freundliche Einladung alleine schon ausreicht. Andere wollen schon etwas heftiger animiert werden, wieder andere zeigen ihre Talente erst dann, wenn jemand sich voll auf sie persönlich einstellt (was oft nicht zu leisten ist). Und manche wollen wirklich ihre Ruhe.

Es gilt, immer wieder innezuhalten und genau hinzusehen: Hat hier wirklich jemand Interesse an Aktivität, oder halte nur ich nicht aus, dass Leute lethargisch herumhängen? Ein indirektes Messinstrument für Interesse ist der spätere Erfolg: Erfahrungsgemäß laufen Gruppen nur dann gut und über längere Zeit, wenn sie wirklich einem Bedürfnis entspringen und nicht einer angestregten Überlegung, was „für andere“ gut wäre. Dabei ist es egal, ob dieses Bedürfnis von uns oder von einem der Gäste kommt. Wenn eine(r) von uns Mitarbeiter(innen) Spaß an einem Thema hat, dann setzt das bei ihm/ihr selbst viele schlummernde Energien frei, und die eigene Begeisterung für Theater, Musik oder Zeitungsmachen steckt garantiert auch Gäste an. Das gleiche gilt für Ideen, die von den Besuchern selbst ausgehen. Es erweist sich als fruchtbarer, ihnen darin zu folgen, als ihnen etwas anderes überzustülpen, was zwar dem theoretischen Konzept entspricht, aber einfach niemanden hinter dem Ofen hervorlockt. Für uns heißt das, viel zu lernen: Ihre Ideen und Impulse aufzugreifen, zu fördern, selbst wenn sie etwas schräg und unrealistisch einherkommen, auch manches auszuhalten, was nicht gerade unser eigener Stil ist. Manchmal ist es nötig abzuwarten, nicht zu drängeln und dann genau im richtigen Moment zu reagieren und nach Wegen zu suchen, wie eine vorsichtig geäußerte Idee sich verwirklichen lässt. Einiges an Kraft und Vermittlungskünsten erfordert es jeweils, die Ideenproduzent(inn)en bei der Stange zu halten, bis ihre Vorschläge durch unsere organisatorischen Mühlen gewandert sind (Termin, Raum, Materialien, Ansprechpartner bei uns usw.). Manche halten dennoch nicht aus, dass wir nicht sofort begeistert jauchzen, sondern erst sehen müssen, wie so eine Idee mit unserer Wirklichkeit abzustimmen ist. Sie fühlen sich bestätigt: „Siehste, bei mir als Verrücktem klappt sowieso nichts!“

Auf der Suche nach einem positiven Image

Alle Bemühungen in Detailfragen bleiben freilich Flickwerk, solange das negative Image der Psychiatriebetroffenen nicht durch eine positive Sichtweise abgelöst wird - in der Selbsteinschätzung jedes/jeder einzelnen Verrückten ebenso wie im Bild der Öffentlichkeit. Aber ist das überhaupt vorstellbar, ein Selbstbild des „positiven Verrückten“, das auch längere Zeit trägt und eine stabile Identität vermittelt? Die Erfahrung spricht zunächst dagegen. In der Regel verdichten sich die oben skizzierten, entwürdigenden Szenen im Alltag von Psychiatriebetroffenen zu einer düsteren Bilanz des eigenen Lebens. Diese wirkt wieder zurück und untergräbt die Bereitschaft, überhaupt noch Hoffnung zu investieren: „Ich komme doch sowieso nie mehr von der Psychiatrie los!“

Das Thema Psychiatrie sitzt innen, im eigenen Kopf und verschleißt Energien. Manche verbrauchen viel Kraft, ihre Erlebnisse in der Klinik auszublenden, schieben die Zeit ihrer

Verrücktheit weit weg, in der Hoffnung, dass „es“ nicht wiederkommt. Sie meiden auch, nach anfänglichem Kontakt, das KommRum, haben Sorge, sich „anzustecken“ bei denen, die stärker von ihrer Karriere geprägt sind, distanzieren sich: „Ich bin nicht so wie die!“ Ein eingeschränktes, von verborgener Angst bestimmtes Leben ist die Folge. Nicht viel anders bei denen, die, nach einigen Klinikaufenthalten, ihre Psychiatriegeschichte nicht mehr ausblenden können, aber sich weiterhin bemühen, zu funktionieren. Da lähmt die Sorge, beim geringsten Anlass wieder eingewiesen zu werden, jeden weitergehenden Gedanken; da drückt die Angst, bei Bekannten oder am Arbeitsplatz, so man ihn noch besitzt, unten durch zu sein, wenn dort etwas von den dunklen Flecken in der Biografie bekannt wird. Die Verleugnung schafft wieder neue Einsamkeit, den idealen Nährboden für das nächste Eintauchen in die eigene Innenwelt.

Leichter tun sich da schon die, die sich mit ihrer Psychiatriekarriere abgefunden haben. Sie können sich mit dem psychosozialen Versorgungssystem arrangieren, sich mehr oder weniger gemütlich einrichten - der Kampf ist vorbei, die Ungewissheiten sind ausgestanden. In der Binnenkultur der Psychiatrie finden sich manche Nischen: Man kennt sich, das Zusammenspiel zwischen den Dealern (Helfern) und den Konsumenten („Patienten“) in diesem Wirtschaftszweig floriert; zu spüren, dass auch die Helfer für ihr eigenes Selbstverständnis auf die Patienten angewiesen sind, schafft noch eine gewisse Befriedigung. Aber sonst ist mit dem eigenen Selbstwert nicht mehr viel Staat zu machen.

Die Umwelt hält keine positiven, stützenden Konzepte bereit, keine anerkannten gesellschaftlichen Rollen, in denen man Halt finden könnte. Es bleiben nur die Kategorien der Schwäche, der Krankheit, des Scheiterns. Beim „Verrückten Donnerstag“ bringe ich dieses Thema immer wieder auf den Tisch: „Was haltet ihr eigentlich von euch?“. Die Antworten gleichen Selbstbezeichnungen: „Ich kann nicht, ich weiß nicht, ich schaffe nicht...“ Eines Tages platzte mir der Kragen: Es sollte jetzt eine Weile jeder nur noch Positives über sich sagen. „Was findet ihr denn gut an euch?“ Befremdetes Schweigen - was sollte schon an ihnen gut sein? Um gerecht zu bleiben: Natürlich gibt es da viel Angst, viel Unsicherheit, viel Verletzlichkeit; aber gleichzeitig wird das leicht zur Falle, zu einer Rolle, in der man sich einrichtet, mit dem Risiko, eine Chance zum Ausstieg einfach zu übersehen.

Zutaten für ein positives Bild sind genug vorhanden. Ich habe sie schon wiederholt angedeutet, und fasse sie hier noch einmal zusammen: Da ist der Aspekt des Aufbruchs - Verrücktheit als Bewältigungsversuch einer Lebenskrise. Mit den Stilmitteln des Unbewussten versucht der Verrückte, die Gefühlsstürme, den Aufruhr in seinem Inneren zu verarbeiten. Wie da eigene Welten geschaffen werden, vergleichbar den Erlebnissphären der großen Mystiker, wie da die menschliche Fähigkeit zur symbolischen Übersetzung ausgeschöpft wird und unablässig bildliche und konkrete Vorstellungen gestaltet werden: Für sich gesehen eine gewaltige Leistung. Nur: Im Gegensatz zum Traum, der mit den gleichen Mitteln arbeitet, vollzieht sich dieses Krisenmanagement nicht nur einfach im Kopf, sondern es schließt die Konfrontation mit der Umwelt ein. In verrückter Kommunikation und in konkreten, ungewöhnlichen Handlungen sind die anderen Menschen miteinbezogen, in der Regel ungefragt - und da beginnt der Ärger. In einer (fiktiven) Gesellschaft, die Spielräume zur Verfügung stellt, die es erlauben oder gar fördern, Krisen in solchen inneren Reisen zu durchleben, hätte ein Verrückter vielleicht ein ganz anderes Ansehen - als Vielerfahrener, als Weiser. Solche Spielräume könnten unser nüchternes gesellschaftliche Leben bereichern und die Verrücktheit wieder mehr in die religiösen, spirituellen Zusammenhänge rücken, wohin sie auch gehören könnte.

Ein anderes Beispiel: die außergewöhnlichen Fähigkeiten von Verrückten. Separat betrachtet, liefern sie viele Gründe zum Staunen. Eine „übermenschliche“ Energie kommt da bisweilen zum Vorschein, das Schlafbedürfnis verschwindet für Tage oder Wochen - ein Effekt, den sonst hohe

Dosen an Aufputzmitteln nicht erzielen. Unerschöpflich erscheint die Kreativität, überscharf die Wahrnehmung und Sensibilität. Für „Normale“ kaum Fassbar: Die Intensität, ohne Abstand und nüchterne Distanz, mit der die großen Lebensthemen hier erlebt und behandelt werden. Liebe und Hass, Bindung und Einsamkeit, Verzweiflung, Angst, Schuld, Unterdrückung und Befreiung - alles pur, ohne die relativierende Vernunft. Sie können in dieser Heftigkeit nicht gelebt werden, aber sie zeigen die Ausmaße, die menschliche Leidenschaft annehmen könnte, deuten an, was jeder erschreckte Nachbar in seinem Inneren gut domestiziert hat.

Das weckt bei den Menschen ringsum natürlich Sorgen um das eigene Gleichgewicht, und noch mehr Furcht löst schließlich eine weitere Seite der Verrücktheit aus: das anarchistische Überschreiten von äußeren Grenzen und inneren Hemmungen, das lässige oder gewalttätige Missachten von gesellschaftlichen Regeln. Das Element der Befreiung und des Aufstands, bei uns mit gebührendem historischem Abstand in Sonntagsreden, in Literatur, Oper oder Film gefeiert, weckt im konkreten Alltag mit Verrückten Empörung und provoziert Gegenmaßnahmen.

Die Irrenoffensive ist für mich eines der wenigen gelungenen Modelle, wie man das verrückte Aufbegehren gegen äußere oder verinnerlichte Unterdrückung positiv bewerten und, im Rahmen, ausleben kann, ohne sich ins gesellschaftliche Abseits zu bewegen. Gesellschaftlich üblich und toleriert ist sonst nur eine humoristisch entschärfte Version des Widerstands: Die Rolle des „Narren“, der sich unter dem Deckmantel der Unzurechnungsfähigkeit erlauben darf, Wahrheiten auszusprechen. Einer unserer Gäste hat sich in einer solchen Nische eingerichtet und bombardiert Zeitungen und Zeitschriften mit seinen Leserbriefen, voller bitterer, assoziativer Anmerkungen zum Zeitgeschehen. Wenn sie abgedruckt werden, bringt das immerhin einen Hauch von Anerkennung für ihn, der sich sonst, als Verrückter, nicht ernst genommen fühlt. Aber er spürt auch genau die Begrenztheit seiner Bemühungen: Narren waren nie mehr als ein Ventil des Volkszorns - wirkliches Gewicht konnten und durften sie nicht erhalten.

Unterm Strich: Verrücktheit enthält viele Elemente, die, für sich genommen, durchaus positiv und faszinierend sein können. Das entscheidende Kriterium für die gesellschaftliche Bewertung bleibt aber letztlich, ob jemand mit seiner Verrücktheit Erfolg hat (und wenn er erfolgreich ist, gilt er schon nicht mehr als verrückt!). Wenn verrückte Stärken keine reale Basis finden, wenn die Persönlichkeit nicht stabil genug ist, sie in das soziale Leben zu integrieren, dann bleiben sie flüchtig - sichtbar nur noch im Scheitern, in der Gebrochenheit. Aber: Schwäche ist etwas Relatives, bemisst sich an den wandelbaren Leistungsnormen einer Gesellschaft. Erst die Heftigkeit ihrer negativen Bewertung durch die, die besser funktionieren, macht sie so folgenschwer.

Angesichts des anhaltenden Widerstandes der Psychiatrie, positive Aspekte der Verrücktheit zu akzeptieren, angesichts der Hartnäckigkeit, mit der das Bild der „Kranken“ und „Schwachen“ beschworen wird, über die tatsächlichen Schwächen hinaus, drängt sich der Verdacht auf, es sollte wohl so bleiben. Braucht unsere Gesellschaft Menschen, die die Rolle der Erfolglosen, der Gebrechlichen übernehmen?

Ein Blick auf die Bewertungsskalen in unserer Gesellschaft zeigt eine scharfe Polarisierung: Auf der einen Seite ein zunehmender Trend zur Perfektion, zum makellosen Schein, zu Leistung, Erfolg, zum reibungslosen Funktionieren - der „menschliche Faktor“ gilt eher als Fehlerquelle denn als Bereicherung. Auf der anderen Seite: Abschieben der Behinderten, der nicht so gut Funktionierenden, und Ausblenden von Leid, von Alter und Tod. Diese Trennung wird so strikt vollzogen, dass man eine rigide Abspaltung vermuten muss. Die, die funktionieren, laden ihr eigenes Versagen, ihre Verletzlichkeit und Schwäche auf die ab, die nicht so erfolgreich sind. Diese künstliche Kluft, über die realen Unterschiede hinaus zwanghaft verbreitert und verfestigt, macht es fast unmöglich, dass sich jemand aus dieser Rollenzuweisung befreien kann.

Grundsätzliche Abhilfe, über individuelle Not-Lösungen hinaus, verspricht letztlich nur eine gesellschaftliche Umorientierung, der Übergang zu einer ökologische Sichtweise, zu einem Denken in Systemen und Zusammenhängen. Das lineare Denken der letzten Jahrhunderte hat uns riesige wissenschaftliche und technologische Fortschritte gebracht, und gleichzeitig stehen wir deshalb am Rand der Katastrophe, erleben vielleicht bald den Zusammenbruch der Ökosysteme. Ein Überleben ist nur in Sicht, wenn die Menschheit, statt sich außerhalb und über die natürlichen Lebensgrundlagen zu stellen und darin herumzupfuschen, sich wieder bescheiden als Teilchen in einem System versteht, in das sie nicht ungestraft eingreifen darf.

Längst überfällig ist eine Veränderung des Bildes vom Menschen: Er darf sich nicht länger als Herrscher über die Natur verstehen, darf nicht mehr nur mittels seiner Rationalität seine Gefühle von Ohnmacht zu überwinden suchen. Er muss sich darauf einrichten, seine Grenzen zu erkennen und mit seiner so schwer erträglichen Abhängigkeit von der Natur zu leben, die ihn hervorgebracht hat.

Denen, die nicht so gut funktionieren, kommt in diesem ökologischen Denken eine Schlüsselrolle zu. Ich erinnere an das Beispiel der Familie, in der sich einer opfert, den Schwäche-Part übernimmt, damit die anderen ihre Pseudo-Stärke aufrechterhalten können. Das Symptom des „Kranken“ ist eine Botschaft über den Zustand des gesamten Systems. Übertragen auf die gesellschaftliche Ebene: Die Schwachen, die Verrückten zeigen uns mehr über das Wesen des Menschen, vor allem was ihm gut tut und welcher Lebensstil ihm schadet, als es geniale Höchstleistungen vermögen, die vorspiegeln, der Mensch könnte sich die Erde wirklich untertan machen. Die Verrückten, die aus dieser unerträglichen Wirklichkeit in eine andere flüchten, sind in ihrer Verletzlichkeit, ihrer Fähigkeit zu scheitern, unentbehrliche Indikatoren für unsere Lebensqualität. Wenn wir eine Lebensweise finden, in der sie sich wohl fühlen und einen geachteten Platz einnehmen, statt wegen ihrer Schwäche verurteilt zu werden, schaffen wir vielleicht auch den Weg an der Katastrophe vorbei. Sie können uns durch ihr Scheitern zeigen, wie weit wir uns schon durch zu glattes Funktionieren von unseren Bedürfnissen und Gefühlen entfernt haben, über unsere Verhältnisse leben.

Um das etwas anschaulicher zu machen: In der Natur ist der Wechsel von Leben und Sterben, von Fruchtbarkeit und Erholung Teil des eingespielten Kreislaufs. Wird dieser Rhythmus unterbrochen, wird beispielsweise dem Boden durch Monokulturen, fehlenden Fruchtwechsel und intensive Düngung keine Ruhephase mehr zugestanden, dann verliert er die Kraft zur Regeneration, immer massivere Eingriffe von außen werden nötig, die immer weiter die natürlichen Ressourcen schwächen. Ähnliches gilt auch beim Menschen für den Wechsel von Stärke und Schwäche, von Anstrengung und Entspannung, von Lust und Unlust, von Freude und Leid. Sobald daraus arbeitsteilig „Rollen“ werden, beginnt der unheilvolle Prozess der Entfremdung von unserer menschlichen Konstitution.

Aber: Ist das nicht eine heillose Utopie, ist das Tor zu einer kurzen, schrecklichen Zukunft nicht schon längst aufgestoßen, in der alles Schwache, Unvollkommene per Gentechnologie vorab (und nicht wie früher: im Nachhinein) ausgemerzt wird? Steuern wir nicht auf eine Gesellschaft der optimalen Verwertbarkeit zu, in der beispielsweise Arbeiter per Genomanalyse auf ihre Empfindsamkeit gegenüber Schadstoffen untersucht und dementsprechend eingestellt oder ausgemustert werden, statt dass die Arbeitsplätze, wie es sinnvoll wäre, den Menschen und den für sie optimalen Bedingungen angepasst werden?

Damit dieser Abschnitt nicht einfach mit Katastrophenrhetorik endet: Die Bemühungen um Entpsychiatisierung von menschlichen Problemen und ökologische Fragestellungen können sich

tatsächlich gegenseitig befruchten. Die Bedingungen, die „schwächere“ Menschen brauchen, um ein Leben in Würde führen zu können, geben Aufschluss über die nötigen Kurskorrekturen. Noch besser ist freilich gleich ein praktisches Projekt: Normale und Verrückte, die mit aktiver ökologischer Orientierung zusammenleben und -arbeiten, könnten wertvolle Erfahrungen sammeln für eine zukünftige, den ökologischen und gesellschaftlichen Überlebens-Notwendigkeiten besser angepasste Lebensweise...

Aufbruchstimmung

Kräftigen Rückenwind für unsere Bemühungen um ein menschenwürdiges „Leben nach der Psychiatrie“ hat unsere letzte Tagung gebracht. An die 150 psychiatriekritisch gesinnte Leute aus Berlin und dem Bundesgebiet sind im Mai 1988 unserer Einladung zum „Antipsychiatrischen Palaver“ gefolgt, um, bei allen unterschiedlichen Ansatzpunkten in ihrer Kritik, wieder miteinander ins Gespräch zu kommen, statt isoliert vor sich hin zu wursteln. Auch einige unserer Gäste nahmen teil, erlebten die Theateraufführungen verschiedener Gruppen, die sich mit künstlerischen Aktivitäten von ihren bedrückenden Erfahrungen mit der Psychiatrie zu befreien versuchen, und sie saßen mit in Arbeitsgruppen und trugen so dazu bei, dass der Schwung dieses Treffens für den KommRum-Alltag genutzt werden konnte. Eine Arbeitsgruppe der Tagung zum Thema „Frauen in der Psychiatrie“ beflügelte zum Beispiel den Frauentreff im Café, der vorher nicht so recht auf die Beine kam. Ein vollbesetzter Tisch mit Frauen, die sich nicht in die Ecke zurückziehen, sondern ihren Platz beanspruchen, empörte nun mittwochs die vereinzelt sitzenden Männer - sie konnten es gar nicht fassen, dass sie nicht mehr im Mittelpunkt standen.

Genauso beim „Verrückten Donnerstag“: Seit der Tagung setzten sich die Teilnehmer offener als vorher mit ihrer eigenen Psychiatriegeschichte auseinander. Dauerthema: Wie befreie ich mich von den Spuren, die die Psychiatrie in mir hinterlassen hat? Die Diskussion um Medikamente entflammte von neuem, Lebensperspektiven wurden diskutiert: Was bedeutet es für mich, „krank“ zu sein, bin ich in der Lage/habe ich eigentlich Lust, acht Stunden täglich zu arbeiten? Außerdem Eine neue „Selbsthilfegruppe von Psychiatriebetroffenen“ entstand aus den Reihen unserer Besucher/innen.

Solche Zeiten des Aufschwungs machen Mut und helfen uns, munter zu bleiben. Denn das ist vielleicht das Schwerste bei dieser Arbeit: Uns nicht von der Stagnation vieler unserer Besucher, von der Tragik ihrer Lebensgeschichte und von ihren destruktiven Strategien lähmen zu lassen. Damit wäre auch ihnen nicht gedient. Wo aber bekommen wir die nötige Belebung her?

Manchmal gerade von unseren Gästen - an Tagen, an denen wir ihre erfrischenden Seiten sehen. Dann schaukelt sich unsere mitgebrachte eigene gute Laune mit der Lebensfreude mancher Besucher/innen auf, bis schließlich ein Energieschub den ganzen Raum erfasst. Dann werden auch trübsinnige Gäste mitgerissen und blühen auf. Sie so zu erleben, gibt dann wieder Elan für eine Reihe von langweiligen Tagen: Es wird ja nicht immer so bleiben.

Auch das wöchentliche Treffen des Café-Teams hilft uns, nicht einzurosten. Die Zeit reicht freilich selten aus: Jede(r) muss loswerden, was sie/ihn in den Café-Diensten der Woche bewegt hat; es gilt, Spannungen und Konflikte zwischen uns zu klären, Konkurrenzen, Verletzungen, die nicht ausgesprochen wurden und sich angestaut haben. Wir diskutieren über die Stimmung im Café und über die Entwicklung von einzelnen Gästen, machen uns Gedanken um die, die in eine Krise zu geraten drohen, überlegen uns Strategien des Zugangs.

Wir haben allmählich gelernt, mit dem Nachdenken über die Erlebnisse zwischen uns und unseren Gästen direkt bei jedem von uns selbst anzusetzen, von unseren eigenen Empfindungen und unseren eigenen Begrenzungen auszugehen - mit dem Ziel, dass wir uns in diesem Café wohlfühlen sollen. So halfen mir zum Beispiel meine Kolleg(inn)en auf die Sprünge, als ich mich eines Abends beim „Verrückten Donnerstag“ sehr unbehaglich gefühlt hatte. Die beiden einzigen Besucher des Treffens hatten mich mit ihrer Konkurrenz um meine Aufmerksamkeit in die Zange genommen, sich gegenseitig nicht zuhören wollen und so das Gespräch lahmgelegt. Aus Sorge, nicht auch sie noch zu verschrecken, hatte ich sehr verhalten und vorsichtig reagiert, mich selbst immer mehr eingengt. Die anderen vom Café-Team legten mir nahe, zumindest in der Phantasie einmal nicht

so vernünftig zu sein, lieber selbst verrückt zu spielen. So kippte ich in meiner Vorstellung den Tisch um, an dem ich mit den beiden gesessen hatte, tobte, benahm mich daneben - und es half. Inzwischen bin ich beim „Verrückten Donnerstag“ frecher, habe einen leichteren, fröhlicheren Stil gefunden. Ich leiste mir öfter dumme Sprüche, sage möglichst, was ich mir denke, gleich direkt und bereinige den Ärger, den ich so auf mich ziehe, lieber hinterher, als mich vorab zu zensieren: „Wehe, wenn ihr nächstes Mal nicht wiederkommt: Ich akzeptiere nur schriftliche Entschuldigungen!“ - Lieber geblödelte, statt übermäßig ernst, vorsichtig und gewunden: „Es wäre nett, wenn man sich vielleicht beim nächsten Mal wiedersehen würde...“. Effekt: Der Tisch ist meist voll besetzt, und ich fühle mich handlungsfähig..

Unsere Café-Gruppensitzung ist auch der Ort, um neue Ideen zu entwickeln, die Schwung in den Laden bringen - sei es, zusammen mit Gästen und einem ganzen Zoo von großen Gummitieren über den Ku-Damm zu ziehen und die Passanten mit Nonsense-Interviews zu behelligen, oder einen Abend lang die Rollen zu tauschen: Mit extrem unfreundlicher Bedienung und verrücktem Auftreten unsere Gäste zu irritieren (einige der Stammgäste wirkten plötzlich sehr vernünftig) und unseren Frust ihnen gegenüber abzulassen. Solche Aktionen helfen, die eingeschlafene Routine zu durchbrechen, bewahren uns vor der ermüdenden Nur-Helfer-Position.

Dennoch müssen wir aufpassen, dass diese Arbeit mit ihren vielen Begegnungen, der Flut von Eindrücken und den geringen Chancen, uns abzuschirmen, nicht auf unsere Kosten geht - gerade weil sie so viele Möglichkeiten bietet, und weil es keinen Chef oder Träger gibt, denen gegenüber wir auf unseren Arbeitnehmerrechten bestehen könnten, auf Pausen oder rechtzeitigem Feierabend. Wir sind acht Leute, die sich die Cafearbeit aufteilen: Immer nur zwei bis drei sind pro Tag dran, und keiner macht in der Regel mehr als zwei Dienste pro Woche. Aber nach dieser Schicht von sieben Stunden, nach diesem Bombardement von Anforderungen, Signalen und Informationen von allen Seiten ist für mich der Feierabend meist gelaufen, für private Kontakte und sonstige Interessen bleibt wenig Kapazität. Regelmäßige Termine außerhalb, um mal etwas ganz anderes zu tun, ohne jegliche Psychodramatik, lassen sich schwer durchhalten; wegen unserer anderen Tätigkeiten innerhalb des Projekts und wegen der Wochenenddienste, die wir gleichmäßig aufteilen wollen, können wir keine festen Dienstzeiten einrichten. Flexibilität ist gefragt.

Andererseits: Unsere Arbeitsbedingungen setzen ein Maß an Energie und Kreativität frei, das für mich die Nachteile mehr als aufwiegt - wenige Sackgassen, wenige Grenzen und Einschränkungen, die die eigene Lust bremsen würden, dafür viel Abwechslung und Anstöße. Wahrscheinlich könnte dieses Café ohne Leute, die genau unter dieser positiven Form von Stress arbeiten wollen, nicht funktionieren. Was unsere Gäste anzieht, sind eben die Menschen, ist die vielfältige Atmosphäre. Je unterschiedlicher wir selbst sind, desto bunter gemischt ist auch unser Publikum. Damit sind wir aber auch gefordert, immer mindestens hundertprozentig persönlich präsent zu sein. Wenn die Stimmung zwischen den KommRumis schlecht ist, wenn sich Routine einschleicht oder wenn wir ausgelaugt sind, innerlich dichtmachen: Dann scheint sich das in Windeseile in der ganzen Stadt herumzusprechen. Der Strom der Gäste wird zu einem dünnen Rinnsal, viele gehen gleich wieder und die, die bleiben, zeigen uns ihr Missfallen durch besonders ausgeprägte Verrücktheit. Spätestens wenn wir merken, dass unser Umsatz zurückgeht, ist es Zeit, zu klären, was uns da blockiert. So sind wir immer angehalten, unsere persönliche Entwicklung nicht stagnieren zu lassen und Konflikte zwischen uns nicht allzu lange am Schmoren zu halten. Manchmal bringt dann, siehe oben, eine Tagung durch die Konfrontation mit der Welt außerhalb neuen Schwung, manchmal hilft es auch, wenn das ganze Projekt zusammen verweist, eine Konzeptdiskussion führt, oder ein gemeinsames Supervisionswochenende verbringt. Das löst Erstarrungen - die Gäste danken es uns durch ihren prompt einsetzenden verstärkten Andrang.

Neue Strukturen - neues Wachstum

Über das alltägliche pulsierende Leben mit seinem Auf und Ab hinaus ist aber derzeit auch Grundsätzliches in Bewegung geraten - es herrscht Aufbruchstimmung. Einrichtungen wie das KommRum, die aus der Initiative und dem persönlichen Interesse der Mitarbeiter/innen entstehen und nicht eingebunden sind in ein übergeordnetes System von Institutionen, sind ja wie ein lebendiger Organismus. Sie wachsen oder schrumpfen, reifen und bekommen neue Triebe - oder auch Alterserscheinungen.

In den letzten beiden Jahren hat sich, während ich dieses Buch geschrieben habe, gleichzeitig die Struktur des Projekts deutlich gewandelt. Wir waren zu viele geworden. Das wöchentliche Plenum, als gemeinsamer Ort, Beschlüsse zu fassen, Informationen auszutauschen, Aufgaben zu verteilen und grundsätzliche Diskussionen zu führen, schien überlastet. Die schwierige Aufgabe, eine Umstrukturierung von innen heraus, aus eigener Kraft in Angriff zu nehmen, hat das Projekt in eine Krise gebracht, viele Diskussionen gekostet, manche Wunden geschlagen.

Aber es war eine schöpferische Krise. Verantwortlichkeiten wurden neu und klarer geregelt, die einzelnen Arbeitsbereiche erhielten mehr Autonomie - so soll verhindert werden, dass das KommRum ein „Psycho-Konzern“ mit entsprechenden Eigengesetzlichkeiten wird. Vertreter der Bereiche versammeln sich jetzt wöchentlich zum „Delegiertenrat“, um die anstehenden organisatorischen Entscheidungen zu fällen, die das Gesamtprojekt betreffen, und koppeln alle wichtigen Punkte wieder mit ihrem Bereich zurück. Gelegentliche „Vollversammlungen“ beschließen die grundsätzlichen Linien: Ob jemand neu als Mitarbeiter(in) und Vereinsmitglied aufgenommen wird, ob das Projekt erweitert wird, und vor allem: Wie der jährliche Etat aussieht. Das Plenum findet nur noch einmal monatlich statt und dient, befreit von organisatorischen Problemen, mehr dem Informationsaustausch und inhaltlichen Diskussionen. Unsere Verwaltungsspezialistin erhielt endlich Verstärkung, und auch die Bezahlung änderte sich. Es gibt immer noch eine Art Einheitslohn (Grundgehalt inzwischen 2200.- DM brutto bei acht Wochen Urlaub), aber jetzt außerdem noch Zuschläge für Alter, Dauer der Projektzugehörigkeit, Kinder etc.. Wir haben eine eigene Regelung ausgetüftelt für die finanzielle Unterstützung von Mitarbeiterinnen, die schwanger werden. Auch die Möglichkeiten, durch Mehrarbeit zusätzlich zu verdienen, wurden ausgeweitet. Die mageren Jahre scheinen vorbei zu sein, fast alle Arbeiten können inzwischen bezahlt werden. Damit geht freilich auch einiges an Engagement und Einsatz verloren - wir werden darauf achten müssen, dass mit der zunehmenden Professionalisierung nicht der Kontakt zu unseren Gästen unpersönlicher wird.

Inzwischen steht auch eine räumliche Erweiterung an. Der neugegründete Arbeitsbereich „Wohnen“, der aus der „Psychiatrischen Aktion“ ausgegliedert wurde, soll gemeinsam mit dem geplanten Stehcafé von „Irre Jobs“ und dem Krisendienst K.U.B. neue Räume in der näheren Umgebung nutzen; so wäre im KommRum wieder mehr Platz, unser Gedränge, das „Rattenkäfig-Syndrom“ wäre entschärft. Freilich geht damit auch etwas verloren: Unser „Nest“-Gefühl, das Gefühl von Zusammengehörigkeit, das sich durch die vielen informellen Begegnungen im Laufe des Tages, durch Gespräche „zwischen Tür und Angel“ herausgebildet hat. Unsere Zusammenarbeit wird in Zukunft anders aussehen, wird mehr Abstimmung und Verabredungen erfordern, wenn wir uns nicht immer automatisch über den Weg laufen - das Projekt wird erwachsener, ein neuer Abschnitt in der Geschichte des KommRum beginnt.

Die neue Struktur schafft Raum für neue Initiativen, für weiteres Wachstum des Projekts. Stagnation, Einfrieren des Erreichten - das wäre für dieses Projekt tödlich. Es lebt schließlich von seinen Veränderungsimpulsen. An Ideen und konkreten Vorhaben mangelt es uns nicht: Eine Angehörigengruppe ist geplant, außerdem die Projekte „Psychosomatik-Therapie“ und „Therapie

mit verrückten Frauen“. Eine „Kulturwerkstatt“ soll unser bislang eher dilettantisch betriebenes Kulturangebot aufmöbeln. Im Café gibt es Überlegungen, zusätzlich zur offenen Situation stärker strukturierte Angebote zu entwickeln für Leute, die etwas mehr Orientierung brauchen (zum Beispiel kurzzeitig verbindliche Begleitung, regelmäßige Gespräche, bis der/die Betreffende Anschluss gefunden hat). „Irre Jobs“, unsere Initiative zum Aufbau von Arbeitsplätzen, scheint nun, im dritten Anlauf tatsächlich den ersten Betrieb einrichten zu können. Unser Krisenzentrum ist in greifbare Nähe gerückt, und das „Landprojekt“ tritt in seine Planungsphase - eine ökologisch orientierte Gemeinschaft von „Normalen“ und „Verrückten“, in der Menschen mit Psychiaterfahrung einen neuen Lebenszusammenhang finden (Krisenzentrum und „Landprojekt“ als weitgehend selbständige „Ableger“ will ich gleich noch ausführlicher beschreiben)

Die neue Tendenz: Wir verlassen den engen Rahmen unseres Gebäudes. KommRum ist nicht mehr nur dieses Hinterhaus in der Schnackenburgstraße, sondern es ist ein Kreis von Menschen in unterschiedlichen Arbeitsfeldern, die eine gemeinsame Philosophie von „Entpsychiatisierung“ und von fruchtbarer Kommunikation verbindet. Den Bogen zwischen den schmerzhaften und den lustvollen Seiten des Lebens wollen wir dabei weiterhin spannen. Freilich gilt es jetzt, den „Nest“-Zusammenhang von früher, in dem die Mischung der Themen schon durch das gemeinsame Domizil gewährleistet war, durch gezielte Kooperation und durch die Pflege persönlicher Kontakte zu ersetzen - zwischen den einzelnen Arbeitsbereichen und Unterprojekten, aber auch mit anderen, uns nahestehenden Gruppen. Ein Fernziel: Alle Initiativen im deutschen Sprachraum sollen mehr zusammenwachsen, die die gleiche Strategie wie wir verfolgen: Statt nur zu jammern lieber selbst zeigen, dass es anders geht.

An vielen Stellen wird uns schmerzhaft bewusst, wie viel trotz unserer breiten Streuung an Angeboten noch fehlt. Ohne konkretes „Gegenmittel“ stehen wir zum Beispiel noch vor all den Situationen, in denen jemand in seiner Verrücktheit auf alle Hilfsangebote verzichtet, eben nicht „rumkommt“ zu einer wohlmeinenden Beratungsstelle, sondern sich zu Hause einschließt, seine Verrücktheit alleine austobt. In der Regel schaut schließlich jemand von Amts wegen vorbei - was oft mit der Einweisung in eine psychiatrische Klinik endet. Es ist ein schmaler Grat zwischen der gesellschaftlichen Sorgfaltspflicht und der unzulässigen Einmischung in persönliche Angelegenheiten, besonders problematisch in einer Stadt wie Berlin mit ihren anonymen Strukturen, wo jemand wochenlang tot in seiner Wohnung liegen kann, bis den Nachbarn der Gestank auffällt. Vorläufig planen wir eine Art „Zwischenschritt“: Eine Kriseneinrichtung, die wenig Schwellenangst auslöst (also auch Menschen anspricht, die sonst gerne einen großen Bogen um Institutionen machen) und die auch die Möglichkeit bietet, jemanden zu Hause zu besuchen - ohne Amtsfunktion.

Der Psychiatrie den Nachschub abgraben

„Sie haben ja nicht mit den wirklich schweren Fällen zu tun, die kommen gar nicht zu Ihnen!“ und: „Was, du gehst ins KommRum? Da sitzen doch nur lauter schwer Kranke!“ - zwei Aussagen, mit denen wir häufiger konfrontiert sind. Die eine hören wir von Profis, die überzeugt sind, wir hätten es nur mit den unproblematischen Seiten der Verrücktheit zu tun, und nicht mit dem „Ernstfall“. Wir könnten daher leicht reden von einem anderen Umgang mit Verrückten. Von der anderen Position erfahren wir nur auf Umwegen. Die so urteilen, kamen als Besucher mit unseren psychiatriebetroffenen Gästen nicht zurecht und blieben bald wieder weg. Sie raten anderen ab, das KommRum zu besuchen oder hier Therapie zu machen: Bei uns wären die, denen nicht mehr zu helfen sei.

Die Wirklichkeit ist wieder mal weit vielschichtiger. Wir wollen den unkomplizierten, normalen Alltag, auch mit Leuten, die manchmal sehr schwierig sind. Es gelingt uns wohl weitgehend, eine Atmosphäre zu schaffen, in der unsere psychiatrienerfahrenen Gäste sich aufgehoben, aber auch nicht ausgegrenzt fühlen. So haben sie weniger Anlass, verrückt zu reagieren - schon erscheint der „Fall“ den Fachleuten nicht mehr so schwer.

Die Möglichkeiten in unserem Café sind freilich eingeschränkt. Viele unserer Gäste kämen nicht wieder, wenn ständig Menschen in schweren Krisen sich hier aufhielten. Daher streichen wir in unserer Selbstdarstellung nach außen den Aspekt der Krisenintervention nicht sonderlich heraus, und versuchen gleichzeitig, selbst eine spezielle Einrichtung zu schaffen, die verhindert, dass Menschen in persönlichen Krisen überhaupt noch mit der Psychiatrie Bekanntschaft machen - egal ob sie so verzweifelt sind, dass sie versuchen, sich zu töten, oder ob sie ihre ausweglose Situation mit Hilfe einer verrückten Reaktion bewältigen wollen.

Krisensituationen sind höchst sensible Momente: Hier werden die Weichen gestellt, ob jemand diese schwierige Umbruchsituation nutzen kann, um bessere Lebensstrategien zu entwickeln, oder ob er daran scheitert und eine Psychiatriekarriere einschlägt. Eigentlich ist das der denkbar beste Zeitpunkt, an dem Hilfsangebote ansetzen sollten: Persönliche Veränderungen sind hier oft viel eher möglich als wenn jemand in gesicherter Situation sich jahrelang einer Therapie unterzieht. Die alten Sicherheitssysteme funktionieren in der Krise nicht mehr, bremsen nicht länger jede Veränderung. Alleine schon finanziell würden sich gesellschaftliche Investitionen in diesem Bereich lohnen: Die Kosten für das von uns geplante Krisenzentrum betragen pro Jahr vielleicht gerade so viel wie acht bis zehn „Betten“ in einer psychiatrischen Klinik. Sie könnten aber ein Vielfaches davon überflüssig machen. Aber selbst dieses ökonomische Argument setzt sich nur langsam gegen die zähen Beharrungskräfte in der psychosozialen Versorgung durch.

Menschen in schweren persönlichen Krisen werden bislang meist unter der organisatorischen Rubrik „Notfallpsychiatrie“ verbucht und behandelt. Das ist eine ungemütliche Nachbarschaft: Dazu gehören auch Leute mit akuten Alkohol- und Drogenvergiftungen, dazu gehören Menschen, die in ihrer Krisensituation schon soweit die Kontrolle über sich aufgegeben haben, dass sie gewalttätig reagieren. Die Nachbarschaft ist beileibe nicht nur thematisch, sondern höchst real. Wer in seiner Not um Hilfe in einer Psychiatrischen Klinik nachsucht oder zwangsweise dahin gebracht wird, dem kann es widerfahren, dass er schnell ein „Bett“ und Medikamente bekommt und dann nach einem kurzen Aufnahmegespräch mit all seinen ungelösten Fragen alleine gelassen wird. Dafür erlebt er in seinem verletzlichen Zustand die Mitpatienten: fixiert, tobend, oder bereits chemisch lahmgelegt, oder auch von sich aus völlig weggetreten. Wer mag unter solchen Umständen die eigene Krise noch als Chance sehen?

Notfallpsychiatrie bisherigen Stils kommt meist erst ins Spiel, wenn es zu spät ist, wenn der Zugang zu einem Menschen schon stark erschwert ist. Die verbleibenden Möglichkeiten, Kontakt zu finden, werden noch beeinträchtigt durch die Atmosphäre der jeweiligen Einrichtung, die sich, notgedrungen oder gewohnheitsmäßig, an den möglichen Extremsituationen ausrichtet.

Das Modell unseres Krisenzentrums setzt am anderen Ende des Spektrums an. Wir fühlen uns für alle Krisen zuständig, die als Reaktion auf belastende Lebenssituationen gelten können, und für die im Freundeskreis keine ausreichenden Gesprächsmöglichkeiten verfügbar scheinen. Das beginnt nach unserem Verständnis bei den Phasen von Verzweiflung, die jemanden noch gut funktionieren lassen, die aber auch schon nahe legen, mit anderen Menschen über die eigene Lage zu sprechen. So lässt sich einem möglichen Kreislauf von Rückzug, sich nicht verstanden fühlen und weiterem resignativem Rückzug rechtzeitig vorbeugen. Wir sind andererseits auch offen für Leute, die bereits verrückt auf ihre Krise reagieren - durchaus bis hin zu den Momenten, wo jemand tobt oder

gewalttätig zu werden droht. Zumindest ist unsere Absicht, den Bereich von Krisen, die durch Gespräche und geeignete äußere Bedingungen beeinflussbar sind, immer weiter zu den „schweren“, den sogenannten „hochpsychotischen Fällen“ hin auszudehnen. Die Grenze ziehen wir vor den Situationen, die tatsächlich sofortige Zwangsmaßnahmen erfordern (wobei es sicher im konkreten Fall Differenzen geben wird, ob Zwangsmaßnahmen nötig sind oder ob sich der Versuch lohnt, sich um Kontakt zu bemühen). Die Vermischung von Beratungsangebot und Amtsgewalt würde viele Menschen nur abschrecken, die dringend ein Gespräch bräuchten. Ebenso klammern wir im Konzept des Krisenzentrums alle eindeutig somatisch bestimmten akuten Notsituationen aus - sie verlangen jedoch eine geregelte Zusammenarbeit mit Medizinern, Erste-Hilfe-Stationen oder dem ärztlichen Notfalldienst für die Momente, in denen wir dennoch damit konfrontiert sind.

Unser Optimismus, die Grenze der „Zugänglichkeit“ weiter ausdehnen zu können, beruht auf dem neuen Verständnis von Verrücktheit, das in letzten beiden Jahrzehnten sprunghaft gewachsen ist, und auf der Erfahrung, welchen Einfluss die Umgebung auf das Verhalten des Verrückten hat: Ruhiger, nicht bedrohlicher persönlicher Kontakt, mit unaufdringlicher Begleitung oder auch nur räumlicher Anwesenheit des Helfers über Stunden oder Tage, eine geborgene Situation ohne jeglichen Zeitdruck können den Verlauf einer Krise günstig beeinflussen. Ob die Atmosphäre friedlich oder spannungsgeladen, offen oder unpersönlich ist, spiegelt sich überdeutlich in der gelassenen oder erregten Verfassung des Verrückten. Deshalb versprechen die Bemühungen am ehesten Erfolg, die vor allem anderen die atmosphärischen Bedingungen ernst nehmen und optimal deeskalierend gestalten. Entscheidend ist auch der Zeitpunkt, an dem die Hilfe einsetzen kann: Je früher ein Gespräch zustande kommt, desto eher ist Zugang noch möglich. Dafür muss aber eine Kriseneinrichtung ein positives „Image“ besitzen, darf nicht in Verbindung gebracht werden mit „Klasmühle“, muss Vertrauen wecken (also: keine Aktenführung, keine Amts- oder Klinikatmosphäre, leichte Erreichbarkeit, kein Einweisungsrecht!).

Diese Bedingungen sind innerhalb des heute üblichen psychiatrischen Versorgungssystems kaum zu erfüllen. Hier muss auf aktuelle Anforderungen reagiert werden, ständig kommen neue „Notpatienten“; eine Pause, um innezuhalten und sich etwas Neues auszudenken und umzusetzen, ist schwerlich vorstellbar. Es braucht unseres Erachtens Freiräume außerhalb des alltäglichen Drucks, in denen neue Ideen erprobt werden und langsam reifen, bis sie das bisherige System ersetzen oder darin Stück für Stück übernommen werden können .

Solche neuen Ansätze lassen sich schlecht am Reißbrett entwerfen und von oben her verordnen. Sinnvoller: Aufmerksames Reflektieren der eigenen praktischen Arbeit und ihrer Mängel, um daraus, von der Basis her, neue Angebote zu entwickeln. Die bisherige Geschichte unseres Krisen- und Beratungsdienstes K.U.B. und sein bevorstehender Ausbau zu einem Krisenzentrum lässt sich als ein solcher Wachstumsprozess verstehen. Ausgangspunkt: Die unmittelbare Erfahrung im KommRum, als häufiger eine halbe Stunde vor Feierabend jemand vorbeikam oder von Freunden gebracht wurde, der dringend Unterstützung brauchte. Ab und zu ließ sich da noch Krisenintervention leisten, immer mit Zeitdruck im Nacken und mit der Perspektive, entweder die ganze Nacht selbst für eine befriedigende Lösung geradestehen zu müssen, oder die Hilfsbedürftigen mit schlechtem Gewissen sich selbst zu überlassen oder in eine Klinik zu schicken. Auf Dauer geht ein solcher freiwilliger Einsatz über die eigenen Kräfte, die Hilfsbereitschaft wirkt dann nicht mehr stimmig, und schon ist die Atmosphäre getrübt.

Eine konkrete Lösung bot sich an, als in der Berliner Innenstadt ein Krankenhaus aufgelöst und die Idee der „City-Hilfe“ geboren wurde: Verschiedene neuartige soziale Projekte könnten in diesen günstig gelegenen Räumlichkeiten verwirklicht werden, könnten zusammen ein Modell einer offenen und vielseitigen ambulanten Hilfe erproben (eine Erste-Hilfe-Praxis, ein Selbsthilfezentrum, ein nächtlicher Krisendienst etc.). Mehrere Therapievereine (Gemeinschaftspraxen mit

sozialem Anspruch), darunter das KommRum, erarbeiteten ein Konzept für eine Kriseneinrichtung, die nachts, wenn alle sonstigen Stellen geschlossen sind, ein offenes Beratungsangebot zur Verfügung stellen könnte. Diese Nachtdienste sollten von den beteiligten Vereinen ergänzt werden durch eine Beratungszeit tagsüber, mit der Möglichkeit, an die Gespräche aus der Nacht anzuknüpfen. So könnten die Anstöße aus den Krisengesprächen gleich aufgegriffen und fortgeführt werden.

Aus Mitteln des Berliner Senats für Selbsthilfeprojekte und neue Ansätze psychosozialer Arbeit wurde vorerst für neun Monate der nächtliche Krisendienst finanziert, allerdings nur jeweils drei Nächte am Wochenende und in anderen Räumen, ohne das Gesamtkonzept der ursprünglich geplanten „City-Hilfe“. Seit Herbst 1983 halten wir den K.U.B. aufrecht. Freitags, samstags und sonntags zwischen 22 Uhr und 8 Uhr morgens (inzwischen auch noch zusätzlich an einem Abend in der Woche bis Mitternacht) stehen zwei Berater(innen) und jeweils eine Rufbereitschaft im Hintergrund für Gespräche am Telefon oder im persönlichen Kontakt zur Verfügung. Auch eine Durststrecke von anderthalb Jahren konnten wir überstehen, bis unsere Hartnäckigkeit sich auszahlte und die Förderung wieder aufgenommen wurde. Das schwerwiegendste Hindernis bei den Finanzierungsverhandlungen in diesen Jahren blieb unsere Weigerung, „mitzuspielen“, den K.U.B. reibungslos in die bestehende psychosoziale Versorgung einbinden zu lassen. Das nicht-medizinische Bemühen um Zugang, und der ganz andere, wenig institutionelle Charakter des K.U.B., das Kernstück unserer Konzeption - all das wäre dabei gründlich verwässert worden.

Trotz unserer kargen Arbeitsbedingungen konnten wir wichtige Erfahrungen mit Ratsuchenden sammeln, quer über die breite Palette von krisenhaften Situationen im Vorfeld der Psychiatrie hinweg. Wir hatten zu tun mit „Mehrfachanrufern“, die immer dann, wenn sie unter starkem inneren Druck stehen, zum Hörer greifen und sich in einem längeren Gespräch entlasten. Manche von ihnen lassen sich jedoch nicht wirklich auf einen fruchtbaren Gesprächskontakt mit seinen Risiken und Schmerzen ein, sind nicht offen für neue Informationen. Diese Krisengespräche nützen dann soweit, dass die unmittelbare Panik weniger wird, dass sich die Situation nicht verschlechtert, wecken aber gleichzeitig die Versuchung zu einer neuen Art von Abhängigkeit: statt der Pillen schnell ein Telefongespräch. Die große Zahl der Mitarbeiter/innen (jede/r macht nur ein- bis zweimal monatlich Nachtdienst) und die von uns hochgehaltene Anonymität erleichterten diese Haltung, einfach nur Dampf abzulassen. Unsere Supervision und der regelmäßige Erfahrungsaustausch erlaubten uns allmählich, bei solchen Telefonaten rechtzeitig einer bloßen Wiederholung der stets gleichen Geschichten entgegenzuwirken und die Anrufer mit ihrer Haltung zu konfrontieren.

Gerade die anonyme Struktur des K.U.B. macht dennoch eine Entwicklung bei manchen Besuchern möglich, die über Jahre hinweg ab und zu auftauchen. Einen von ihnen kannte ich bereits aus dem KommRum: Offensichtlich hatte er sich Hilfe gewünscht; aber vor lauter innerem Druck hatte er kein Wort hervorgebracht und in seiner Verzweiflung schließlich mit Blumentöpfen geworfen. Auch bei seinen seltenen Besuchen im K.U.B. wusste er sich in der ersten Zeit nicht auszudrücken. Aber er kämpfte um jede Minute Zeit und Aufmerksamkeit der Berater/innen, und zweimal morgens, als die Beratungsräume um acht Uhr abgeschlossen werden sollten, verlor er die Kontrolle und seine Spannungen entluden sich in tätlichen Angriffen. Die Möglichkeit, unverbindlich wiederzukommen, schien ihm allmählich zu erlauben, mehr von sich preiszugeben und gelassener zu werden. Ich erlebte ihn in einer Nacht, als kein Gespräch zwischen uns zustande kommen wollte. Es reichte ihm wohl schon, mit seinen quälenden Gedanken nicht alleine zu sein. Wir verbrachten eine friedliche Stunde mit Schachspielen ohne Worte, bis ihm der Kontakt offenbar genügte und er wieder nach Hause gehen konnte.

Inzwischen, nach einigen Jahren, ist er viel gesprächiger geworden. Er kann über seine Sehnsüchte nach Kontakt und über seine düsteren Zukunftsperspektiven sprechen, und er trägt sich mit der Idee, sich auf eine intensivere therapeutische Auseinandersetzung einzulassen - er brauchte offensichtlich diese Zeit.

Die Mehrzahl der Beratungen sind allerdings einmalige Kontakte, in denen ein aktuelles quälendes Problem besprochen wird. Wir bemühen uns, den Ratsuchenden von seinem akuten Druck zu entlasten, und danach mit ihm zusammen eventuell neue Perspektiven für den fruchtbaren Weg aus der Krise zu entwickeln. Als entscheidendes Hilfsmittel erwies sich der Faktor „Zeit“: Alleine schon das Gefühl, ohne Eile und ohne vorab gesetzte Begrenzung des Kontakts sich im Gespräch entfalten zu können, wirkte bei vielen Hilfesuchenden entlastend, oft mehr als eine inhaltliche Klärung. Manche konnten auch eine ganze Nacht improvisiert in den Räumen des K.U.B. verbringen, um in dieser sicheren Umgebung ruhiger zu werden und zu sich zu finden. Ich selbst erlebte den beeindruckenden Prozess mit, wie über den Zeitraum von sechs Stunden sich das Gesicht einer jungen Frau völlig veränderte, wie ihre anfängliche scheinbar grenzenlose Panik einer ruhigen Nachdenklichkeit wich. Sie fürchtete verrückt zu werden, die Kontrolle über sich zu verlieren. Einen Moment lang hätte mich ihr inneres Entsetzen, ihre Angst davor, dass ihre Persönlichkeit auseinanderfallen könnte, beinahe selbst angesteckt. Die Perspektive, genügend Zeit zu haben, gab mir jedoch die nötige Zuversicht, und diese Sicherheit schien sich zu übertragen. Im Laufe der Nacht konnte sie allmählich ihre Fassade aufgeben, ohne dass die befürchtete Katastrophe eintrat. Sie konnte sich ihren Gefühlen von Wertlosigkeit stellen und sie allmählich relativieren, während ich oft nur schweigend daneben saß. Am Morgen beendete sie von sich aus das Gespräch und verabschiedete sich, völlig klar und mit offenem Kontakt zu mir.

Wäre sie in eine psychiatrische Klinik gekommen, oder hätte sie sich anderntags von selbst wieder beruhigt? Die Frage muss offen bleiben, und sie verweist auf eines der Hindernisse, denen wir bei der Realisierung von K.U.B. und Krisenzentrum von Anfang an gegenüber standen: Wie lässt sich die präventive Wirkung einer Einrichtung beweisen, die keine persönlichen Daten erhebt und mit ihrer Arbeit einsetzt, bevor jemand nachweisbar „krank“ oder sichtbar geschädigt ist? An die Stelle von Statistiken setzten wir notgedrungen inhaltliche Auseinandersetzung und Öffentlichkeitsarbeit. Der entscheidende Durchbruch kam schließlich, als wir (über ABM-Stellen) hauptamtliche Kräfte zur Verfügung hatten, die den K.U.B. unablässig bei anderen psychosozialen Einrichtungen, in Kliniken, bei Sozialpsychiatrischen Diensten etc. bekannt machten und um Vertrauen für dieses neue Modell einer möglichst wenig institutionell geprägten Institution warben. Bis dahin hatten die etwa 30 Mitarbeiter/innen des K.U.B. (nur einige davon sind auch KommRumis, die anderen kommen aus anderen Projekten und anderen Arbeitszusammenhängen) die organisatorischen Aufgaben und die Nachtdienste zusätzlich zu ihren sonstigen Jobs während der Woche geleistet.

Die festen Mitarbeiter/innen brachten nun endlich den Schwung, das als Fernziel geplante Krisenzentrum konkret zu konzipieren und an den Gesundheitssenator als naheliegendsten Finanzier heranzutragen. Es war schon vorher klar: Um wirklich wirksame Krisenintervention leisten und in nennenswertem Umfang Menschen vor dem Weg in die Psychiatrie bewahren zu können, durften wir uns nicht mit drei Nachtdiensten pro Woche zufrieden geben. Gerade um auch den schwierigeren Situationen gerecht zu werden, braucht es einen Dienst rund um die Uhr, braucht es informelle Übernachtungsmöglichkeiten, ohne Krankenschein und Überweisung, die einen nicht gleich als psychisch Kranken abstempeln. Sie können helfen, dass sich jemand für einige Tage von seiner belastenden Umgebung fernhalten kann, Abstand gewinnt, oder dass er in seiner zutiefst verunsicherten Situation einfach mit anderen Menschen zusammen sein und sich geborgen fühlen kann. Diese Sicherheit suchen Menschen in Krisen ja bislang, weil sie nichts Anderes kennen, in einer Klinik, und diesem Bedürfnis müssen wir auf eine weniger folgenreiche Weise gerecht werden. Wer seine Ruhe will, soll sie in dieser „Krisenwohnung“ (eine ganz

„normale“ Wohnung mit Platz für fünf bis sechs Leute) haben; wer viele Gesprächsmöglichkeiten und Auseinandersetzung sucht, dem stehen die festen Mitarbeiter und bei Bedarf auch „Rufbereitschaften“ zur Verfügung. Diese Kolleg(inn)en in Rufbereitschaft werden es auch sein, die bei Bedarf „vor Ort“ fahren, wenn jemand in seiner Not diesen Besuch wünscht, oder wenn andere Menschen mit dem Verhalten von Freunden, Nachbarn, Angehörigen nicht mehr zurechtkommen (sie, die uns rufen, sind dann diejenigen, um deren Sorgen es geht!).

Jahrelang hatten wir darum gekämpft, unser Konzept unabhängig und ohne Abstriche entwickeln zu können. Nun, als der K.U.B. etabliert war, stand es an, die Konfrontation mit der „Versorgungs“-Wirklichkeit zu suchen. Ansatzpunkt wurden die Planungen zur Umgestaltung der „psychiatrischen Versorgung“ in unserem Heimatbezirk Schöneberg. Vertreter/innen von KommRum und K.U.B. wirkten mit bei einer Planungsgruppe der Psychosozialen Arbeitsgemeinschaft des Bezirks, die ein neues Modell der Versorgung für Schöneberg erarbeitete. Sie setzten sich dafür ein, dass das Krisenzentrum in diesen Plan mit aufgenommen wurde, und mussten dafür einige Kröten schlucken (zum Beispiel die aus unserer Sicht überdimensionierte psychiatrische Abteilung am Krankenhaus des Bezirks). Über diese Planungen kam es schließlich auch zu den fälligen Reibungen und Diskussionen mit den anderen Einrichtungen in Schöneberg, soweit sie stärker medizinisch orientiert sind; es begannen die Auseinandersetzungen um die Frage, ob „Psychotiker“ mit Gesprächen erreicht werden können oder ob man nicht doch Medikamente braucht, und wer denn für Zwangsmaßnahmen zuständig sein sollte (natürlich waren die ärgerlich, für die nach unserem Konzept nur die unangenehmen Jobs übrig bleiben). Trotz mancher Irritationen: Diese Streitgespräche waren und sind nötig, sie schaffen für uns die Verbindung zur „offiziellen“ Psychiatrie, bei gleichzeitiger kritischer Distanz. Sie halten das wichtige Thema „Krise“ in der Diskussion - mit Erfolg: Die Mittel für den K.U.B. sollen im nächsten Jahr verdoppelt werden - der nächste Schritt zum Krisenzentrum kann erfolgen.

Lebensalternativen

Meine eigenen Träume gehen freilich noch weiter. Ich möchte gerne mit „normalen“ und „verrückten“ Menschen in einem „Landprojekt“ zusammenleben und -arbeiten, außerhalb von Berlin, aber in enger Verbindung mit dem KommRum. Auf dieses Projekt bündeln sich meine Wünsche, wie ich selbst gerne in Zukunft leben möchte, und ebenso meine gesellschaftspolitischen und ökologischen Ansprüche. Ich bin gerade durch meine Erfahrungen im KommRum noch einmal darin bestärkt worden, dass ich selbst einen größeren Lebenszusammenhang über den engen Familien- oder Freundeskreis hinaus brauche, um mich entfalten zu können, eine Gruppe, in der ich aufgehoben und verankert bin, in der ich mich aber auch abgrenzen und zurückziehen kann. Meine Erlebnisse mit den Verrückten im KommRum haben mir gezeigt, dass ich mich in ihrer Gegenwart wohl fühlen kann, gerade weil sie nicht so „erfolgreich“ in unserer Ellenbogengesellschaft mithalten können. Aber die Grenzen des KommRum sind mir zu eng gesteckt. Hier, vor allem in seinem Café, sind zwar die zugespitzten Unterschiede zwischen Normalen und Verrückten schon gehörig zusammengeschrumpft; mir selbst schwebt aber noch mehr vor: Eine Gemeinschaft, in der nicht nur stundenweise, sondern den ganzen Tag über die Verrückten ihren sicheren und anerkannten Platz haben, am Leben beteiligt sind, und in der sie den äußeren Rahmen finden, ihre Fähigkeiten einzubringen, sich nützlich und wertvoll zu fühlen. Ich selbst möchte nach neun Jahren KommRum mit diesen Tausenden von kurzen Begegnungen zur Abwechslung eine feste Gruppe von Menschen, auf die ich mich beziehen kann. Mit ihnen möchte ich eine ökologisch orientierte Lebensweise finden (das geht zusammen leichter als alleine), die undogmatisch und ohne Verzichtsideologie allen Bewohnern, egal ob mit oder ohne eigene Psychiatrieerfahrung, gut tut und mithilft, die bedrohten natürlichen Lebensgrundlagen zu erhalten.

Die Idee ist recht einfach: Es wird eine Anfangsgruppe von ca. 30 Personen geben. Ein Drittel davon werden „funktionierende“ Normale sein, „Psycho-Profis“ und Leute mit handwerklichen oder sonstigen nützlichen Qualifikationen, die die Qualität des Lebens mit Verrückten zu schätzen wissen. Ein weiteres Drittel werden Leute mit Psychiatriekarriere stellen, die recht und schlecht außerhalb von Kliniken leben, aber keine befriedigende Identität für sich finden, keine Arbeit haben und unter diesen Umständen immer wieder in die Psychiatrie zurückkehren. Das dritte Drittel werden Leute sein, die bislang in Kliniken untergebracht sind und lernen möchten, wieder „draußen“ zwischen den anderen Menschen zu leben - also eine Art Therapeutische Wohngemeinschaft für ehemals chronifizierte Psychiatriepatient(inn)en. Sie können nach einigen Jahren ihr Leben selbständig anderswo weiterleben oder im Rahmen dieser Gemeinschaft eine dauerhafte unbetreute Lebensform finden. Der geeignete Ort für diese Mischung von Menschen wäre noch zu finden: Ein alter Gutshof, eine stillgelegte Fabrik, ein aufgelassenes Kloster, vielleicht auch eine ehemalige psychiatrische Anstalt, die umfunktioniert werden kann...

Im Unterschied zum KommRum mit seiner „Psycho-Lastigkeit“ wird in diesem Landprojekt die produktive Arbeit eine gleichberechtigte Rolle spielen. Alle Bewohner sollen nach ihrer Lust und nach ihren Fähigkeiten arbeiten und entsprechend bezahlt werden. Eine Reihe von Betrieben wird also, neben dem therapeutischen Angebot, aufzubauen sein, und sie werden sich vordringlich mit ökologischen Themen beschäftigen: Eine Gärtnerei, die nach biologisch-dynamischen Prinzipien arbeitet, und ein Laden (inklusive Hauslieferung für die nähere oder weitere Nachbarschaft) mit ökologisch unbedenklichen oder empfehlenswerten Waren (Farben, Waschmittel etc.). Eine Firma wird sich mit energiesparenden und umweltfreundlichen Heizsystemen beschäftigen und wird natürlich auch die eigenen Gebäude mit entsprechenden Anlagen ausstatten - Stichworte: Wärme-Kraft-Kopplung, Biogasanlagen, Windenergie... Ein Café oder Restaurant wird als Treffpunkt und „Kommunikationszentrum“ für Leute dienen, die für ökologische Fragen aufgeschlossen und/oder mit ihrer Lebenssituation unzufrieden sind und einen Kristallisationspunkt für ihre Suche nach Alternativen brauchen. Dieser Treffpunkt wird auch sicherstellen, dass dieses Projekt kein abgeschottetes Ghetto bleibt, sondern in sein Umfeld hineinwirkt. Räume für Tagungen und Unterkunftsmöglichkeiten für Urlaubsgäste oder Therapiegruppen, eine „Oase“ mit Sauna und Meditationsangeboten - die Palette der Aktivitäten und der zu schaffenden Arbeitsplätze ist weit gefächert.

Die „ökologische Frage“ wird auch zum entscheidenden Medium werden, um das Selbstverständnis und das Selbstwertgefühl der Verrückten zu thematisieren und ihnen die Abkehr von der „Patienten“-Rolle zu erleichtern. Die Ökologie wird eine Aufgabe für die ganze Gemeinschaft, ein „gemeinsames Drittes“, vor dem der Unterschied zwischen den „Normalen“ und „Verrückten“ verblasst - alle sind davon betroffen. Das wird sicher einfach schon durch die atmosphärische Wirkung deutlich werden, wenn das Thema der bedrohten Natur ständig im Alltag auftaucht - von der gesunden Ernährung, über die Wege, wie man Müll vermeiden und Rohstoffe recyceln kann, bis zu Diskussionen mit der Kundschaft, wie weiß ihre Wäsche sein soll und wie schlimm Würmer im ungespritzten Apfel wirklich sind. Die Menschen mit Psychiatrieerfahrung, die in ihrer Verrücktheit, auf der Flucht vor dem harten Alltag, oft das „ideale Leben“ beschwören - konfliktfrei, natürlich, harmonisch: Hier, an solchen konkreten, alltäglichen Verhaltensweisen können sie lernen, wie man zumindest Teile der eigenen absoluten Sehnsüchte realitätsgerecht verwirklicht.

Aber auch in individueller Auseinandersetzung und auf gemeinsamen Treffen soll jede/r Bewohner/in mit dem Thema „Stärke und Schwäche“, mit der eigenen Verletzlichkeit konfrontiert werden, mit dem Wert von Sensibilität und mit den eigenen schlummernden Kräften. Negative, destruktive Haltungen gilt es zu bearbeiten - nicht mit Hilfe einer Moral oder einer Ideologie, sondern über das gemeinsame Interesse. „Ich brauche deine Mithilfe!“ wirkt als Bitte eines

Mitbewohners überzeugender als der Appell eines „Betreuers“: „Du musst jetzt anpacken, weil es für deine Entwicklung gut ist!“. Die darüber gewonnene stabilere Identität und das Gefühl von Kompetenz bei denen, die nicht so gut funktionieren, wird sich nach dem Schneeballprinzip weiter ausbreiten: Die sich bereits stabilisiert haben, werden sich als wichtig erleben, wenn sie denen, die vorerst noch weniger lebensstauglich sind, zur Hand gehen. Wer sich bereits aus dem bedrückenden Einfluss seiner Psychiatrieerfahrung befreit hat, kann seinen Lerngewinn weitergeben an andere, die sich noch ohnmächtig fühlen. Das Wachstum dieser Gemeinschaft ist gewünscht und eingeplant.

Dieses Projekt wird sich nicht darauf beschränken, für seine Bewohner angenehme Lebensbedingungen zu schaffen. Es ist als Modell mit Außenwirkung gedacht. Selbst wenn es nicht direkt übertragbar ist auf andere Situationen - schließlich liegt es nicht jedem, in einer solchen Gruppe zu leben - gibt es Argumentationshilfe für alle, die sich darum bemühen, dass verletzte, verrückte Menschen nicht in Kliniken oder Wohnheimen vor sich hin vegetieren müssen. Es wird Bedingungen aufzeigen, die „schwächere“ Menschen brauchen, um ein Leben in Würde zu führen. Der Rechtfertigungsdruck für die Psychiatrie soll zunehmen.

Kann ein solches Projekt auch ein Modell werden für das Leben der „Normalen“? „Nur Stämme werden überleben!“ - diese indianische Vision eines solidarischen Zusammenschlusses gegenüber den Herausforderungen der Zukunft hat mich beeindruckt. Die zunehmende Anonymität unserer Gesellschaft, der so oft gescheiterte Traum vom Idyll der Kleinfamilie, wirken als Hemmschuh für eine gemeinsame Verantwortlichkeit gegenüber der Natur, von der wir abhängig sind. Jedem seine eigene Waschmaschine, sein eigenes Auto, nur um die konflikträchtige Abstimmung mit anderen Menschen zu vermeiden - dieser absurde Drang zum Privaten erweist sich immer mehr als Sackgasse und beschleunigt die Ökologische Katastrophe. Das Privateigentum gänzlich abzuschaffen, wie es viele Kommunen versucht haben, wird als Anspruch unrealistisch, wenn man ihn auf weitere Bereiche der Gesellschaft ausdehnen wollte. Die Wege dazwischen, mit vielen unterschiedlichen Formen von Gemeinsamkeit, je nach den Bedürfnissen der Menschen, die sich zusammenfinden, lohnt sich zu erkunden. Diese Modelle können zeigen, wie es möglich ist, beides miteinander zu verbinden: Jeder kann seinen individuellen Lebensstil und das für ihn stimmige Maß an Kontakt und Abstand pflegen und verpflichtet sich gleichzeitig freiwillig - weil er selbst davon profitiert - zu einem solidarischen Miteinander mit seinen Mitbewohnern und zur Rücksicht auf die natürliche Umwelt, von der er abhängig ist. Anders als unsere gegenwärtige anonyme Zweidrittelgesellschaft kann ein solches Netz aus persönlichen Beziehungen auch Schwächeren materielle und seelische Sicherheit geben - die ganze Gemeinschaft macht sich dafür verantwortlich, dass jede(r) Arbeit und ausreichendes Einkommen hat und seine persönlichen Schwierigkeiten nicht mit sich alleine abmachen muss. Der mögliche Gewinn für alle Beteiligten: Optimale individuelle Entfaltung auf dem festen Boden, den die Gruppe schafft, und Stärke gerade aus dem Gefühl heraus, nicht alleine den Anforderungen der Welt gegenüber zu stehen.

Ist ein solcher Traum utopisch, verrückt, wirklichkeitsfremd? Er wird viel Geld und Energie erfordern, und er wird sicher nur Wirklichkeit werden, wenn er eingebettet ist in ein entsprechendes soziales Umfeld von Leuten, die ihre Sehnsüchte nach einem weniger entfremdeten Leben darin wiederfinden und dieses Projekt unterstützen und für sich nutzen.

Was hilft uns weiter, wenn nicht konkrete Träume? Ich werde Sie jedenfalls auf dem Laufenden halten!

Nachlese

Jetzt, im Januar 1990, ist es gerade 10 Jahre her, dass wir den Mietvertrag für unsere Räume in der Schnackenburgstraße unterschrieben haben. Eigentlich ein Grund zum Feiern - aber uns ist nicht so recht danach zumute. Die Krise, die ich im Kapitel „Aufbruchstimmung“ voreilig als schöpferisch und erfolgreich bewältigt beschrieben habe, dauert nun doch etwas länger, der Abschied vom alten „Nest“ fällt schwerer, als wir dachten. Die zusätzlichen Räume, die wir schon angemietet hatten, haben wir durch Pech, aber auch eigene Dusseligkeit wieder verloren, und um die interne Kommunikationsfähigkeit in den gewohnten engen räumlichen Verhältnissen steht es nicht zum besten.

Es entlastet ein bisschen zu wissen, dass eine ganze Reihe von psychosozialen Projekten, die um 1980 herum entstanden, sich mit ähnlichen Krisenstimmungen herumschlagen. Nach 10 Jahren ist anscheinend in der Regel die alte gemeinsame Ausgangsbasis und die einmalige historische Situation, die das Projekt hervorgebracht hat, soweit entfernt, sind die persönlichen Entwicklungen so unterschiedlich verlaufen (und oft auch viele „Alte“ weg und viele „Neue“ dazugekommen), dass es viele Mühe und schmerzhafteste Prozesse kostet, einen neuen tragfähigen Boden zu zimmern.

Die Arbeit mit unseren Gästen und Klienten leidet darunter erstaunlicherweise kaum. Nur unseren Traum von Arbeitsplatzprojekten für Psychiatriebetroffene müssen wir uns wohl abschminken. Anscheinend verträgt der Rahmen des KommRum und die Verarbeitungskapazität der Mitarbeiter/innen diesen zusätzlichen Schwerpunkt mit noch mal neuen Gesichtern und erhöhtem finanziellem Risiko nicht. Schade!

Es fehlt dennoch nicht an neuen Ideen - aber sie werden sich wohl mit eigener Trägerschaft und Organisation etablieren, wenn auch in enger Verbindung mit dem „Mutterhaus“ KommRum, gewährleistet durch persönliche Kontakte und inhaltliche Zusammenarbeit. Beispielsweise das Projekt „Lebensraum“ - angeregt durch ähnliche Modelleinrichtungen, die unter dem Namen „Soteria“ (griechisch: Heil, Rettung, Schutz) im schweizerischen Bern und in Kalifornien erprobt wurden. Grundidee: Eine Wohnung/Haus/Villa soll 6-8 Leuten eine Weile „Lebensraum“ geben, wenn sie auf eine schwierige Lebenssituation mit „Verrücktheit“ reagieren und wenn es sinnvoll erscheint, dass sie diese Krise mit Abstand von ihrer sonstigen Lebenssituation durchstehen. Ohne Medikamente, mit viel therapeutischer Begleitung, soll das Projekt ihnen helfen, heil über diese Zeit hinwegzukommen und sie zur persönlichen Weiterentwicklung zu nutzen.

Lebensraum im ganz praktischen, alltäglichen Sinn wird für unsere Gäste über das Jahr 1989 hinweg zunehmend knapp. Die katastrophale Wohnungssituation in Berlin führt dazu, dass manche von ihnen einfach über Monate in psychiatrischen Kliniken „wohnen“ bleiben müssen, weil sie ihre eigenen Räume verloren haben und von der Klinik aus nicht mehr die nötige Kraft aufbringen und zuwenig Unterstützung finden, sich der Konkurrenz auf dem Wohnungsmarkt auszusetzen. Gerade bei Edmund, der nach jahrelangem Streit mit seinem Amtspfleger um Renovierungskosten vor einem Jahr aus seiner Wohnung flog, ist uns diese Entwicklung ziemlich nahegegangen: Hilflos mitansehen müssen, wie dieser Entzug seiner Lebensbasis ihm den Mut nimmt, überhaupt noch selbständig leben zu wollen.

Solche Erfahrungen bestärken mich noch in der Überzeugung, dass neue soziale Formen für das Zusammenleben mit „Verrückten“ nötig sind: Stichwort „Landprojekt“, meine eigene Perspektive. Zwar bin ich durch die Ereignisse des turbulenten Jahres 1989 auch etwas durcheinandergeraten. „Auf dem Lande, außerhalb von Berlin“, hieß noch vor kurzem eben noch „irgendwo entlang der DDR-Grenze“ in der Bundesrepublik. Die Öffnung der Mauer und die Ungewissheit über die weitere Entwicklung der beiden Deutschländer verlangt wohl noch andere Überlegungen.

Dennoch: Eine feste Gruppe von 10-12 Leuten, teils selbst mit Erfahrung in der Psychiatrie, trifft sich seit einem halben Jahr regelmäßig unter dem Gruppentitel „Land in Sicht“, um dieses Projekt vorzubereiten. Auch Hugo ist dabei, seit er wieder ins KommRum zurückgekehrt ist und wir uns versöhnt haben. Es stehen viele praktische Arbeiten an, von der Vereinsgründung über die Suche nach geeigneten Häusern, Finanzierungsmöglichkeiten, Unterstützern und Sponsoren bis zur konkreten Konzeptentwicklung für die einzelnen Arbeitsbereiche und zur Einarbeitung in ökologische Fragestellungen.

Parallel dazu natürlich Persönliches: Die Beziehungen untereinander müssen geklärt werden - unerlässlich, weil wir später eben sehr aufeinander angewiesen sein werden, aber auch schwierig, weil so viele von uns gerade mit Kontakt, Nähe und Abgrenzung ihre Probleme haben. Andererseits ist die Idee des Projekts offensichtlich attraktiv genug, sich diesen Mühen und Schmerzen auszusetzen.

Ungeduld bestimmte die ersten Sitzungen, manchen hätten am liebsten sofort den Umzugswagen bestellt, und die Aussicht, einige Jahre ohne Gewissheit, dass das Projekt auch wirklich klappt, gestützt von vager Hoffnung und dem Gruppenzusammenhalt, die eigenen Energien investieren zu müssen, konfrontierte viele von uns mit den bisher gewohnten Strategien und Mühen, das Leben zu planen. Inzwischen hilft die Vorbereitungszeit den meisten, ihr Leben zu stabilisieren, Kenntnisse und Qualifikationen zu sammeln. Die Auseinandersetzung in der Gruppe über Schwäche und Kompetenz (wer traut sich zu, Protokolle zu schreiben oder Satzungsentwürfe zu formulieren?) zwingt zur Klärung der eigenen Rolle.

Unterschiede in der „Leistungsfähigkeit“ sollen in diesem Projekt möglich sein. An der Orientierung am gesellschaftlichen Leistungsmaßstab leiden viele in dieser Runde, und hier ist auch der Ansatzpunkt für die Entwicklung einer eigenen Gruppennorm: Jede/r soll dahin kommen, sich selbst, die eigenen Fähigkeiten und Schwerpunkte, als Maßstab der Bewertung zu sehen und damit in der Gruppe seinen/ihren anerkannten Platz zu finden - trotz oder gerade mit Hilfe der eigenen Probleme, die jemand mitbringt. „Aus der Not eine Tugend machen“ - so heißt bei uns dieses Prinzip. Das, was jemand als seine eigene Schwäche, als Macke, verachtet, kann in der Diskussion mit der Gruppe umgewertet werden zu einer Stärke, die ihm und der ganzen Gruppe nützt. Wenn jemand sich keinen Belastungen gewachsen fühlt, weil er/sie wegen eines Rückensleidens nur begrenzt arbeitsfähig ist und täglich schwimmen gehen muss, dann lässt sich das auflösen, wenn die Gruppe den (allen nützlichen) Einbau eines Schwimmbades beschließt und das betreffende Gruppenmitglied bittet, Bademeister im Landprojekt zu werden und sich um Informationen über Bau, Kosten und ökologische Verträglichkeit von Schwimmbecken zu kümmern.

Mir selbst, bisher in der Gruppe in der Rolle des Machers, der den Karren immer weiter schiebt, ist inzwischen deutlich geworden, wie sehr ich selbst von der Unterstützung der anderen abhängig bin und immer wieder Ermunterung brauche. Und siehe da: Sobald ich das deutlich machte, zeigten andere aus der Gruppe ihre sozialen Fähigkeiten, übernahmen mehr Verantwortung für den Gruppenprozess, und halfen mir, mein Tief zu überstehen - für mich eine praktische Lektion im ökologischen Denken: Die wechselseitige Abhängigkeit zu akzeptieren bringt weiter als die Pose des einsamen Kämpfers.

In ähnlicher Weise sind wir als Landprojektgruppe zusammen auf Hilfe von außen angewiesen, auf moralische ebenso wie auf finanzielle oder „logistische“ Unterstützung, auf Tipps über geeignete Gebäude und auf Vermittlung von hilfreichen Kontakten. Ich glaube, wir können viel zurückgeben.

Bücher bzw. Autoren, die ich erwähnt habe:

Peter Lehmann: Der chemische Knebel. Warum Psychiater Neuroleptika verordnen. Antipsychiatrieverlag Berlin 1986

Mara Selvini-Palazzoli u.a.: Paradoxon und Gegenparadoxon. Klettverlag Stuttgart 1977

Gregory Bateson: Ökologie des Geistes. Suhrkampverlag Frankfurt 1985

Helm Stierlin: Von der Psychoanalyse zur Familientherapie. Klettverlag Stuttgart 1975